

**Gegenwartsprobleme
und historische Bezüge**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 45, Februar 2022

Gegenwartsprobleme und historische Bezüge

mit Beiträgen von

Peter J. Brenner, Udo von der Burg, Helga Colbert, Dorothea Franck,
Helmut Glück, Peter Kaupp, Philip Mattson, Susanne S. Renner,
Hazel Rosenstrauch, Jochen Schauenburg, Wolfgang Siegfried,
Ulrich Schmidt-Denter, Kerstin von Schwerin,
Alexander Stöger, Dieter Strauss

Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft,
Kunst und Bildung e.V., Mannheim
ISBN: 978-3-96031-003-7

Copyright 2022 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

Redaktion: Prof. Dr. Ulrich Schmidt-Denter, Köln

Layout, Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf

www.edition-tz.de www.tz-verlag.d

Inhalt

Vorwort.....	5
I. Covid-19-Pandemie aus interdisziplinärer Sicht	
WOLFGANG SIEGFRIED Die Viren und der Mensch	9
UDO VON DER BURG Die Anfänge der Pockenimpfung in Berlin.....	15
JOCHEN SCHAUBENBURG Entscheiden unter Unsicherheit – Ein Plädoyer für eine größere Fehlertoleranz im öffentlichen Corona-Diskurs	27
UDO VON DER BURG Wilhelms Staatsschrift und Corona.....	47
II. Identität als individuelles und gesellschaftliches Problem	
ULRICH SCHMIDT-DENTER Identitätsforschung, Identitätspolitik und der Zusammenhalt der Gesellschaft.....	63
HELMUT GLÜCK Die Grammatik und das Gendern	121
PETER KAUPP Auf den Spuren von Mohren, Mauren und Kammertürken. Ein kulturwissenschaftlicher Beitrag zur aktuellen Rassismusdebatte.....	153
PETER. J. BRENNER Haben Gesellschaften eine „Identität“? Zur Geschichte und Semantik eines politischen Kampfbegriffs.....	181
ALEXANDER STÖGER „Ich hatte Jahre lang fort experimentiert, ohne von dem zu hören, was andere indeß bekannt machten“ – Alexander von Humboldts Selbst und Fremddarstellung als Experimentalwissenschaftler.....	219

HAZEL ROSENSTRAUCH

Emanzipation – Assimilation – Integration – Abgrenzung.
Reflexionen zum christlich-jüdischen Verhältnis während der
„Berliner Klassik“ 247

III. Humboldt-Forschung in wechselnden Perspektiven

SUSANNE S. RENNER

Der Umfang der botanischen Sammlungen Humboldts und Bonplands
und warum sie bis heute unzureichend ausgewertet sind..... 259

DIETER STRAUSS

„Drum frisch, lass alles Sinnen sein, und grad mit in die Welt hinein.“
Über die Wirkung der Lateinamerika-Reise Alexander von Humboldts
auf Goethe 271

DOROTHEA FRANCK

Humboldt 2.0: Mannigfaltigkeit und Individualität.
Zur aktuellen Relevanz von Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie 297

KERSTIN VON SCHWERIN

„Wir leben in einer Zeit [g]roßer Umwandlungen.“ Neuedition des
Briefwechsels zwischen Caroline von Humboldt und Friederike Brun 317

PHILIP MATTSON

Wer ist F.? „Fanny“, „die Fränkel“, Frau (von) Pobeheim:
drei Namen, eine Person 327

IV. Gedichte

HELGA COLBERT

Der Bucklige; Abendstille; Gottes Traurigkeit; Begegnung; Der Wind 347

Autorenverzeichnis 353

Vorwort

Worum geht es in diesem Band? Es handelt sich um ein Themenheft, d.h. es wurden nicht die vielfältigen Referate, die auf den Tagungen der Humboldt-Gesellschaft üblicherweise gehalten werden, dokumentiert, sondern zu vorgegebenen Themenschwerpunkten gezielt fachlich besonders qualifizierte Autoren gewonnen, von denen viele dem Akademischen Rat angehören. Die durch die Corona-Pandemie bedingten Einschränkungen führten dazu, dass 2019 und 2020 keine Tagungen stattfinden konnten. Bereits der letzte Band Nr. 44 war somit als Themenheft konzipiert worden, allerdings monothematisch auf die aktuelle Forschung über Leben und Werk Alexander von Humboldts anlässlich seines 250. Geburtstags bezogen.

Der vorliegende Band 45 widmet sich dagegen wieder stärker der satzungsgemäßen Aufgabe der Humboldt-Gesellschaft, Forschung „mit Schwergewicht auf drängende Zeitfragen“ (§ 2, Abs. 3.a) zu betreiben. Das Heft stellt diesbezüglich zwei Gegenwartsprobleme in den Vordergrund: die Covid-19-Pandemie und die leidenschaftlich geführte Debatte um Identität und Identitätspolitik. Von diesen Problemstellungen ausgehend, werden in den Beiträgen auch historische Bezüge aufgezeigt, vor allem zu den Brüdern Humboldt und ihrer Zeit. Darüber hinaus werden in einer weiteren Rubrik aber noch aus verschiedenen Perspektiven neu erschienene Forschungsbefunde über Alexander, Wilhelm und Caroline von Humboldt mitgeteilt. Gedichte von Helga Colbert runden den Band ab.

Die Thematik „Covid-19-Pandemie“ wird aus interdisziplinärer Sicht beleuchtet. *Wolfgang Siegfried* informiert über das medizinische Wissen über die Rolle der Viren in der Menschheitsentwicklung. *Jochen Schauenburg* plädiert für mehr Verständnis bezüglich der organisatorischen Schwierigkeiten bei der politischen Bewältigung der Corona-Problematik. Die beiden Beiträge von *Udo von der Burg* betreffen die historische Perspektive, indem sie die Anfänge der Pockenimpfung darstellen und einen Bogen von aktuellen Herausforderungen zu zentralen Aussagen in Wilhelm von Humboldts „Staatschrift“ spannen.

Der Themenblock „Identität als individuelles und gesellschaftliches Problem“ wird eingeleitet durch einen Übersichtsartikel aus psychologischer Sicht von *Ulrich Schmidt-Denter*. Es geht um Kernaussagen der Identitätsforschung, die in Bezug gesetzt werden zu der kontroversen Debatte um die Identitätspolitik. Daraus ergeben sich Schlussfolgerungen zu den psychologischen Grundlagen des sozialen Zusammenhalts. *Helmut Glück* widmet sich als Linguist einem Teilaspekt der Identitätspolitik, der sog. Gendersprache. Er diskutiert mit großer fachlicher Expertise das Spannungsfeld zwischen Grammatik und Gendern, so dass man seinen Beitrag angesichts der Wirren des Zeitgeistes ohne Übertreibung

als Pflichtlektüre bezeichnen kann. *Peter Kaupp* vermittelt wichtige historische Kenntnisse für eine Korrektur der aktuellen identitätspolitisch motivierten Rassistikdebatte. *Peter J. Brenner* diskutiert differenziert und kenntnisreich den Begriff der kollektiven Identität im Kontext politischer Auseinandersetzungen. Die personale Identität steht dann wieder stärker im Vordergrund des Beitrags von *Alexander Stöger*, der Entwicklungen, aber auch Spannungen und Widersprüche im Selbst- und Fremdbild Alexander von Humboldts als Experimentalwissenschaftler herausstellt. Ebenfalls historisch orientiert sind die Ausführungen von *Hazel Rosenstrauch* über das christlich-jüdische Verhältnis während der „Berliner Klassik“, die aber dennoch auf Schlüsselbegriffe der modernen Identitätsforschung verweisen.

Verschiedene kreative Zugänge kennzeichnen die Beiträge zum Themenblock über die aktuelle Humboldt-Forschung. *Susanne S. Renner* berichtet über die Schwierigkeiten, die botanischen Sammlungen Alexander von Humboldts zu sichten und wissenschaftlich auszuwerten. *Dieter Strauss* beschreibt die intensive Anteilnahme Goethes an den Lateinamerika-Reisen Alexander von Humboldts. Die Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts ist Gegenstand der Reflexionen von *Dorothea Franck*. Über die Analyse der Originalquellen hinaus schlägt sie den Bogen zu Erscheinungen und Debatten in der Gegenwart. *Kerstin von Schwerin* verschafft Caroline von Humboldt die ihr angemessene Aufmerksamkeit. Die Ausführungen basieren auf einer kürzlich abgeschlossenen Neuedition des Briefwechsels mit Friederike Brun. *Philip Mattson* recherchiert und analysiert akribisch die rätselhafte Identität einer gewissen „F.“ aus dem Bekanntenkreis bzw. Briefwechsel Wilhelm von Humboldts.

Die Gedichte von *Helga Colbert*, die zum Abschluss des Bandes erscheinen, sorgen für einen literarischen Ausklang und rufen in Erinnerung, dass auch die Beschäftigung mit der Kunst zu den satzungsgemäßen Aufgaben der Humboldt-Gesellschaft gehört.

Prof. Dr. Ulrich Schmidt-Denter
Koordinator des Akademischen Rates

I.
Covid-19-Pandemie aus interdisziplinärer Sicht

Die Viren und der Mensch

VON WOLFGANG SIEGFRIED

In Zeiten der Coronapandemie und der unterschiedlichsten Bewertungen des Risikos einer Coronainfektion und einer Coronaimpfung ist es vielleicht an der Zeit, ein paar allgemeine und möglichst objektive Betrachtungen über die Rolle der Viren in unserer Welt anzustellen, so wie es vielleicht auch Alexander von Humboldt heute tun würde. Immer wieder hatte er sich mit medizinischen und speziell elektrophysiologischen Themen befasst und wurde im Laufe seines Lebens auch ohne Medizinstudium dreimal mit der Ehrendoktorwürde der Medizin ausgezeichnet (1827 in Dorpat, 1828 in Bonn und 1848 in Prag). Die Doktorurkunde der Universität Bonn würdigt A. v. Humboldt ausdrücklich für seine Leistungen auf dem Gebiet der Physiologie und Pathologie und deren Bedeutung für die Öffentlichkeit.

1. Ein Rückblick in die Impfgeschichte

1825 lobte Alexander von Humboldt ausdrücklich die erste weltweite Pockenimpf-Expedition, die zwischen 1803 und 1806 von Spanien unter der Leitung des Arztes Francisco Javier de Balmis in Lateinamerika und Asien 1,5 Mio Menschen mit dem Lebendimpfstoff gegen Pocken versorgte (**Abb. 1**). Die sog. Balmis-Expedition hatte das Ziel, eine vom englischen Arzt Edward Jenner 1798 entwickelte neue Methode zur Impfung gegen Pocken in die spanischen Kolonien einzuführen und sowohl Menschen zu impfen als auch vor Ort nachhaltige Impfkampagnen zu initiieren (4, 11). Sie kann als die erste internationale Ge-



*Abb. 1:
Die Korvette «María Pita»
verlässt den Hafen von
La Coruña nach Südame-
rika (Balmis-Expedition).
Gravur nach Francisco
Pérez um 1806*

sundheitsexpedition und Massenimpfung in der Geschichte angesehen werden. Man hatte erkannt, dass die Infektion mit Kuhpocken Menschen auch gegen menschliche Pocken immun werden ließ (4). Daher steckt im Begriff Vakzination und Vakzine auch der lateinische Name der Kuh (vacca).

Da der Impfstoff nur maximal 12 Tage ohne Kühlung haltbar war, die Schiffsreise damals aber ca. 2 Monate dauerte, wurden kurzerhand 22 ungeimpfte Waisenkinder an Bord genommen, von denen jeweils 2 Jungen im Abstand von 10 Tagen mit dem Lebendimpfstoff geimpft und separiert wurden (4, 11). Die Flüssigkeit aus den Pusteln von zwei infizierten Kindern wurde auf eine Wunde am Arm von jeweils zwei noch nicht geimpften Kindern übertragen. Durch sukzessive Impfungen entstand damit eine „Impfkette“ (3, 4, 5, 6, 9, 11)

Es wird zwar nicht von Opfern unter den bestimmt nicht freiwilligen „Impflingen“ berichtet, aber man kann die damaligen medizinischen Methoden - wie auch viele medizinische Tier- und Selbstversuche von Alexander von Humboldt - nur im Lichte der damaligen Zeit verstehen und akzeptieren.

2. Die heutige Sicht auf die Welt der Viren

In der heutigen Zeit haben wir ein phantastisches Wissen über die Funktionsweise der Viren und Möglichkeiten der Impfung erlangt und über das Internet verfügbar. So können sich Impfskeptiker sehr viel besser als in damaligen Zeiten (auch da gab es Impfskeptiker) informieren, vor allem wenn seriöse Quellen befragt werden.

Besonders spannend wird ein kurzer Ausflug in die Welt der Viren, wenn man sich vor Augen führt, wie viele verschiedene Viren unsere Welt in Pflanzen, Pilzen, Archäen (Bakterienvorläufer), Bakterien, Tieren und Menschen besiedeln. Die allermeisten dieser Viren oder Virusvorstufen (Viroide) sind für Mensch und Tier harmlos, da wir längst gelernt haben, uns gegen viele Viren zu verteidigen, indem wir sie sogar teilweise in unser menschliches Erbgut integriert haben (8).

Wenn wir nur ein Gramm Salat essen haben wir im Durchschnitt schon 10^9 infektiöser Viren zu uns genommen, die sogar größtenteils nach Ausscheidung weiter infektiös bleiben, aber nicht menschen-pathogen sind (8).

Würde man den Erfolg eines biologischen Systems danach einordnen, wie viele Exemplare es davon gibt, dann wären Viren eindeutig die Sieger der Evolution. Viren sind zehnfach häufiger als Bakterien. In jedem Kubikzentimeter Meerwasser finden sich zehn Millionen Viren. Und ihre Gesamtzahl allein in den Ozeanen wird auf 10^{31} geschätzt. Hätten einzelne Viruspartikel die Größe von einem Sandkorn, dann würden sie die Erdoberfläche mit einer 15 Kilometer dicken Sandschicht bedecken (7).

3. Was haben wir den (Killer-)Viren zu verdanken?

Viel interessanter noch als Größe und Menge der Viren ist jedoch die Frage was Menschen den Viren zu verdanken haben. Hier vertritt nicht nur die Virologin Karin Mölling die These, dass wahrscheinlich einzelsträngige RNA-Viren ganz am Anfang des Lebens auf unserer Erde gestanden haben. Einfachste RNA-Stränge, die sogenannten Ribozyme gibt es bereits seit 3,8 Milliarden Jahren auf unserer Erde, die auch erst vor 4,5 Milliarden Jahren in der heutigen Form entstanden ist (8). Tatsächlich gibt es über 100 Millionen verschiedenen Viren und damit fließende Übergänge von hüllenlosen Viroiden zu DNA-Viren, Gigaviren mit eigener Protein-Synthese und den Mikroorganismen, die es heute immer wahrscheinlicher machen, dass hier der Anfang des Lebens zu suchen ist. Immer wieder im Laufe der Evolution haben sich Virusbausteine in die DNA des Menschen integriert, um mit ihren genetischen Schneidewerkzeugen konkurrierende Viren außen zu halten. Gleichzeitig haben sie damit unsere Körperzellen zur Abwehr gegen die eigene Virusspezies befähigt (8).

Sogar die Einnistung einer befruchteten Eizelle in die menschliche Gebärmutter wird durch zwei Virusgene ermöglicht, die für die Eiweißmoleküle Syncytin-1 und Syncytin-2 kodieren. Ursprünglich halfen sie dem Virus, seine Hüllmembran mit der Zellmembran der befallenen Wirtszelle zu verbinden um in diese eindringen zu können. Mittlerweile verbinden diese Proteine Zellen in der Plazenta und produzieren eine Abschirmung der embryonalen Zellen gegen das Immunsystem der Mutter, welches in diesem Stadium der Schwangerschaft die embryonalen Zellen angreifen würde. Ohne die Mithilfe der Viren gäbe es keine Säugetiere (7).

4. Familie Humboldt lässt die Kinder impfen

Wilhelm von Humboldt ließ seine Kinder 1793 und 1794 in Jena gegen Pocken impfen, wo auch Christoph Wilhelm Hufeland sich für die Pockenimpfung stark machte, der später 1810 in Preußen die Pockenimpfung einführte. Man kann davon ausgehen, dass Wilhelm von Humboldt ein großer Befürworter war, wenn er seine Tochter kurz nach der Geburt impfen ließ (1, 4).

Alexander von Humboldt bewunderte und verteidigte die ersten, auch damals teilweise umstrittenen Pockenimpfungen. Die Tatsache, dass damals schon viele Millionen Menschen an Pocken gestorben waren, aber auch seit dieser Zeit viele Millionen Menschen ihr Leben allein der Pocken-Impfung und der Polio-Impfung zu verdanken haben, muss gewiss nicht extra betont werden.

5. Wer lässt sich heute gegen Corona impfen?

Sind wir nicht alarmiert, wenn im Oktober 2021 bei Niederschrift dieses Beitrags in Moskau ein tägliches Maximum von mehr als 1000 Todesfälle registriert wird? Dort sind allerdings nur ca. 30% der Bevölkerung geimpft. Werden wir nicht bei den täglichen Nachrichten nachdenklich, die berichten, dass fast alle intensiv-pflichtigen Corona-Patienten in Deutschland nicht geimpft sind? Ein Argument der Corona-Impfskeptiker lautet, man wisse zu wenig über Spätfolgen. Allerdings gibt es bisher überhaupt keine Berichte über Spätfolgen von Impfungen, aber sehr viele Berichte über Spätfolgen der Corona-Infektion und speziell über das Long-Covid-Syndrom (7). Andere Impfskeptiker sagen, die Corona-Impfung sei zu schnell zugelassen worden (5). Immerhin hat die Entwicklung der Ebola-Impfung 15 Jahre gedauert, die von der WHO kürzlich gefeierte Einführung der „Mosquirix“ Malaria-Impfung hat 34 Jahre bis zur Zulassung gebraucht und die Impfung gegen HIV gibt es noch gar nicht. Allerdings darf man dabei nicht unterschätzen, da es sich hier um komplexere, infektiöse Krankheiten handelt, nämlich um sehr wandelbare Einzeller (Malaria) oder ebenfalls sehr wandelbare Retroviren, die das Immunsystem des Menschen direkt infizieren (HIV). Modernste molekularbiologische Systeme einschließlich der m-RNA-Impfstoff-Entwicklung stehen auch erst seit kurzem zur Verfügung.

6. Müssen wir mit (Spät-) Folgen der m-RNA-Impfung rechnen?

Die Tatsache, dass die kurzen, einzelsträngigen Messenger-RNA-Sequenzen aus dem Bereich der Kronen-Zacken-Sequenz der Corona-Viren nach Impfung niemals in den Zellkern menschlicher Zellen vordringen können, weil es dazu keinen Mechanismus in der Zelle gibt, hilft beim Verständnis, dass genetische Spätfolgen der Impfung sehr, sehr unwahrscheinlich sind und bisher auch bei anderen Impfungen noch nie beobachtet wurden (5, 8). Das müssen wir den allermeisten Virologen dieser Welt glauben; darüber gibt es auch keinen Expertenstreit zwischen den führenden Virologen. Spontane Erkrankungen und sogar plötzliche Todesfälle wird es allerdings bei den 20-30% ungeimpften Menschen in Deutschland genauso geben, wie bei den 70-80% geimpften Menschen.

7. Werden weltweit Corona-Impfschäden verschwiegen?

Jeder Verdacht auf Impfschaden ist meldepflichtig und wird gewiss nicht von beauftragten Ärzten und Angehörigen geheim gehalten, weder in Deutschland noch weltweit. Gegenteilige Meinungen gibt es heute in großen Mengen nicht nur im Internet (10). Wer sich für Verschwörungstheorien interessiert, der wird

viele solche Nachrichten heute auch ungefragt bekommen und vielleicht auch bald zum Klimaskeptiker. Leider ist im Einzelfall die Spreu vom Weizen im Internet nicht leicht zu trennen. Der Blick auf die Quellen solcher Nachrichten sollte gewiss die erste Rückversicherung sein, aber da wird fast professionell gemogelt. Auch hier ist es nicht einfach, die wirklichen Nachrichten-Quellen zu erkunden. Hilfreich dabei und bei der Frage, was wissenschaftliche Beweise sind, kann in jedem Fall das neue Buch von Florian Aigner sein: Die Schwerkraft ist kein Bauchgefühl, eine Liebeserklärung an die Wissenschaft (1).

8. Ausblick

Sollte sich die Humboldt-Gesellschaft in ihrem primären Humboldt-Auftrag für Aufklärung und Fortschritt nicht auch für die Corona-Impfung und gegen willkürliche Desinformation einsetzen?

Oder werden wir uns eines Tages bei den heutigen Corona-Impfskeptikern bedanken, dass sie zuletzt unter unvergleichbar größeren Risiken ihre Corona-Immunsierung durch Infektion und trilliardenfacher Virusüberschwemmung ihres eigenen Körpers erworben haben? Sehr unwahrscheinlich, aber nicht zu 100% auszuschließen könnten sich so eines Tages auch Gen-Sequenzen aus Corona Viren in das menschliche Genom integrieren und andere Corona Viren draußen halten. Damit wäre das Corona Virus über diesen Mechanismus für den Menschen so harmlos wie die meisten anderen Viren. Immerhin bestehen fast 50% des menschlichen Genoms aus eingewanderten Virus-Genen, die uns vor vielen Virusinfektionen schützen und auch die menschliche Evolution und den Aufbau unseres Immunsystems entscheidend vorangetrieben haben (8). Leider müssten wir aber auf diesen unwahrscheinlichen evolutiven Effekt zur Corona-Abwehr wohl einige tausend Jahre warten.

Literatur:

- 1 Aigner, F.: Die Schwerkraft ist kein Bauchgefühl, eine Liebeserklärung an die Wissenschaft. München: Brandstätter, 2020
- 2 Burgen, S.: Exhibition tells story of Spanish children used as vaccine fridges in 1803. In: The Guardian. (<https://www.theguardian.com/world/2021/jul/27/spanish-museum-celebrates-pioneer-who-took-smallpox-vaccine-to-colonies>) 27. Juli 2021, abgerufen am 2.11.2021
- 3 Engeln, H.: Wie Viren die Evolution des Menschen beflügelten, Riff-Reporter, 2020, (www.riffreporter.de/de/wissen/viren-evolution-homo-sapiens), abgerufen am 2.11.2021
- 4 Humboldt, A. in Kleinstschriftenausgabe (<https://humboldt.unibe.ch/suche?q=inoculation&what=text>) Nr. 3-8, abgerufen am 2.11.2021
- 5 Humboldt, A.: Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien. Tübingen: J.G. Gottsche Buchhandlung, 1810, S. 228 (https://archive.org/details/cihm_18182).
- 6 Meßner, D. & Hemmer, R.: Kleine Geschichte der Pocken oder wie 22 Waisenkinder die Welt impften. In: Spektrum der Wissenschaft. (www.spektrum.de/kolumne/kleine-geschichte-der-pocken-oder-wie-22-waisenkinder-die-welt-impften/1727988) 29. April 2020, abgerufen am 2.11.2021
- 7 Moreno-Pérez, O. et al.: Post-acute COVID-19 syndrome. Incidence and risk factors: A Mediterranean cohort study, The Journal of infection, 2021 Mar; 82(3): 378–383 (www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC7802523/).
- 8 Mölling, K.: Supermacht des Lebens. Reisen in die erstaunliche Welt der Viren. München: C.H. Beck, 2020
- 9 Prantner, P.: Vakzine für Übersee: Die Kinder hinter der Balmis-Impfexpedition. In: Österreichischer Rundfunk. (<https://orf.at/stories/3222722/>), 31. Juli 2021, abgerufen am 2.11.2021
- 10 Wawrzuta, D. et al.: Characteristics of Antivaccine Messages on Social Media: Systematic Review. Journal of Medical Internet Research, 2021 Jun; 23(6): e24564, (www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC8214178/)
- 11 Wimmer, G. A.: Des Freiherrn Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, für die reifere Jugend zur lehrenden Unterhaltung, 1844. Norderstedt: Vero-Verlag, 2019

Die Anfänge der Pockenimpfung in Berlin

VON UDO VON DER BURG

Eine der großen medizinischen Herausforderungen um 1800 bestand in der Bekämpfung der Pocken. Zwar wurden Schutzimpfungen bereits seit Mitte des 18. Jahrhunderts durchgeführt,¹ in Berlin 1769 in der Charit die erste Pockenschutzimpfung. Doch eröffnete der von dem Arzt Edward Anthony Jenner (1749–1823) 1796 in England erfolgreiche Einsatz von Kuhpocken die Möglichkeit der Massenimpfung und somit einer breiten Vorbeugungskampagne. Während die Impfung mit Menschenpocken oft von erheblichen, durchaus auch tödlichen Nebenwirkungen begleitet war, verlief die Kuhpockenimpfung wesentlich gefahrloser. In Berlin wurde die erste Impfung mit Kuhpocken am 1. Februar 1800 von dem Arzt Dr. Ernst Ludwig Heim (1747–1834) vorgenommen. Die Entdeckung der Kuhpockenimpfung fand in der medizinischen Fachwelt breite Resonanz, und auch der „Krünitz“², das umfassende zeitgenössische Fach-Nachschlagewerk (242 Bände), widmete einer kritischen Darstellung breiten Raum.³

1. Das Phänomen: die Pocken

Flörke zufolge sind die Pocken, so ihre niedersächsische Benennung, hochdeutsch: Blattern, in Äthiopien zuerst ausgebrochen und seit 572 in Arabien bekannt, von wo aus sie durch die Sarazenen nach Europa gekommen seien und

1 Schulz, Helga, *Berlin 1650-1800. Sozialgeschichte einer Residenz*, Berlin 1987, S. 272; vgl. Rödenbeck, Karl Heinrich Siegfried, *Tagebuch oder Geschichtskalender Friedrichs des Großen und Regentenleben*, II. Bd.: 1760–1769, Berlin 1841, S. 313 mit Jahresangabe 1768.

2 Krünitz, Johann Georg (1728–96), Arzt und Enzyklopädist, verfasste die ersten 75 der insgesamt 242 Bände der *Oekonomisch-technologischen Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft und der Kunstgeschichte*. Nachfolger von Krünitz war Heinrich Gustav Flörke (1764–1835), ev.-luth. Geistlicher, Mediziner und Botaniker; er hatte 1797 als Protest gegen das Religionsedikt sein Pfarramt niedergelegt. Vgl. Münch, Ragnhild, *Gesundheitswesen im 18. und 19. Jahrhundert. Das Berliner Beispiel*, Berlin 1995, S. 225ff. Ferner: Kaiser, Wolfram, *Aufklärung und aufgeklärte Medizin*, in: Die Wissenschaftskultur der Aufklärung, hrsg. v. Reinhard Mocek, Halle (Saale) 1988, S. 146f. – Die folgende Darstellung fußt auf den Ausführungen von Flörke, weil er als Zeitzeuge darstellt und infolge des akribisch-kritischen Arbeitsprinzips des Gesamtwerkes eine reichhaltige Zahl an Quellentexten und Belegnachweisen aufweist. Nicht zuletzt soll dem Leser zudem ein Einblick in den damaligen Entwicklungsstand der Heilkunst gegeben werden. Ferner sei hingewiesen auf: Hess, Bärbel-Jutta, *Seuchengesetzgebung in den Deutschen Staaten und im Kaiserreich vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Reichsseuchengesetz 1900*, Diss. phil. Heidelberg 2009.

3 Band 113, Artikel: *Pocke*; Band 114, Artikel *Pockenanstalten*; Verfasser beider Artikel war Heinrich Gustav Flörke.

sich zuerst im 13. Jahrhundert gezeigt hätten, und zwar zuerst in den wärmeren, später in den nordeuropäischen Ländern. Im Laufe des 18. Jahrhunderts griffen sie von dem Mutterland aus in die zugehörigen Kolonien über, von England nach Nordamerika, von Dänemark nach Grönland und von den Niederlanden nach Südafrika, von den Russen nach Sibirien und zu den von diesen unterworfenen Völkern. Ursache der Pocken sei „ein eigenes, in der Luft aufgelöstes, und nur durch seine Wirkung bekanntes Miasma⁴, welches sich einzig und allein mittelst der Ansteckung fortpflanzt, und sich oft genug durch den Geruch zu erkennen gibt.“⁵ Andere Ursachen anzunehmen, über die in der damaligen Fachwelt ernsthaft spekuliert werde, lehnt Flörke ab: Hautdrüsen-Gärung, Erkrankungen von Rückenmark, Gebärmutter, Muttermilch, Nebennieren, durch Exkreme des Kindes, Einflüsse durch die Luft. Die Krankheit pflege in mehreren Ländern nach festen Perioden von 5 bis 7 Jahren wiederzukehren. Flörke meint, „daß ein gewisser Zustand der Luft die ansteckende Materie zu gewissen Zeiten vorzüglich wirksam mache, und dass daher die Pocken zu einer Zeit mehr als zu andern um sich greifen und epidemisch werden.“

Die Ansteckung geschehe durch alle Berührungen, die der Kranke vornimmt, sowie durch dessen Ausdünstungen, durch Gegenstände, die der Kranke anfasst, z. B. Kleidung, Möbel, Briefe, auch durch medizinische Instrumente, die seiner Behandlung dienen. Furchtsame Personen stecken sich leichter an, die Krankheit bricht bei ihnen früher als gewöhnlich aus und verläuft schneller. Die Ansteckungsgefahr entsteht erst einige Tage nach der Infizierung, es zeigen sich „Ausdünstung und Atem pockenartigen Geruch“, und Fieber tritt ein. Zur Ansteckung tragen auch weitere Ursachen bei: die Beschaffenheit der Luft – feucht und warm – sowie der körperliche Zustand des Patienten, hingegen bewirken Gemütsreichtum, Drüsenverstopfung und schlechte Blutversorgung im Körper eine Resistenz gegenüber dem Ausbruch. Die Pocken können bei Kindern im Mutterleibe und bei Greisen auftreten, lediglich etwa fünf Prozent der Bevölkerung bleiben pockenfrei. Bei Personen, die an Pocken erkrankt sind, tritt die Krankheit ein zweites Mal nur sehr selten auf. Die Krankheit grassiert epidemisch und bricht in Perioden aus, etwa alle 5 bis 7 Jahre, und dauert einige Monate lang. Bösartige Ausbrüche verlaufen rascher, weil die Ansteckungsgefahr höher ist. Es kommt vor, dass Orte nie pockenfrei sind, sich jedoch keine Epidemien entwickeln. Die Epidemien treten zumeist im Frühjahr auf, häufig zuerst

4 Bodenausdünstung, die Seuchen verursacht. – Flörke steht noch im Gefolge von Barockmedizin mit traditioneller Diagnose. Grundlegend für menschliches Leben sind sichtbare Phänomene am Körper sowie Leibesfeuchtigkeiten, d. h. Galle, Blut, Schleim. Es ist eine Beobachtungs- und Registrierungsmedizin, das Verhalten des Patienten dient als Diagnosequelle.

5 Die Zitatstellen und inhaltlichen Anlehnungen an Flörke werden im Folgenden nicht näher nachgewiesen. Die ursprüngliche Orthografie wurde beibehalten.

bei Kindern, dauern bis zum Winter und verlaufen zu Beginn und am Ende weniger tödlich, in Gegenden, wo sie noch nie oder sehr lange Zeit nicht ausgebrochen sind, wirken sie indessen gleich zu Beginn der Erkrankungen außerordentlich heftig. Flörke resümiert, es richte „sich die Gefahr der Pocken im Ganzen nach der gegenwärtigen, oder nächst vorhergegangenen epidemischen Constitution, oder den Krankheiten, die zu gleicher Zeit herrschen, nach der Beschaffenheit des Körpers, der Luft, der Jahreszeit, der Witterung, nach endemischen oder Lokalumständen: z. B. in feuchten niedrig liegenden, sehr heißen Gegenden u. s. w. pflügen sie sehr verheerend zu seyn. Oft ist nirgends eine Ursache der Bösartigkeit zu entdecken, und zuweilen sind sie sehr gutartig, wo man das Gegentheil vermuthen sollte.“

Der Krankheitsverlauf wird von Flörke in vier Phasen aufgeteilt. In der Anfangsphase zeigen sich Erscheinungsbilder wie bei einer Erkältungs- oder Erschöpfungsphase: Schläfrigkeit, Appetitlosigkeit, Schmerzen in der Herzgrube, Übelkeit und Erbrechen, Atemgeruch, Ausdünstungen des Körpers, Durstigkeit, Nacken-, Hals- und Lendenschmerzen, Fieber. Der zweite Zeitraum setzt mit dem dritten bis fünften Tage ein. Die ersten Pocken in durchaus verschiedenen Erscheinungsbildern treten auf, zunächst im Gesicht, dann auf dem ganzen Körper bis zu den Füßen, in Mund und Hals, auf den Augen. Ab dem sechsten bis achten Tage entzünden sich die Pocken, im Gesicht beginnend, und sondern Eiter ab. Bei den Kranken wechseln Frieren und Schwitzen, Speichelfluss und Durchfall treten auf, dazu ein Eiterungsfieber. In dieser Erkrankungsphase ereignen sich die meisten Todesfälle. Ab dem elften Tage, der vierten Phase, beginnen die Pocken abzutrocknen und als Kruste abzufallen. Im Gesicht können sich braun-schwarze borkige Flecken bilden, die „oft ein scheußliches Ansehen“ bewirken. Die größte Gefahr entsteht mithin durch das Fieber, es ist „entweder ein reines, inflammatorisches Fieber; oder entzündlich gallicht, wie sehr häufig, oder faulicht. Oder schleimig, catarrhalisch, rheumatisch; oder nervös, oder aus allen diesen mehr oder weniger zusammengesetzt und vermischt.“ Flörke beschreibt akribisch die verschiedenen Erscheinungsformen, ihre jeweilige Gefährlichkeit sowie die entsprechenden Reaktions- und Verhaltensweisen der Erkrankten. Daran und an anderen Beispielen ist die diagnostische Zugriffsweise der damaligen Medizin erkennbar: Ein Herumirren unter den Einzelphänomenen, die zentrale Ursache kann nicht erkannt werden. Auch die Beobachtung bleibt unverbunden, dass Erkrankte, wieder genesen, sich damit zugleich von anderen Beschwerden befreit fühlen können, unter denen sie bisher chronisch litten: Schwachheiten, Drüsengeschwülste, Menstruationsbeschwerden, englische Krankheit, laufende Ohren und Augen, Geschwüre, Lähmungen, periodische Kopfschmerzen.

Sehr umfassend geht Flörke die Frage an, auf welche Weise die Erkrankung behandelt werden kann. Seine generelle Antwort: „Sehr oft besteht die erforderliche Hülfe nur darin, daß man nichts thue, was man nicht thun dürfe. Um die Natur auf keine Weise in ihrem Werke zu stören. Eine vorsichtige, eingeschränkte, wo nicht ganz, doch größtenteils vegetabilische Diät, kühlende Getränke. Eine reine, kühle Luft, und überhaupt ein antifebrilisches Verhalten, in den meisten Fällen gegen das Ende der Krankheit ein abführendes Mittel, verrichten alles, was wünschenswert ist.“ Lediglich die verschiedenen Erscheinungsformen des Fiebers sollen sorgfältig behandelt werden. Grundsätzlich ist vorbeugend bei Auftreten der Krankheit die Impfung der Gesunden durchzuführen. Hinzu kommen Diät, heitere und saubere Luft, Kühle der körperlichen Konstitution, Hygiene, Heiterkeit des Gemüts, gesunde Wohnverhältnisse und Vermeidung des Kontaktes mit Kranken und von anstrengenden Tätigkeiten. Ein solches Verhalten ist – so Flörke – weitaus erfolgversprechender als bestimmte Mittel, die sonst gern von Ärzten vorgehalten werden, z. B. Fontanellen, Blasenpflaster, Quecksilber, Moschus im Anhängsel, Kampfer, Teerwasser, Aderlässe, Vitriolsäure, Myrrhe, Hirschhorngeist, Wachholder. Im Übrigen empfiehlt Flörke die bei den einzelnen Krankheitsbildern – ohne dass sich um Pockenerkrankung handelt – üblichen Heilmittel. Damit bekämpft er die Fülle der Begleitererscheinungen, jedoch nicht die Grunderkrankung.

Den Auswirkungen der Krankheit im Gesicht wendet Flörke besondere Aufmerksamkeit zu, denn die oft genug erheblichen Verunstaltungen wirkten sich psychisch besonders belastend aus. Auch hier führt er zunächst seinen Grundsatz an: „Die Naturkräfte müssen gehoben“ werden. Dann jedoch wartet er mit Ratschlägen auf: Mandelöl mit Weinsteinöl und abwechselnd dazu Hafersuppe mit Zucker oder auch Molken sowie Seltzerwasser mit Milch. Diätverpflegung sowie die während der Krankheit eingehaltene Lebensweise seien noch eine Zeitlang beizubehalten, also: Diät, „die hauptsächlich in gekochtem und vollkommen reifen rohen Obst, Brühen von allerley Grütze und Graupen, Pflaumen, Kirschen u. s. w., recht reifen Erdbeeren, Himbeeren, Maulbeeren, und deren Säften, Pflaumenmus, häufigen Getränken, wohl ausgebackenem Weizenbrot und Zwieback, und leichten Gemüsen besteht, zugleich mit einer reinen kühlen, frischen Luft, mit steten Aufheiterungen des Gemüths, und sorgfältiger Reinlichkeit“ – allein: diesem Rezept vermochten wohl nur Angehörige einkommensreicher oder vermögender sozialer Schichten zu entsprechen.

2. Pockenimpfungsanstalten

Während die Impfung mit Menschenpocken des größeren Sterbe-Risikos wegen nur vereinzelt durchgeführt wurde, indem sich nur ein ganz geringer Teil

der Bevölkerung darauf einließ und die Kosten dazu aufbringen konnte, begann mit der Bereitstellung von Kuhpocken-Material die Impfung in großangelegtem Stil. Bis zum Hochsommer 1800 waren in England bereits über 15.000 Personen mit Kuhpocken geimpft. Im Oktober dieses Jahres wurde in York eine Gesellschaft zur Beförderung der Kuhpockenimpfung gegründet. Der königlichen Garde sowie den Soldaten der englischen Armee einschließlich der Familien, dann auch den Kindern der Marineangehörigen wurde die Impfung befohlen. Weiterhin wurde die Impfung in allen englischen Kolonien oder politischen Einflussgebieten sowie überseeischen Garnisonen angeordnet: Ost- und Westindien, Ägypten, Malta und Gibraltar, ferner auch in Frankreich und Italien sowie in deren überseeischen Kolonien. Das Sanitäts-Collegium der britischen Marine ließ eine Goldene Medaille prägen, die dem Arzt Eduard Jenner als Anerkennung überreicht wurde. - Die Zeit, der Obrigkeit zu widersprechen, war noch nicht reif, die Furcht vor dem irreparablen gesundheitlichen Schaden überwog zu sehr.

„Deutschland nahm zuerst vor allen andern Ländern die neue Impfmethode an, und es ist dieses kein geringer Beweis von der Kultur und wahren Aufklärung, dieses unsers Vaterlandes. Immer hatte Deutschland den Ruhm, fremde Forschungen mit Emsigkeit zu nutzen. Gelehrte Forschungen des Auslandes durch deutsche Solidität zu begründen, zu prüfen“, so Flörke. Ausgangspunkt der Kuhpockenimpfung im Deutschen Reich war die Universitätsstadt Göttingen mit ihren Ärzten, denn das Kurfürstentum Hannover stand mit Großbritannien in Personalunion. Anfang 1801 wurde ein Institut für kostenlose Impfung eröffnet. Allein in Berlin hatte bereits am 1. Februar 1800 der Geheimrat Dr. Ernst Ludwig Heim, Hausarzt der Familie Humboldt, mit dem Impfen begonnen. Im Juli 1801 waren in Berlin schon mehrere tausend Impfungen vorgenommen worden, und der größte Teil der Ärzteschaft befürwortete die neue Methode der Kuhpockenimpfung, im Gegensatz zur Impfung mit Menschenpocken wurde zunächst kein einziger Todesfall beobachtet. Gleichwohl ließ der König, Friedrich Wilhelm III. (1797–1840), die von verschiedenen Seiten empfohlene Zwangsimpfung der Potsdamer Garnisonskinder nicht zu. Ebenfalls lehnte der Arzt Marcus Herz (1747–1803), enger Bekannter der Humboldts, die neue von ihm so bezeichnete „Brutal-Impfung“ ab. Die allgemeine Anerkennung der Methode erfolgte erst, als der König seinen jüngsten Sohn Carl (1801–1883) impfen ließ. Jetzt sprach das Ober-Collegium medicum als oberste Sanitätsbehörde eine Befürwortung der Methode aus und ließ in Berlin wie in den wichtigsten Provinzhauptstädten ein öffentliches Impfinstitut einrichten. Dieses Institut wurde von einem Impfarzt mit eigener Besoldung geleitet, dort wurde unentgeltlich geimpft. Ferner war Aufgabe des Institutes, Impfstoff zu erzeugen und an fernere Impf-Interessenten zu versenden. Die Aufsicht über das Berliner In-

stitut hatten die königlichen Leibärzte und Geheime Räte Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836) und Johann Ludwig Formey (1766–1823) in Händen. Standort des Instituts war das königliche Waisenhaus. Hier wurde ein Zimmer bestimmt, das separat zum Waisenhaus lag, es wurde freundlich eingerichtet und mit guter Belüftung versehen. Die zu impfenden Kinder bekamen bei Eintritt „eine bequeme Krankenkleidung, die in einem Hemde mit Aermeln von feiner weißer Leinwand, einem langen Leibrock von Flanell, einem Schlafrock, wollenen Strümpfen und Pantoffeln besteht. Sie schlafen in eisernen Bettstellen, die statt der Seitenwände mit einem Netze umspannt sind, auf einem reinlichen Lager, das für jeden Neuankommenden frisch überzogen wird, unter grün wollenen Decken, in einer möglichst gleichförmigen Temperatur, bekommen zum Frühstück Milch oder Semmel, gegen 10 Uhr ein Butterbrodt, Mittags eine Brühsuppe mit Fleisch, zur Vesperzeit wieder ein Butterbrodt, und Abends desgleichen mit einer Gries-, Gerstengraupen- Hafergrütze- oder Mehlsuppe. Sie sind Tag und Nacht unter Aufsicht einer blos für sie bestimmten Wärterinn, die in demselben Zimmer schläft, und sie werden von dem Impfarzte, desgleichen von dem Chirurgus⁶ der Anstalt besucht, und bekommen, nach des erstern Verordnung, alles was er besonders für nöthig findet, Wein⁷ nicht ausgeschlossen. Damit es in Ermangelung von Gesellschaft den Kleinen auch nicht an Zeitvertreib fehle, so ist in ihrem Zimmer für Bücher, für Bilder und für Spielzeug gesorgt.“ Die Kosten für die vollständige Einrichtung des Zimmers beliefen sich auf knapp 170 Taler, die Unterhaltung einschließlich der Kosten für Arzt, Wundarzt und Wärterin betrug jährlich rund 400 Taler.⁸ Die Impfung selbst war kostenlos, an ihr nahmen stets einige angehende Ärzte teil, die auf diese Weise auch für die spätere mögliche Tätigkeit des Impfens vorbereitet wurden. Aufnahme- und Impftag, Verbleib der Geimpften nach der Impfung, also ihr Wohnort, wurden bei Entlassung journalmäßig erfasst, ebenso, von welchem Impfling Pockenlymphe entnommen und an wen und wohin zur Impfung weiterer Impfkandidaten verschickt wurde. Um der zunächst geringen Zahl der Impflinge abzuhelfen, wodurch auch frische Lymphhe nicht in wünschenswerter Zahl zur Verfügung stand, wurde das Militär der Berliner Garnison angewiesen, seine Kinder impfen zu lassen. Ferner wurden alle Kinder im Berliner Waisenhaus, dem Arbeitshaus und der Charité zur Impfung befohlen. Hinzu kam ein Aufruf an die Landräte und Landgeistlichen in der Umgegend von Berlin. Unter-

6 Wundarzt, nahm chirurgische Eingriffe vor.

7 Damals war Weinanbau auch in nördlicheren Gegenden üblich. Die Produkte hatten nur sehr geringen Alkoholgehalt und dienten nicht als Genuß-, sondern mehr als Tagesgetränk. Die Kinder wurden bei mehrtägigem Impfaufenthalt, der auch der Beobachtung diente, gut gepflegt, zumal sie häufig aus sozial schwächeren Familien stammten.

8 Sehr grober Vergleich: die Jahresbezüge eines planmäßigen Rates in der Verwaltung.

stützt wurden alle Maßnahmen durch Bekanntmachung in der Berliner „Haude und Spenerschen Zeitung“⁹, wie viele ungeimpfte Kinder verstorben waren, und durch Bekanntmachung von Informationen zur Impfdurchführung. Trotz dieser Fördermaßnahmen musste die Impfanstalt Durchführungsschwierigkeiten feststellen, indem die Eltern der Geimpften „aus einer gefühllosen Undankbarkeit“ heraus sich zurückhielten, die Kinder zur Nachuntersuchung vorzustellen, und oft auch sich weigerten, aus den Pusteln ihrer Kinder Impfmateriale zur weiteren Verimpfung entnehmen zu lassen. Die Anstalt griff zu einem Mittel der „Eitelkeit“ und des „Eigennutzes“: Eltern, die ihre Kinder zum Impfen brachten, wurden durch Verleihung einer Medaille ausgezeichnet, die der Jennerschen Medaille nachgestaltet war.

Bis zu Beginn des Monats April 1804 konnten in dem Berliner Institut 2326 Kinder geimpft werden. Zugleich wurden an Ärzte, Wundärzte und Landprediger 1443 Portionen Lymphe auf Lanzetten, Glasplatten, insbesondere aber auf baumwollenen Fäden verschickt. Ein Impffaden war drei bis 4 Zoll¹⁰ lang und reichte für die Impfung von gut zehn Kindern. Durch Impfung in der Berliner Anstalt sowie die Weiterverbreitung errechnete Flörke bis zur Abfassung seines Artikels die Zahl von 72.150 Geimpften. Mit den Impfungen durch andere Ärzte in Berlin und Umgebung kam Flörke auf eine Gesamtzahl von rund 100.000 Geimpften.

Wie Flörke berichtet, erkrankten 1809 in Berlin nach Schätzungen des Impfleiters Johann Immanuel Bremer (1745–1816) etwa 4000 ungeimpfte Personen an den Pocken¹¹, und davon starben 387 Kinder und ein Erwachsener. Die Erkrankungen betrafen mehrheitlich die „untere Volksklasse“. Damit hatte die Armenpflege eine weitere Aufgabe gefunden. Bremer selbst machte sich auf und warb in der Umgebung von Berlin für die Schutzimpfung, er sprach dabei sowohl die obrigkeitlichen Vertreter wie auch die Mütter an, die er bei dem jeweiligen Dorfschulzen versammelte. Er führte den Versammelten eine Mutter mit einem Kind vor, das sieben Tage zuvor geimpft worden war, bewirtete die herbeigerufenen Mütter und ihre mitgebrachten Kinder mit Semmeln und Brezeln und versprach ihnen die Verleihung der Medaille. Diese persönliche Ansprache veranlasste viele Mütter spontan, ihre Kinder impfen zu lassen, und der Zulauf war „nicht selten so groß, daß, um Raum genug zu haben, in der Kirche selbst geimpft werden mußte.“ Bremer setzte mithin auf die Zugkraft von Unterweisung und Belehrung, auf das Beispiel und die Belohnung. Er verzichtete auf Zwang.

Indessen war sich Flörke dessen bewusst, dass die Nichtachtung der Imp-

9 Seit 1735, erschien dreimal wöchentlich. Es war die zweite in Berlin erscheinende Zeitung nach der Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung.

10 1 Zoll = 2,54 cm.

11 Berlin zählt um 1790 etwa 155.000 und um 1800 etwa 170.000 Einwohner.

fung bei den ärmeren Volksklassen auch darauf zurückgeführt werden musste, dass das Wegsterben der Kinder als „ein Gegengewicht gegen die Theuerung und Nahrlosigkeit gewahrt wird“, manche Eltern die möglichen Kosten für das Großziehen der Kinder lieber für sich selbst „verprassen“ oder es sich „zwar nicht versagen möchten, Kinder in die Welt zu setzen, aber gar nicht scheel dazu sehen, wenn sie dieselben so schnell als möglich wieder los werden.“¹² Gegen solche Einstellungen plädierte Förke für einen „Wohltätigen Zwang“ zum Impfen. Einen Zwang habe der Staat schon immer „in tausend andern unendlich geringfügigeren Dingen“ angewendet, so z. B. gegen denjenigen, der „durch Wäschetrocknen oder Fußdeckenausklappen, auf der Straße das Scheuwerden und Durchgehen der Pferde veranlasst“, oder auch gegen „die feile Dirne“, die sich der Gesundheitsuntersuchung entzieht. Flörke begründet den „wohltätigen Zwang“ wie folgt: „Es gilt hier ja mehr als dem Gewinn des einzelnen Individuums, es gilt dem ganzen menschlichen Geschlecht, es ist von nichts geringerer die Rede, als ob von den Krankheiten, denen der Mensch ausgesetzt ist, Eine, und zwar die allgeminste und verheerendste gänzlich vom Erdboden vertilgt werden soll oder nicht! Dieß kann aber nur alsdann geschehen, wenn das Verwahrungsmittel dagegen allgemein, ohne Ausnahme angewendet wird.“ Es sei durchaus zumutbar, dass jedermann, der eine staatliche Unterstützung bekomme, seine Kinder impfen lassen müsse, ferner, dass bei Aufnahme von Schülern, Konfirmanden, Lehrlingen ein ärztliches Zeugnis vorzulegen sei, dass eine erfolgreiche Impfung stattgefunden habe: „Man will dadurch ja bloß verhüten, daß sie sich selbst und Andern schaden!“

Die Impfung muss, so Flörke in Übereinstimmung mit der von ihm zitierten Literatur, kostenlos geschehen, jedoch den Ärzten angemessen vergütet werden. Die Namen der Impfärzte und ihre medizinischen, organisatorischen und registrierenden Verpflichtungen einschließlich einer Impf-Nachschau sind öffentlich bekannt zu geben. Die Ärzte haben alljährlich der staatlichen Behörde Bericht zu erstatten. Flörke regte die Einrichtung einer „Commission der Blatternausrottung und der Kuhpockeneinimpfung“ an. Diese Kommission müsse als Melde-Behörde dienen und Vorsorge treffen, dass bei Ausbruch der Krankheit die Weiterverbreitung verhindert werde, bis die Impfung organisiert und vorgenommen werden kann. Sie registriert und dokumentiert ihre Arbeit ausführlich und umfassend durch entsprechende Veröffentlichung in Druckschriften und durch Zeitungsmittelungen

12 In ärmeren und weniger gebildeten Kreisen fand das Impfen nicht unbedingt Anklang. Als Eberhard von Rochow, seinen Gutsuntertanen die kostenfreie Impfung anbot, begründeten diese ihre Ablehnung mit dem Argument, sie könnten als Geimpfte in umliegenden Dörfern die nicht geimpften Kinder anstecken und „würden die Vorwürfe deswegen nicht ertragen“ (Rochow, Friedrich August v., *Nachrichten zur Geschichte des Geschlechts von Rochow und ihrer Besitzungen* gesammelt v. dems., Bd. IV, Berlin 1861, S. 336 - Brief an Friedrich Nicolai am 3.4.90.).

und berichtet damit zugleich über den Gesundheitszustand der Bevölkerung. Nach Ausrottung der Blattern kann der Kommission die Bekämpfung der Lustseuche, des gelben Fiebers, der „Vertilgung des Branntweins und der Verbesserung des physischen Zustands der Menschen“ zur Aufgabe gemacht werden. Im Übrigen müsse in Zusammenhang mit dem umfassenden Bündel an Maßnahmen eine kostenlose „Volksschrift“ zur Blatternbekämpfung an alle Obrigkeiten, Prediger und Schullehrer verteilt werden, in den Schulen und öffentlichen Gebäuden angeschlagen, von den Kanzeln und in den Schulen verlesen, der Landeszeitung als Anlage beigegeben und in den Kalendern abgedruckt werden.

3. Konkretisierungen

Bei der im Winter 1789/90 in Berlin grassierenden Blattern-Epidemie starben 914 Personen. Es fanden Bitt- und Dankgottesdienste statt, die von der Bevölkerung reichlich besucht wurden. Die Königlichen Prinzen wurden durch den englischen Arzt Brown geimpft, der dafür den Leibarzt-Titel und ein hohes Geldgeschenk bekam. Da eine Impfung noch keineswegs alltäglich war¹³, begleiteten Öffentlichkeit und Presse diesen Vorgang mit höchster, auch patriotisch gestimmter Aufmerksamkeit.¹⁴ Vor Entdeckung der Kuhpochen waren die Impfungen in Deutschland im Wesentlichen nur Familien- und Einzelimpfungen. Die Kosten waren hoch, das Impfmateriale musste z. B. aus England besorgt werden. Zudem wurde die Impfbereitschaft vielfach von Vorurteilen begleitet¹⁵. So erschreckend einerseits die Auswirkungen der Pockenerkrankungen waren, so deutlich wurde andererseits sehr früh auch auf die zu befürchtenden sozialen Auswirkungen hingewiesen.¹⁶ Infolge des zu erwartenden Kinderreichtums

13 Einem Aufruf zur Mitarbeit an einem Publikationsorgan: „Archiv der Ärzte wider die Pockennoth“ entnehmbar, befassten sich um 1796 aus einem Personenkreis von über 60 Ärzten im deutschen Sprachraum etwa folgende Mediziner aus dem Humboldt-Dacheroedenschen Gesichtskreis mit der Impf-Frage: Girtanner, Hahnemann, Hecker, Herz, Hufeland, Kölpin, Reimarus, Selle, Sömmering – s. J. K. W. Juncker, *Nachricht die Pockennoth betreffend*, in: Berlinische Monatsschrift 28, 1796, S. 88ff.

14 Geiger, Ludwig, *Vor hundert Jahren*, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. III, 1889, S. 192.

15 Johann Friedrich Zöllner (1753–1804), *Von den Vorurtheilen und Aberglauben*, in: Berlinische Monatsschrift 1, 1783, 468ff. – Die Ablehnung beruhte neben Vorurteilen und vordergründigem Denken auch auf irritierenden Gerüchten. So verlief das Impfen in Russland in den unteren Bevölkerungsschichten trotz des Vorbildes der Zarin nur zögerlich. Es entstand z. B. das Gerücht, der Spender des Impfmateriale werde anschließend sterben.

16 Möser, Justus, *Also sollte man die Einimpfung der Blattern ganz verbieten*, in: Berlinische Monatsschrift, Bd. 2, 1783, S. 43: „die natürlichen Blattern, die so fein aufräumen“. – Neue Erfindungen lösen häufig zugleich soziale Fragen aus, die bewältigt werden müssen.

würden Familien auf dem Lande und in den unteren sozialen Schichten in der Stadt an den Rand der Ernährungsmöglichkeiten gebracht.

Die Familie Humboldt zählte zu den Gesellschaftskreisen, die die Pockenimpfung befürworteten. Ihr Hausarzt Heim pflegte, wie in seinem Tagebuch festgehalten, drei- bis viermal wöchentlich nach Tegel zu reiten, er war auch Arzt bei der dort wohnenden Familie des Forstrats von Burgsdorff¹⁷, wo er Ende Januar 1780 dessen an den Pocken erkrankte Kinder behandelte. Heim war mit Gottlob Johann Christian Kunth (1757–1829), dem Hauslehrer bei den Humboldts, eng befreundet und „warb dessen Zöglinge für die Pflanzenkunde“. Für den 31. Juli 1781 notierte Heim in sein Tagebuch: „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin von Humboldt zu Mittag gespeist; den Jungen von Humboldt’s die 24 Classen des Linné’schen Pflanzensystems erklärt, welches der Ältere sehr leicht fasste und die Namen gleich behielt.“¹⁸ Im August 1783 besuchte Heim mit Kunth und den beiden Humboldt-Knaben die Spezialrevue¹⁹.

Der Familie Humboldt dürfte das von einer Pockeninfektion herrührende Augenleiden des ersten Hauslehrers Campe bewusst gewesen sein²⁰. Am 7. Sept 1794 ließ Wilhelm seinen Sohn Wilhelm (geb. am 5. Mai 1794) impfen, wie Schiller Goethe mitteilte. Für die ersten drei bzw. vier Kinder (Adelheid geb. am 17. Mai 1800) dürfte nur Menschenimpfstoff in Frage gekommen sein. Auch die Kinder von Friedrich von Schiller wurden mit Menschenimpfstoff geimpft. Marie Elisabeth von Humboldt pflegte eine enge Bekanntschaft zu den von Briest in Nennhausen bei Rathenow. Caroline Friederike Philippine von Rochow (1774–1831), Tochter von Philipp Friedrich August Wilhelm von Briest (1749–1822), ließ ihre drei Kinder impfen, dem schlossen sich 12 Familien des Ortes an.

17 Friedrich August Ludwig von Burgsdorff (1747–1802), Oberforstmeister der Kurmark.

18 *Leben Erst Ludwig Heim’s aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern*, hrsg. von Georg Wilhelm Kessler. Zweiter Theil, Leipzig 1835, S. 6f.; vgl. S. 208ff.; 329f. In Bd. I (1835, S. 287): Heim unterrichtete zuvor schon „den etwa achtjährigen Alexander ... in den Anfangsgründen der Pflanzenkunde“. Vgl. auch Georg Wilhelm Keßler, *Nachrichten von dem Leben des Königlich Preiß. (sic!) Geheimen-Rates und Doktors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim gesammelt zur Feier seines 50jährigen Doktor-Jubiläums am 15. April 1822*, 2. Aufl. Berlin 1923, S. 120. – Heim teilt auch mit, dass er den eigenen Neffen mit Kuhpocken geimpft hat, dieser jedoch dann 12 Jahre später an den Pocken erkrankte. Kessler bringt leider nur Auszüge aus Heims handschriftlicher Hinterlassenschaft.

19 Spezialrevue bezeichnet das Vorstellen eines Regiments in der Parade. Möglicherweise liegt bei Heim eine Verwechslung mit der Generalrevue vor, die der König am Ende seiner Inspektionsreise mit allen Berliner Regimentern vornahm.

20 Campe, Joachim Ludwig, *Geschichte meiner Augenkrankheit*, in: Deutsches Museum 2, 1778, S. 68.

Insgesamt wurden 37 Kinder geimpft, und alle mit Erfolg.²¹

In seiner Eigenschaft als Sektionschef im Innenministerium von 1808 bis 1810 war Wilhelm von Humboldt u. a. mit der Frage der allgemeinen Pockenschutzimpfung befasst. Dabei vertrat er die Auffassung, dass „bloß durch Einladungen, durch Antriebe lockender Art ohne allen Zwang ... sich die Schutzblatternimpfung bis zur Allgemeinheit fördern lasse.“²² Dem widersprach die „Sektion für die allgemeine Gesetzgebung“ unter Anführung etlicher Gegengründe, so einer gewissen Gleichgültigkeit im Volke und der Auffassung, dass man sich der Vorsehung Gottes im Hinblick auf die Lebensdauer eines jeden einzelnen Menschen nicht entgegen stellen dürfe. Die „Todeskämpfe der Vergifteten“ zu vermeiden, sei ein höherer Wert als jedwede individuelle negative Einstellung der zu Impfenden bzw. ihrer Eltern. Die Kommission trug schließlich formale Bedenken vor: Der Staat befinde sich derzeit, d. h. 1809, in finanzieller Notlage, die Bevölkerung werde in dieser allgemeinen Notlage eine „scheinbar lästige Anordnung“ nur schwer befolgen, diese sei auch „in dem unglücklichen Zustand des Staates“ nur schwer zu kontrollieren, es fehlten Ärzte und Wundärzte, und die Impfmethode „von Arm zu Arm“²³ verlaufe zu langsam.

In der Familie von Dacheroeden lag zumindest ein umfassender Wissensstand über die Pockenschutzimpfung vor, wie die Bibliotheksliste von Carl Friedrich von Dacheroeden zeigt. Eine jüngere Schwester von Karoline war in Minden im Alter von wenigen Monaten an den Pocken gestorben. In Erfurt, also im Bekanntenkreis von Karolines Vater, wirkte seit 1790 – als ordentlicher Professor der Medizin – August Friedrich Hecker (1763–1811), der sich intensiv mit der Pocken-Frage befasste²⁴. An der Universität Halle lehrte Philipp Friedrich Theodor Meckel (1755–1803), dort seit 1777 Professor der Medizin, von der Fami-

21 Fischbach, Friedrich Ludwig Joseph (1752–1828), Johann Wilhelm Andreas Kosmann (1761–1804) und Theodor Heinsius 1770–1849, *Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg*, V. Bd., Berlin 1798, S. 644ff. ; vgl. vom Verfasser: *Gartenfreunde – ein kulturelles Kommunikationsnetzwerk im ausgehenden 18. Jahrhundert*, in: Verantwortung für das Ganze zu übernehmen. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V., Band 40, 2018, S. 107–115.

22 Scheel, Heinrich, und Doris Schmidt (Hrsg.), *Von Stein zu Hardenberg. Dokumente aus dem Interimsministerium Altenstein/Dohns*, bearb. von Doris Schmidt Berlin 1986, S. 332. Das Gutachten der Gesetzeskommission ist von dem Geheimen Staatsrat Wilhelm A. Klewiz (1760–1838), 1817–1825 Finanzminister, und dem Staatsrat C. N. W. Baron Rehdingen gezeichnet. Beide waren Vertreter der politisch konservativen bzw. restaurativen Seite. Schon bei dieser frühen lediglich gutachterlichen Tätigkeit deutet sich der Gegensatz zwischen dem auf liberale Reformen drängenden Humboldt und den beharrungsgerichteten politischen Kräften in Preußen an.

23 Ebd., S. 335.

24 Seine Schrift: *Die Pocken sind ausgerottet!*, Erfurt 1802.

lie von Dacheroeden häufig konsultiert. Auch Meckel zählte zu den Impf-Befürwortern; er impfte seit 1797 die eigenen und andere Kinder.

Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) blieb als Kind nicht von den Pocken verschont; „die Krankheit wütete durch die Familien, tötete und entstellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen, dessen wahrscheinliche Hilfe doch schon durch den Erfolg mannigfaltig bestätigt war.“ Goethe beschreibt seinen Zustand wie folgt: „Der ganze Körper war mit Blattern übersät, das Gesicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden.“²⁵ Im Jahre 1831 unterhielt sich Goethe mit dem großherzoglichen Leibmedikus Vogel²⁶ über die Impffrage, nachdem in Eisenach, das zum Großherzogtum Weimar gehörte, die Pocken trotz aller Impfmaßnahmen wieder aufgebrochen waren:

„Die Natur“, sagte Vogel, „spielt einem doch immer wieder einen Streich, und man muß sehr aufpassen, wenn eine Theorie gegen sie ausreichen soll. Man hielt die Schutzblattern so sicher und so untrüglich, dass man ihre Einimpfung zum Gesetz machte. Nun aber dieser Vorfall in Eisenach, wo die Geimpften von den natürlichen dennoch befallen worden, macht die Unfehlbarkeit der Schutzblattern verdächtig und schwächt die Motive für das Ansehen des Gesetzes.“

„Dennoch aber“, sagte Goethe, „bin ich dafür, daß man von dem strengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem solche kleine Ausnahmen gegen die unübersehbaren Wohltaten des Gesetzes gar nicht in Betracht kommen.“

„Ich bin auch der Meinung“, sagte Vogel, „und möchte sogar behaupten, daß in allen solchen Fällen, wo die Schutzblattern vor den natürlichen nicht gesichert, die Impfung mangelhaft gewesen ist. Soll nämlich die Impfung schützen, so muß sie so stark sein, daß Fieber entsteht; ein bloßer Hautreiz ohne Fieber schützt nicht. Ich habe daher heute in der Session²⁷ den Vorschlag getan, eine verstärkte Impfung der Schutzblattern allen im Lande damit Beauftragten zur Pflicht zu machen.“

„Ich hoffe, daß Ihr Vorschlag durchgegangen ist,“ sagte Goethe, „so wie ich immer dafür bin, strenge auf ein Gesetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall mehr nachgibt als billig.“²⁸

25 *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Erstes Buch.

26 Carl Vogel (1798–1864), geheimer Hofrat und großherzoglicher Leibarzt in Weimar, ab 1835 Leiter des Medizinalwesens im Großherzogtum Sachsen-Weimar.

27 Sitzung der Gesundheitskommission

28 Eckermann, Johann Peter, *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, Gespräch am 19. Februar 1831. Eckermann war Gesprächspartner und Mitarbeiter von Goethe.

Entscheiden unter Unsicherheit

Ein Plädoyer für eine größere Fehlertoleranz im öffentlichen Corona-Diskurs

VON JOCHEN SCHAUBURG

1. Einleitung

Der bisherige Verlauf der Corona-Pandemie hat wie unter einem Vergrößerungsglas gezeigt, dass wir in unserem öffentlichen Diskurs ein Problem haben: In Politik und Gesellschaft müssen immer wieder unter großem Zeitdruck weitreichende Entscheidungen getroffen werden, die von stetig hyperventilierenden Medien, von extrem eingestellten Interessengruppen oder auch einmal von Oppositionspolitikern kompromisslos zerrissen werden. Konstruktive Stellungen und Dialoge kommen weniger vor. Hingegen sind extreme, oft stark polarisierende, negative Positionen die Regel. In diesem Umfeld ist es nahezu unmöglich, zu ausgewogenen und gründlich durchdachten Entscheidungen zu kommen. Unnötige politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Schäden sind die Folge.

Bei dem permanent überkritischen Erregungsniveau der Corona-Debatte, hat es überhaupt keine Rolle gespielt, dass in vielen Fällen gar keine besseren Entscheidungen möglich waren, da das dafür erforderliche Wissen nicht verfügbar war. Es war Marcel Fratzscher, Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW), der im Januar 2021 gerade deswegen eine andere Fehlerkultur gegenüber dem Corona-Management angemahnt hat. Er sagte, dass in unserer gegenwärtigen Fehlerkultur richtige Entscheidungen der Politik häufig nicht wahrgenommen, Fehler dagegen massiv und nicht selten unfair attackiert werden. Die Tendenz der Öffentlichkeit, Politiker gerne zum Sündenbock für Probleme abzustempeln und deren richtige Entscheidungen nicht anzuerkennen, führt häufig dazu, dass deshalb zu lange am Status quo festgehalten wird (Fratzscher, 2021). Bislang ist diese Stimme weitgehend ungehört geblieben.

Dieses Dilemma wird noch durch eine Besonderheit in unserer heutigen Kommunikationskultur befeuert, deren Mantra es ist, dass schlechte Nachrichten „gute Nachrichten“ seien, da sie stets eine höhere Aufmerksamkeit erzeugen. Wirklich gute Nachrichten spielen in der öffentlichen Wahrnehmung kaum eine Rolle, wie zum Beispiel der Tatbestand, dass Deutschland im gesamten bisherigen Verlauf der Corona-Pandemie im in-

ternationalen Vergleich durchweg sehr gute spezifische Infektionszahlen ausgewiesen hat, dass das deutsche Gesundheitssystem nicht wirklich an seine Grenzen gestoßen ist, oder dass Wissenschaft und Politik bislang beim Corona-Management beispielhaft gut zusammengearbeitet haben. Auch die beeindruckende Leistung, dass etwas mehr als ein Jahr nach dem Auftreten der ersten Corona-Viren voll funktionsfähige und zugelassene Impfstoffe in großen Mengen produziert werden konnten, ist bei Weitem nicht so gewürdigt worden, wie die vielen oft kleinen Pannen im Corona-Management.

In **Tab. 1** werden einige Beispiele zur Untermauerung dieses Befundes gegeben.

Pkt.	Zeitraum	Aktion	Probleme	Reaktionen der Öffentlichkeit
1	Frühjahr 2020	Es werden unter großem öffentlichen Druck, ohne Ausschreibungen, Atemschutzmasken im Wert von 4,3 Mrd. € beschafft.	Korruptionsaffären von diversen Politikern und Lobbyisten. Es werden exorbitante Maskenpreise von bis zu 9 €/ Stück bezahlt.	Kritik, dass zu schnell und unkontrolliert beschafft worden sei.
2	2. Hälfte 2020	Die EU verhandelt mit den Lieferanten länger als Israel, Großbritannien und die USA. Wegen gründlicherer Prüfung: Spätere Zulassung der Impfstoffe.	Impfstoffe kommen mit Verzögerungen von mehr als einem Monat auf den europäischen Markt. Es wurden aber bessere Preise und Haftungsbedingungen erzielt.	Kritik, dass zu lange geprüft und verhandelt worden sei.
3	November 2020	Betroffenen Unternehmen werden schnelle und „unbürokratische“ Soforthilfen zugesagt.	Die Auszahlungen verzögern sich wegen der Verwaltungsprozesse bis in das zweite Quartal 2021. Das Ausmaß an Betrugereien hält sich in Grenzen.	Massive Kritik an „überbordender Bürokratie“ und den damit verbundenen Kontrollen.
4	2. Quartal 2021	Es werden in kürzester Zeit bundesweit Corona Schnelltestzentren ohne große Kontrollen eingerichtet.	Massenhafter Abrechnungsbetrug und unqualifizierte Anbieter.	Kritik, dass nicht ausreichend geprüft worden sei.

Tab. 1: Einige ausgesuchte Beispiele zur Qualität des gegenwärtigen öffentlichen Corona-Diskurses

In der rechten Spalte ist zu sehen, dass der gesamte öffentliche Corona-Diskurs überhaupt keiner Linie folgt. Es wird mitunter bis zur Sinnlosigkeit auch widersprüchliche Kritik geübt. Dass eine Gesellschaft, deren Wertekoordinatensystem einem stetigen Erosionsprozess unterliegt und in der die Übervorteilung anderer nur noch als ein leichtes Kavaliersdelikt betrachtet wird, entsprechende Kontrollprozesse betreiben muss, wird dabei überhaupt nicht gewürdigt. Es gilt: Werteorientierung und erforderlicher Kontrollaufwand verhalten sich zueinander wie zwei kommunizierende Röhren: Je geringer die Werteorientierung, umso größer ist der erforderliche Kontroll- und Verwaltungsaufwand.

Etwas mehr Sachlichkeit und Gelassenheit wären das Gebot der Stunde. Aber wie kommt man dorthin? Um das zu verstehen, werden nachfolgend zunächst einmal einige Gesetzmäßigkeiten von Entscheidungsprozessen gezeigt, um dann die Implikationen von Unsicherheiten auf Corona-Entscheidungsqualitäten zu beleuchten.

2. Die Natur von Entscheidungen

2.1 Entscheiden und Handeln

Jedes menschliche Handeln wird durch eine Entscheidung eingeleitet. Will man die Qualität menschlichen Handelns beurteilen oder gar beeinflussen, muss man die vorgeschalteten Entscheidungen unter die Lupe nehmen. Die sind grundsätzlich in die Zukunft gerichtet. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist die Zukunft mit dem Makel behaftet, dass es Unsicherheiten gibt.

„Im Allgemeinen aber kann man mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass Menschen bei der Lösung prädikativer (= zukunftsbezogener) Aufgaben ihre objektive Unwissenheit unterschätzen. Selbstüberschätzung ist eine der am besten dokumentierten kognitiven Verzerrungen. Bei jeder Vorhersage ist Unwissenheit im Spiel, und zwar mehr davon als man gemeinhin glaubt“ (Kahnemann et al., 2021, S. 153).

Das Ausmaß dieser Unsicherheiten ist hier von Interesse.

2.2 Entscheidungstypen

Grundsätzlich können Entscheidungen typisiert werden, wie in **Abb. 1** gezeigt.

Unbewusste Entscheidungen werden in der Regel gar nicht bemerkt und sind daher an dieser Stelle uninteressant. Es geht bei den nachfolgenden Betrachtungen um bewusste Entscheidungen, die einmal direkt willentlich, das heißt über



Abb. 1: Ordnung von Entscheidungstypen

Abwägungsprozesse bzw. Präferenzbildungen getroffen werden oder automatisch indirekt. Automatische Entscheidungen werden anhand festgelegter Kriterien getroffen. Die spielen eine immer wichtigere Rolle bei der künstlichen Intelligenz, in der Regelungs-, Produktions- und Rüstungstechnik und dergleichen mehr. Auch die Steuerung vieler Funktionen unseres Körpers durch das limbische Gehirn geschieht über automatische Entscheidungen. Ein anderes Beispiel wären automatisierte Wertpapierverkäufe.

2.3 Die Orientierung von Entscheidungen

Hat man eine Entscheidung zu treffen, müssen mehrere, mindestens jedoch zwei Optionen, zur Auswahl stehen. In der Regel trifft man eine Entscheidung für diejenige Option, die den höchsten Nutzen bringt. Dabei findet hierbei die betriebswirtschaftliche Nutzendefinition Anwendung. Hier wird der Nutzen als die Fähigkeit verstanden, ein Problem zu besten Konditionen zu lösen (Nieschlag et al., 2003) **Der erzielbare Nutzen ist somit grundsätzlich die zentrale Orientierungsgröße einer jeden Entscheidung.**

So weit so gut. Nun ist es aber so, dass es auch unter dieser Definition verschiedene Nutzenkategorien gibt, die – je nach Gewicht im Entscheidungsprozess – zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen führen können.

Diese Nutzenkategorien stehen zueinander in Konkurrenz (Abb.2). Sie können wie folgt umrissen werden:



Abb. 2: Nutzenkategorien

2.3.1 Sachnutzen

Hierbei geht es um den Nutzen für den Entscheidungsgegenstand. Ein Entscheider hat beispielsweise eine Entscheidung über eine Investition in seinem Unternehmen zu treffen. Er wird sich dabei ausschließlich am Nutzen für das Unternehmen orientieren, wie zum Beispiel an deren Rendite. Dabei wird er andere Einflüsse außer Acht lassen.

2.3.2 Eigennutzen

Hier hat ein Entscheider den eigenen Nutzen im Visier. Zum Beispiel wurde die Bankenkrise 2008 auch dadurch verursacht, dass Entscheider der Banken kurzfristige Erfolge anstrebten, um attraktive Boni zu erhalten. Es wurden sehr viele Entscheidungen getroffen, die für langfristige strategische Positionierungen der Unternehmen wie auch für das Gemeinwohl schädlich waren. Gleiches gilt auch für politische Wahlen, wenn beispielsweise ein Abgeordneter dafür sorgt, dass seinem Wahlkreis eine an sich sinnlose Subvention gewährt wird, damit dessen Wahlchancen bei der nächsten Wahl erhöht werden.

Wird eine Entscheidung ausschließlich aus Eigennutz getroffen, sprechen wir von Korruption.

2.3.3 Gemeinnutzen

Hiermit ist der Nutzen für die Allgemeinheit, das „Gemeinwohl“ gemeint. Es gibt Situationen, in denen mitunter sehr gute Entscheidungen zum Sachnutzen gefällt werden, das Gemeinwohl jedoch geschädigt wird. Leider kommen die allzu häufig vor. Hierzu gibt es eine Fülle von Beispielen aus allen Lebensbereichen, von denen einige willkürlich ausgesuchte in **Tab.2** gezeigt werden.

Beispiele	Sachnutzen	Schaden am Gemeinnutzen
Abholzung der Tropenwälder oder Überfischung der Meere	Gewinnsteigerungen	Reduzierung der Ressourcen
Luft- und Wasserverschmutzung	Gewinne wegen nicht getätigter Investitionen	Umweltschäden
Versicherungs- und Steuerbetrug	Gewinnsteigerungen	Höhere Versicherungsprämien und Staatsschulden
Preisabsprachen	Gewinnsteigerungen	Überhöhte Preise

Tab. 2: Einige Beispiele für Entscheidungen für einen Sachnutzen unter Schädigung des Gemeinnutzens

Grundsätzlich geht es darum, dass eine Entscheidung stets in Hinblick auf ihre Auswirkungen auf das Gemeinwohl überprüft werden sollte. Hier spielt die Werteorientierung von Entscheidungsprozessen eine wichtige Rolle. Beispielsweise werden heutzutage bei vielen neuen Projekten deshalb zunehmend sog. „Technikfolgenabschätzungen“ durchgeführt

2.4 Die Teilnehmer an Entscheidungsprozessen

Abb. 3 zeigt eine Gliederung von Teilnehmern an Entscheidungsprozessen. Zunächst einmal gibt es bei jedem Entscheidungsprozess Beteiligte, das sind die Entscheider, und Betroffene, das sind diejenigen, auf die Entscheidungen wirken. Es ist einsichtig, dass Beteiligten und Betroffene mitunter von sehr verschiedenen Interessen geleitet werden können. Beteiligte wie auch Betroffene können sowohl Individuen als auch Organisationen sein. Bei den Betroffenen kommen noch Gemeinschaften hinzu. Das sind vor allem politische Einheiten, wie Regionen, Bevölkerungsgruppen und dergleichen mehr. Es gilt, dass Einzelpersonen in der Regel einfachere Entscheidungen treffen, da man gedanklich maximal nur 6 bis 7 Einflussgrößen abhandeln kann (Kahnemann et. al. S. 204). Danach muss eine Entscheidung schon methodisch unterstützt und mit zunehmender Zahl von Einflussgrößen auch von Organisationen getroffen werden. Der einfachste Fall in Abb. 3 ist ein Individuum, das eine Entscheidung für sich selbst trifft. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn ein Kunde ein Kleidungsstück für den Eigenbedarf erwirbt. Das andere Extrem ist beispielsweise eine politische Entscheidung für eine Gemeinschaft, wenn etwa Corona-bedingte Lock-Down Maßnahmen für eine Region entschieden werden müssen.



Abb. 3: Gliederung der Teilnehmertypen an Entscheidungsprozessen

2.5 Besonderheiten politischer Entscheidungen

Wie schon gesagt, werden komplexerer Entscheidungen in der Regel von Organisationen getroffen. Das gilt gleichermaßen für gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Problemstellungen. In Zusammenhang mit der Corona-Krise ist hier natürlich der politische Bereich von besonderem Interesse. Und hier gibt es einige Besonderheiten, die schon zwangsläufig eine hohe Prozesskomplexität bedingen.

2.5.1 Konfliktpotenzial

Politische Entscheidungsprozesse betreffen stets ein außerordentlich breites Spektrum von Bedürfnissen, da sie primär auf Gemeinschaften zielen. Daraus folgt, dass hier Entscheidungen nie die Bedürfnisse von allen Betroffenen befriedigen können. Sie sind entsprechend aufwändig, da mitunter umfangreiche Abstimmungsprozesse bewältigt werden müssen. Der österreichische Staatsrechtler Hans Kelsen hat es bereits 1938 so auf den Punkt gebracht:

„Von allen Systemen hält das demokratische Mehrheitsprinzip die Zahl derjenigen Bürger am kleinsten, deren Freiheit durch politische Entscheidungen eingeschränkt wird“. (Zitiert aus „Die Zeit“, 33/16 vom 4. 8. 2016, S. 3).

Auch müssen immer wieder sehr konfliktäre Zielsetzungen gegeneinander abgewogen und einem Kompromiss zugeführt werden. Bei dem gegenwärtigen Corona-Management können wir das beispielsweise bei der Abwägung zwischen einem bestmöglichem Infektionsschutz und Störungen des Wirtschaftsgeschehens oder einem bestmöglichem Impfschutz und der Effektivität des Bildungssystems beobachten.

2.5.2 Kompromiss- und Konsensfähigkeit

Um den Aufwand der Abstimmungsprozesse in vertretbaren Grenzen zu halten, wird von allen Teilnehmern auch ein angemessenes Maß an Kompromiss- und Konsensfähigkeit verlangt. Die scheint bei vielen heutigen politischen Entscheidungsprozessen verlorengegangen zu sein. Viel zu oft werden – auch beim gegenwärtigen Corona-Diskurs – von bestimmten Interessengruppen Extrempositionen mit maximalem Aufwand und auch schon einmal mit militanten Mitteln kompromisslos vertreten.

2.5.3 Akzeptanz von Mehrheitsentscheidungen

Bei diesen aufwändigen Entscheidungsfindungsprozessen ist es unabdinglich, dass einmal getroffene Mehrheitsentscheidungen von allen Teilnehmern akzeptiert werden. Diese Forderung wird nur allzu häufig mit der Folge nicht erfüllt, dass politische Entscheidungsprozesse dann enormen Zeitverzögerungen, Kostensteigerungen und anderen Schäden unterliegen. Das gilt eindeutig auch für den aktuellen Corona-Diskurs.

2.6 Die Qualität von Entscheidungen

Qualifizierte Entscheidungen sind „richtige“ Entscheidungen, d. h. solche, die zu einem guten Ergebnis führen. Um qualifizierte Entscheidungen treffen zu können, müssen bei den Entscheidern und bei den Entscheidungsprozessen eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein, wie sie in **Abb. 4** gezeigt werden. Die sollen an dieser Stelle nicht alle kommentiert werden, da sie weitgehend für sich sprechen.



*Abb. 4: Voraussetzungen für qualifizierte Entscheidungen
(Quelle: Schauenburg, 2018, S. 361)*

3. Das Wissen über die Konsequenzen einer Entscheidung

Das Wissen eines Entscheiders über die Konsequenzen seiner Entscheidung ist für deren Qualität von herausragender Bedeutung. Nur dieser Aspekt aus Abb.4 soll nachfolgend vertieft werden, da er direkt zur Themenstellung dieses Beitrages führt.

Bei jeder Entscheidung ist ein Minimalwissen über deren Konsequenzen unabdinglich. Ansonsten kann keine Entscheidung getroffen werden. Mit zunehmender Komplexität steigt der Aufwand für einen Wissenserwerb. Das Problem ist, dass nur allzu oft keine Voraussetzungen gegeben sind, das notwendige Wissen zu erlangen – sei es aus Zeitmangel, Inkompetenz, wegen fehlender Ressourcen oder weil das erforderliche Wissen schlichtweg nicht verfügbar ist, wie es beim gegenwärtigen Corona-Diskurs immer wieder der Fall ist. Dann werden Entscheidungen mehr oder weniger „mit dem Bauch“ getroffen mit entsprechend negativen Auswirkungen auf die Entscheidungsqualität. Nichtwissen steigert die Gefahr von Fehlentscheidungen. Ein besonderer Aspekt hierbei ist zudem der Tatbestand, dass Entscheider ihr tatsächliches Wissen falsch einschätzen.

„Es scheint vielmehr so zu sein, dass wir eine geradezu unbändige Bereitschaft haben, auf der Grundlage noch so dürftiger Informationen gewagte Vorhersagen über die Zukunft zu machen. Jetzt befassen wir uns mit der weitverbreiteten, aber irrigen Auffassung, dass wir Ereignisse, die nicht vorhergesagt werden können, trotzdem verstehen können“ (Kahnemann et al., 2021, S. 164).

Wir haben es hier also mit einem Nichtwissen über das eigene Wissen zu tun. Das Problem ist jedoch, dass nur allzu oft trotz unzureichenden Wissens Entscheidungen getroffen werden müssen, wie es immer wieder auch im gegenwärtigen Corona-Geschehen der Fall ist.

3.1 Ausprägungen der Wissensstände

Abb. 5 zeigt, wie die verschiedenen Ausprägungen der Wissensstände vor einer Entscheidung systematisiert werden können. Wir lehnen uns hier an die Gesetzmäßigkeiten des Risikomanagements an, in dem ein Risiko „R“ oder eine Chance „C“ definiert wird als

$$R \text{ bzw. } C = X * p(X) \text{ mit}$$

X = einem Ereignis, das üblicherweise in Geldwerten erfasst wird und das

- einen durch das Ereignis verursachten potenziellen Schaden erfasst, wenn es sich um ein Risiko handelt oder

- einen durch das Ereignis erzielten potenziellen Gewinn erfasst, wenn es sich um eine Chance handelt

Risiken sind nach dieser Definition negative Chancen. Beide unterscheiden sich nur durch ihre Vorzeichen. Fortan werden wir nur von Risiken reden.

$p(X)$ = ist die Eintrittswahrscheinlichkeit des Ereignisses X mit $0 \leq p(X) \leq 1$

Zur Klassifizierung der Wissensstände ist $p(X)$ hier von besonderem Interesse. Deren Ausprägungen werden in **Abb. 5** gezeigt.

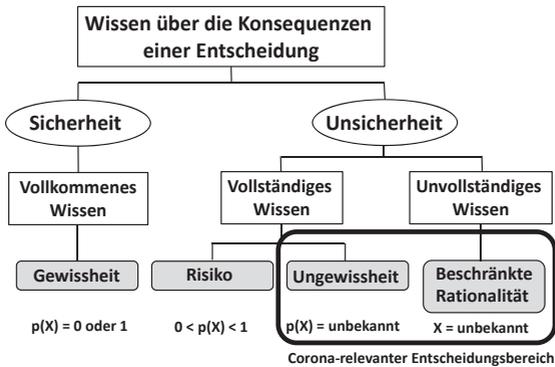


Abb. 5: Wissensausprägungen in Entscheidungsprozessen (Erstellt in Anlehnung an Backhaus et al., 1994)

Nachfolgend werden in **Tab. 3** die einzelnen Bereiche aus **Abb. 5** zum einen mit allgemeinen und zum anderen mit Corona-relevanten Beispielen belegt, die dann anschließend ausführlicher erläutert werden.

		Gewissheit	Risiko	Ungewissheit	Beschränkte Rationalität	
		$p(X) = 0 \text{ oder } 1$	$0 < p(X) < 1$	$p(X) = \text{unbekannt}$	$X = \text{unbekannt}$	
Allgemeine Beispiele	1	Wirkung von Gesetzen	Juristisch, gesetzgeberisch	Lotterien, Casinos	Aktien/ Wechselkurse	Schwarzer Schwan, Truthahn Syndrom
	2		Technisch-naturwissenschaftlich	Versicherungsfälle	Erdbeben	A. v. Humboldts Forschungsreisen
	3		Mathematisch, logisch	Umfrageergebnisse	Vulkanausbrüche	Folgen einer Eheschließung
Corona Beispiele	4	Infektiosität von Corona Viren	Impfschutz	Auftreten neuer Corona Mutanten	Dauer des Corona Impfschutzes	
	5		Verlauf einer Pandemiewelle	Ende der Corona Pandemie	Zuverlässigkeit der Corona Statistiken	
	6		Erreichung einer Herdenimmunität	Neue Corona Medikamente	Infektionsquellen	

Tab. 3: Beispiele zu Abb. 5

3.1.1 Gewissheit

Dieser Fall ist bei Entscheidungen eher selten, kommt aber insbesondere bei Gesetzen aller Art vor, wie zum Beispiel

- **bei juristischen Gesetzen:** Wird vom Gesetzgeber ein neues Gesetz mit einem Gültigkeitsdatum erlassen, hat jeder Betroffene eine sichere Entscheidungsbasis, um sich darauf einzustellen.
- **bei technisch-naturwissenschaftlichen Gesetzen:** Eine Sonnenfinsternis kann beispielsweise sehr präzise vorhergesagt werden.
- der Formel „ $a + b = c$ “ für jedes a und b ein eindeutiges c .

Bei der Corona-Pandemie gibt es bislang nur sehr wenig Gewissheiten.

- **Die hohe Infektiosität von Corona Viren** kann u. U. hier eingeordnet werden. Auf der Basis dieser Gewissheit müssen durchgreifende Maßnahmen eingeleitet werden.

3.1.2. Risiko

- **Lotterien, Casinos und Versicherungsfälle:** Mit den bekannten Eintrittswahrscheinlichkeiten lassen sich mitunter gute Entscheidungen treffen. Allerdings sind diese Entscheidungen nur Einbahnstraßen. Glücksspielanbieter wie Lotterien und Casinos oder Versicherungen können hier sehr präzise ihre Konditionen und Prämien berechnen. Von den Risiken oder Chancen Betroffene wissen aber nicht, ob und wann diese Ereignisse auf sie zutreffen.
- **Umfrageergebnisse:** Meinungsumfragen in Wirtschaft und Politik zeigen teilweise eine beeindruckende Treffsicherheit. Die kann zum Beispiel bei den Voraussagen von Wahlergebnissen zum Zeitpunkt der Schließung von Wahllokalen immer wieder beobachtet werden.
- **Impfschutz:** Die verschiedenen Impfstoffhersteller geben Werte zwischen 75% und 95% für den Anteil der Corona-Geimpften an, die durch eine Impfung einen Impfschutz erhalten
- **Verlauf einer Pandemiewelle:** seit Beginn der Corona-Epidemie gab es in Deutschland bereits mehrere sogenannte Pandemiewellen, deren Verläufe in ihren Anfängen stets den Gesetzen des exponentiellen Wachstums folgten. Beeindruckend waren hier immer wieder die weitgehend zutreffenden Vor-

aussagen der Epidemiologen¹ über deren zukünftige Verläufe. Das Problem hier war, dass diese Gesetzmäßigkeiten die Vorstellungskraft von Entscheidern in der Politik und beim Großteil der Betroffenen meist überfordert hatten. Folglich wurden sehr oft wichtige Handlungsempfehlungen der Epidemiologen nicht oder zu spät umgesetzt. Die politischen und wirtschaftlichen Schäden aus diesen Versäumnissen waren beachtlich.

- **Erreichung einer Herdenimmunität:** Es ist bekannt, ab welchem Immunisierungsgrad der Bevölkerung die sogenannte Herdenimmunität erreicht wird. Man spricht von ca. 60% bis 70% einer Population², die die Fähigkeit zur Bildung von Antikörpern haben müssen. Ab hier kann mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass eine Pandemie zum Erliegen kommt

3.1.3 Ungewissheit

Hier kennt man das Ereignis X. Dessen Eintrittswahrscheinlichkeit ist aber unbekannt. Risiko und Ungewissheit unterscheiden sich in ihrer Auswirkung auf Entscheidungsqualitäten sehr stark:

„In unserer Alltagssprache unterscheiden wir zwischen „Gewissheit“ und „Risiko“. Trotzdem werden die Begriffe „Risiko“ und „Ungewissheit“ meistens synonym verwendet. Das sind sie aber nicht. In einer Welt bekannter Risiken weiß man alles, einschließlich der Wahrscheinlichkeiten, mit Gewissheit. Hier reichen statistisches Denken und Logik aus, um gute Entscheidungen zu treffen. In einer ungewissen Welt ist nicht alles bekannt und es lässt sich die beste Option nicht berechnen. Da sind zusätzlich gute Faustregeln und Intuitionen erforderlich“ (Gigerenzer, 2013, S. 38).

Hierzu seien folgende Beispiele betrachtet:

- **Aktien- und Wechselkursentwicklungen:** Ein spektakuläres Beispiel für diesen Fall an Ungewissheit ist die Bankenkrise 2008/2009, in der die mitunter sehr komplexen Prognosesysteme der Banken mit Eintrittswahrscheinlichkeiten für zukünftige Wechsel- und Aktienkurse gefüttert werden muss-

1 In den meisten Fällen sind die tatsächlichen Pandemieverläufe von den Vorhersagen abgewichen. Die Tendenzen waren aber immer richtig. Mitunter waren die Pandemieverläufe schwächer als vorhergesagt, weil rechtzeitig Gegenmaßnahmen eingeleitet worden sind. Andererseits waren sie stärker, wie z. B. bei der zweiten Pandemiewelle in Deutschland gegen Ende 2020 bis Anfang 2021, weil nicht rechtzeitig gegengesteuert worden ist.

2 Mittlerweile ist dieser Wert mit dem Auftreten der Corona-Delta-Variante auf 85 bis 90% angehoben worden.

ten, die man in der geforderten Genauigkeit gar nicht kannte. Es wurden falsche Daten eingegeben und folglich reihenweise falsche Prognosedaten ermittelt. In **Abb. 6** werden über einen Zeitraum von 10 Jahren prognostizierte €/US\$ Wechselkurse den tatsächlichen Entwicklungen gegenübergestellt. Man sieht, dass nahezu alle Prognosen falsch waren.

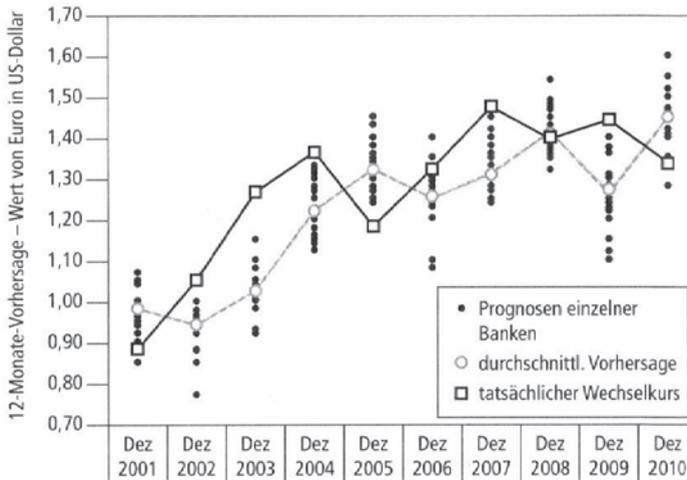


Abb. 6: Wechselkursprognosen €/US\$ von 22 Banken verglichen mit dem tatsächlichen Wechselkursverlauf 2001 bis 2010 (aus Gigerenzer, 2013, S. 119)

- **Erdbeben und Vulkanausbrüche:** In beiden Fällen weiß man, dass das Ereignis X auftreten kann, hat jedoch kein Wissen über deren Eintrittswahrscheinlichkeiten. Das gilt beispielsweise für den Vesuv in Süditalien, bei dem ein großer Ausbruch sicher ist, über dessen Zeitpunkt man aber keine Erkenntnisse hat. Gleiches gilt ebenso für ein großes Erdbeben in San Francisco/ USA.
- **Auftreten neuer Corona Mutanten, Ende der Corona Epidemie und Neue Corona Medikamente:** In allen drei Fällen kann man mit Gewissheit davon ausgehen, dass diese Ereignisse eintreten werden. Man hat aber keinerlei Anhaltspunkte über deren Zeitpunkte.

3.1.4 Beschränkte Rationalität

- **Der „Schwarze Schwan“:** Dieser Begriff ist 2007 von Nassim N. Taleb kreiert worden und bezeichnet ein seltenes, unvorhergesehenes „Ausreißereignis“, das durchaus katastrophale Wirkungen entfalten kann (Taleb, 2008). So gesehen zeigte der Ausbruch der Corona Pandemie in Wuhan/ China gegen Ende 2019 alle Anzeichen eines typischen „Schwarzen Schwans“³. Er beschreibt hier auch das sog. „Truthahn-Syndrom“ das wie folgt wiedergegeben werden kann:
„Ein Truthahn wird im Frühjahr geboren und erlebt, dass der Bauer, vor dem er sich anfänglich fürchtet, sehr umfänglich für ihn sorgt: Er bekommt täglich sein Futter, der Stall wird stets aufgeräumt und gesäubert usw. Mit der Zeit verdichtet sich seine Gewissheit, dass der Bauer ein guter Freund sei. Am Thanksgiving-Tag wird er dann geköpft. Das ist für den Truthahn auch ein schwarzer Schwan: Er hatte keine Kenntnis von den Bräuchen des Thanksgiving-Tages.“
- **Die Forschungsreisen von Alexander von Humboldt zu Beginn des 19. Jahrhunderts:** Alexander von Humboldt hat seine Forschungsreisen mit einer beschränkten Rationalität entschieden. Er wusste bei Weitem nicht, was alles an Ereignissen auf ihn zukommen wird.
- **Folgen einer Eheschließung:** Hier gilt ebenfalls, dass zum Zeitpunkt einer Eheschließung viele Ereignisse X, die im Verlaufe einer Ehe auftreten können, unbekannt sind.
- **Dauer des Corona Impfschutzes:** Es ist derzeit noch ziemlich unbekannt, wie lange der Schutz einer Impfung vorhält. Das hat gravierende Konsequenzen für die weitere Planung des Impfeschehens, nachdem eine erste Impfwelle beendet worden ist. Es verdichten sich aber die Erkenntnisse, dass ein Impfschutz nach ca. einem Jahr erneuert werden muss. Es ist absehbar, dass diese Erkenntnis in absehbarer Zeit durch weitere Studien belegt und dieser Aspekt damit in Abb. 5 auf „Ungewissheit“ oder sogar „Risiko hochgestuft“ werden kann.

3 Ganz eindeutig ist diese Zuordnung nicht: Dass irgendwann wieder eine große Pandemie im Ausmaß der spanischen Grippe von 1919 kommen würde, war in Fachkreisen eine Gewissheit. Das heißt: Das Ereignis X war an sich bekannt, dessen Eintrittswahrscheinlichkeit aber nicht. So wurde in Deutschland 2012 eine große Pandemieübung durchgeführt, deren Ausgangsszenarium sehr stark dem Verlauf der jetzigen Corona-Pandemie ähnelte. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse wurden aber nie umgesetzt. Details dazu werden zum Beispiel von Julia Merlot beschrieben in Spiegel-Online vom 7.4.2020.

- **Zuverlässigkeit der Corona Statistiken:** Sehr viele Corona-relevante Entscheidungen werden auf der Basis von Statistiken getroffen, über deren Treffsicherheit nur sehr begrenzte Erkenntnisse vorliegen. Als Beispiel soll hier der 7-Tages-Inzidenzwert genannt werden, der zur Einleitung von Lockdown-Maßnahmen herangezogen wird. Es bestehen erhebliche Zweifel, ob dieser Wert dazu tatsächlich geeignet ist. Auch hier ist absehbar, dass das Wissen über die Zuverlässigkeit der Statistiken mit der Zeit zunehmen wird und dieser Aspekt in Abb. 5 entsprechend hochgestuft werden kann.
- **Infektions-Hotspots:** Seit Beginn des Jahres 2020 gibt es bislang nur rudimentäre Erkenntnisse darüber, an welchen Stellen in der Bevölkerung genau Corona Infektionen gehäuft aufgetreten sind. Man spricht hier von „Corona-Hotspots“: Das hat es bislang verhindert, dass zum Beispiel Lockdown Maßnahmen gezielter und differenzierter angesetzt werden konnten mit starken Auswirkungen auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schäden des bisherigen Corona-Managements.

3.1.5 Zusammenfassung

Die Auswirkungen der verschiedenen Wissensstände aus Abb. 5 auf Entscheidungsprozesse werden in **Abb. 7** zusammenfassend skizziert. Es gilt:

- Bewegt man sich nach rechts, nimmt die Bedeutung des Wissens ab. Es wird zunehmend durch die Intuition der Entscheider ersetzt. Auf der ganz rechten Seite können letztendlich nur noch Faustregeln helfen und
- mit einer zunehmenden Bedeutung der Intuition und von Faustregeln nimmt das Risiko von Fehlentscheidungen zu. Die Qualität der Entscheidungen verringert sich damit kontinuierlich.

Gewissheit	Risiko	Ungewissheit	Beschränkte Rationalität
$p(X) = 0 \text{ oder } 1$	$0 < p(X) < 1$	$p(X) = \text{unbekannt}$	$X = \text{unbekannt}$

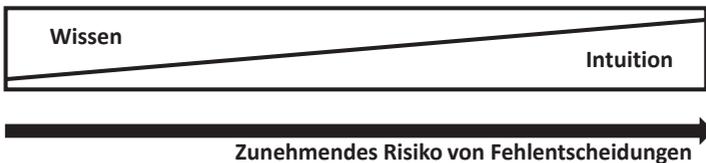


Abb. 7: Auswirkungen der Wissensausprägungen aus Abb. 5 auf Entscheidungsprozesse

3.2 Zur Stabilität von Wissensständen

Haben wir es mit einem so grundlegend neuen Phänomen zu tun, wie es jetzt bei der Corona-Pandemie der Fall ist, gibt es natürlich eine Fülle von Fragen, die mangels Wissens nicht beantwortet werden können. Das ist genau der Grund, warum sich die Corona-Pandemie in Abb. 5 auf der rechten Seite bei Ungewissheit und beschränkter Rationalität wiederfindet. Fehlentscheidungen und permanent sich verändernde Entscheidungssituationen wegen nahezu täglich gewonnener neuer Erkenntnisse sind unter diesen Bedingungen kaum zu vermeiden.

Nun ist der Problemdruck hier so groß, dass weltweit mit einem außerordentlich hohen Aufwand geforscht wird und neue Erkenntnisse mit einer atemberaubend hohen Kadenz gewonnen werden. Die fließen stets verzugslos in das Corona-Entscheidungsgeschehen ein. Allerdings ist diese Flut an Erkenntnissen keineswegs in sich konsistent. Ganz im Gegenteil: Wahrheiten von gestern können heute falsch sein. Die Ermessensspielräume der Entscheider sind mitunter so groß, dass die auch schon einmal zu völlig unterschiedlichen Schlussfolgerungen kommen. Kahnemann sagt hierzu:

„Für eine weitere Übung im kontrafaktischen Denken wollen wir uns vergegenwärtigen, wie unterschiedlich Länder und Regionen auf die COVID-19-Krise reagiert haben. Auch wenn das Virus sie ungefähr zur gleichen Zeit und in einer ähnlichen Weise heimgesucht hat, reagierten sie sehr unterschiedlich. Diese Unterschiedlichkeit beweist zweifelsfrei, dass die Entscheidungsprozesse der verschiedenen Länder durch „Noise“ (= Rauschen) verzerrt werden“ (Kahnemann et al., 2021, S. 45).

Beispielsweise haben deutsche Länder-Ministerpräsidenten nach gemeinsamen Beschlüssen auf ihren Konferenzen dann sehr unterschiedliche Maßnahmen in ihren Verantwortungsbereichen veranlasst. Der Impfstoff AstraZeneca wurde erst zugelassen, dann nach ersten Trombosefällen aus dem Verkehr gezogen, um dann nur noch für Personen mit einem Lebensalter von über 60 Jahren eingesetzt zu werden.

Der Eindruck einer unkoordinierten, ja chaotischen Vielstimmigkeit ist unter diesen Umständen kaum zu vermeiden. Und die wird in der Öffentlichkeit in voller epischer Breite, despektierlich und besserwisserisch kommentiert.

Bei einer derartig volatilen Wissenslage und bei einer so schnellen Gewinnung neuer Erkenntnisse ist es in der Systemtechnik eine anerkannte Vorgehensweise, in kleinen Schritten vorzugehen und jede neue Erkenntnis verzugslos in das Entscheidungsgeschehen einfließen zu lassen. Besser geht es nicht. Der Eindruck, dass hier unkoordiniert und inkonsistent gehandelt wird, ist dabei das kleinere Übel.

Der Philosoph Albrecht von Müller sagt dazu:

„Die Corona Pandemie ist ein gutes Beispiel dafür, wie wir aufgrund eines falschen Umgangs mit einer komplexen Wirklichkeit in die Knie gehen. Wir haben noch immer keine sinnvolle Corona-Strategie, weil zu sehr in der Kategorie „Steuerung“ und zu wenig in der Kategorie „Gestaltung“ gedacht wird. Der Aspekt der ständigen Selbstentfaltung müsste stärker in den Vordergrund gestellt und ein kontinuierliches Gestalten angestrebt werden.

Ich will das mit einer Metapher veranschaulichen: Eine Töpferin macht irgendetwas mit dem Ton, den sie gerade formt. Dann tritt sie immer wieder einen Schritt zurück, schaut auf das Objekt und reagiert auf das Eingetretene. Das ist ein dialogischer Prozess, bei dem nicht schon am Anfang feststeht, was am Ende herauskommen soll. Das ist ein sehr leistungsfähiges Handlungsparadigma für den Umgang mit sich schnell verändernden hochkomplexen Sachverhalten, so, wie es in der Corona-Krise der Fall ist. Wir sollten uns ein Stück weit vom deterministischen Steuerungsparadigma verabschieden“ (Müller, v., 2021).

4. Einige Anmerkungen zur Fehlerkultur

Wo entschieden wird, werden Fehler gemacht. Das ist eine Gewissheit. Wir haben gesehen, dass das Ausmaß an Fehlern sehr stark von exogenen⁴ Einflüssen bestimmt wird. Das heißt, wir sind gezwungen, mit Fehlern zu leben und sie in einem erheblichen Umfang zu akzeptieren.

Und hier kommt die Fehlerkultur ins Spiel:

„Fehlerkultur ist eine Kultur, in der man sich offen zu Fehlern bekennen kann, um aus ihnen zu lernen und sie in der Zukunft zu vermeiden“
„Wenn ein System keine Fehler macht, ist es nicht intelligent“ (Gigerenzer, 2013, S. 62) „Eine negative Fehlerkultur führt zu mehr Fehlern, weniger Sicherheit und geringerem Interesse an wirksamen Sicherheitsmaßnahmen“ (Gigerenzer, 2013, S. 72).

Und das ist genau der Punkt im gegenwärtigen Corona-Diskurs. Es gilt: Erfahrungen sind die Summe von Negativerlebnissen. In anderen Worten: Erfahrungen werden aus Fehlern gespeist. Fratzscher weist darauf hin, dass dieser

4 „Exogene“ Größen sind Einflüsse von außerhalb eines Systems, die von Entscheidern nicht beeinflusst werden können.

stetige und kompromisslosen Druck aus der Öffentlichkeit vor allem bei politischen Entscheidern dazu führen kann, dass sie aus Angst vor Fehlern schlechte Entscheidungen treffen oder sogar gar nicht handeln (Fratzscher, 2021). Nichts fürchten politisch Verantwortliche mehr, als einen sog. „Shitstorm“.

Werfen wir an dieser Stelle einen vergleichenden Blick auf die Luftfahrt, die sich einer vorbildlichen Fehlerkultur erfreut. Jede noch so kleine Störung wird systematisch so lange analysiert bis die Ursache gefunden und bis Konsequenzen für die gesamte Luftfahrt gezogen worden sind. Das wird vorbehaltlos akzeptiert und von der Öffentlichkeit stets mit betroffenem Interesse verfolgt, da man die Expertise der Fachleute anerkennt. Häme, Besserwisserei und Aggressivität wie im gegenwärtigen Corona-Diskurs findet man dort kaum.

Diese Fehlerkultur ist der wesentliche Grund für den hohen Sicherheitsstandard der heutigen Luftfahrt. Gigerenzer zitiert hier einen Luftfahrtexperten mit den Worten: „Hätten wir in der Luftfahrt den Sicherheitsstandard eines Krankenhauses, hätten wir zwei Abstürze pro Tag“ (Gigerenzer, 2013, S. 72). Diese Aussage mag überzeichnet sein, sie trifft aber den Nagel auf den Kopf. Sicher kann man bei dieser Aussage das „Krankenhaus“ durch den Begriff „Gesundheitssystem“ ersetzen. Die Corona-Pandemie ist ein Problem des Gesundheitssystems.

5. Fazit

Ungewissheit und beschränkte Rationalität dominieren das Corona - Entscheidungsgeschehen. Fehlentscheidungen und permanent sich verändernde Entscheidungssituationen wegen nahezu täglich gewonnener neuer Erkenntnisse sind unter diesen Bedingungen kaum zu vermeiden. Vor diesem Hintergrund gleicht es schon einer Hybris, wenn insbesondere in den Medien und in der Politik immer wieder Corona-relevante Entscheidungen permanent kritisiert werden. Man muss akzeptieren, dass mit den gegenwärtigen Wissensständen bei den meisten Problemstellungen einfach keine besseren Entscheidungen möglich sind.

Und damit kommen wir zum Ausgangspunkt dieser Überlegungen: Eine höhere Fehlertoleranz und Gelassenheit gegenüber dem Corona-Management sind überfällig. Sie würden mit Sicherheit zu einer Beruhigung des momentan so aufgeheizten Corona-Diskurses führen. Sie könnten sogar messbar zu Kostensenkungen beitragen, da gegenwärtig viele Entscheidungen unter dem omnipräsenten öffentlichen Druck zu schnell, falsch oder gar nicht getroffen werden.

Interessant ist hierbei auch der Tatbestand, dass nach den vorliegenden Umfrageergebnissen ca. 70 % der deutschen Bevölkerung hinter den Regierungsbeschlüssen zum Corona-Management stehen, ja teilweise sogar eine Verschär-

fung der Maßnahmen wünschen (Infratest-dimap, veröffentlicht von Statista am 7. 5. 2021). Es ist eigentlich eine kleine Minderheit aus Medien, Politik und Interessengruppen wie den Querdenkern, die permanent diese unsäglichen destruktiven Diskussionen des Corona-Managements befeuert. N. N. Taleb befasst sich sehr intensiv mit diesem Phänomen. Er sagt, dass unsere Demokratien eigentlich sehr stark von derartigen Minderheiten gesteuert werden, weil sie eine deutlich stärkere Öffentlichkeit haben als das Gros der Normalbürger (Taleb, 2018).

6. Literatur

- Backhaus K., Aufderheide, D., Späth, G.-M & Reinkemeier, C. (1994), Marketing für Systemtechnologien. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Fratzscher M. (6. 1, 2021). Das Impfdesaster, an dem wir alle Mitschuld tragen. Gastbeitrag in Spiegel Online. <https://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/corona-impfung-warum-wir-am-eu-desaster-alle-mitschuld-am-tragen-gastbeitrag-a-0805588d-a23e-4b64-bdf4-a871d7c2b99a>
- Gigerenzer, G. (2013). Risiko. Wie man die richtigen Entscheidungen trifft. München: C. Bertelsmann.
- Kahnemann, D., Sibony, O. & Sunstein C. R. (2021). Noise; was unsere Entscheidungen verzerrt – und wie wir sie verbessern können. München: Siedler.
- Merlot, J. (7. 4. 2020). Das Pandemie-Planspiel. Spiegel Online. <https://www.spiegel.de/wissenschaft/medizin/coronavirus-was-der-rki-katastrophenplan-aus-2012-mit-der-echten-pandemie-zu-tun-hat-a-8d0820ca-95a7-469b-8a6a-074d940543d6>
- Müller, A. v. (14. 5. 2021). „Wir müssen den Zeitbegriff grundlegend erweitern“. Interview in Welt Online. <https://www.welt.de/wissenschaft/plus231130173/Die-Natur-der-Zeit-Warum-Physiker-und-Philosophen-anders-ticken.html>
- Nieschlag R., Dichtl E. & Hörschgen H. (2002). Marketing. Berlin: Dunkler & Humblot.
- Schauenburg J. (2018). Von der Bundesrepublik zur Bananenrepublik. Eine schonungslose Analyse und Wege zur Verbesserung. Baden-Baden:Tectum.
- Senge P.- M. (1998). Die fünfte Disziplin. Kunst und Praxis der lernenden Organisation. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Statista; <https://de.statista.com/infografik/23810/umfrage-zur-angemessenheit-der-aktuellen-corona-massnahmen/>

Taleb, N. N. (2008). *Der Schwarze Schwan. Die Macht höchst unwahrscheinlicher Ereignisse*. München: Carl Hansen.

Taleb, N. N. (2018). *Das Risiko und sein Preis – Skin in the Game*. München: Penguin.

Wilhelms Staatsschrift und Corona

VON UDO VON DER BURG

1. Staat und Mensch

Die Corona-Frage ist komplex, und sie betrifft die Gesamtbevölkerung ohne Ausnahme, das Virus kennt weder Landes- noch Erdteilgrenzen. Die Corona-Frage reißt eine Vielzahl von Perspektiven auf, augenfällig in erster Linie eine medizinische. Über allem rangiert indessen die politisch-soziale Ebene: Wie werden Gesellschaft und Staat mit den Herausforderungen der Corona-Frage fertig? Die Corona-Frage gibt gegenwärtig das aktuellste und umfassendste Exempel für Wilhelm von Humboldts Theorie-Konzept zu den Grenzen der Wirksamkeit des Staates ab. Die Auseinandersetzung mit Wilhelms Schrift: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“ veranlasst unaufhörlich zu gedanklichen Verknüpfungen mit dem gegenwärtigen Corona-Panorama. Der Rückgriff auf das historische Konzept offenbart schonungslos die aktuellen Baustellen.

Unter einer Krise versteht man eine gefährliche Konfliktsituation, bei deren Zuspitzung ein Wendepunkt erreicht ist: Es sind zum Zwecke der Lösungsfindung grundsätzliche und weitreichende Entscheidungen zu treffen. Der Lösungshelfer berät indessen nicht nur die Hilfesuchenden, die von ihm erhoffte Kompetenz spielt ihm zugleich Macht über die Hilfesuchenden zu. Vom Staat, sobald er als Krisenhelfer auf den Plan tritt, geht nämlich immer die Gefahr aus, dass er sein Eingreifen als Möglichkeit missbraucht, Macht und Verfügungsgewalt über die Bürger zu erweitern, und dies über den eigentlichen Zweck hinaus, der lediglich in der Beseitigung der Gefahr besteht.¹

Die Herausformung des umfassenden modernen Verwaltungsstaates ließ im Gefolge der Aufklärung die Diskussion um das Verhältnis zwischen Bürger bzw. Individuum einerseits sowie der rasch zunehmenden Staatsgewalt andererseits aufbrechen.² In Abkehr von einem rigorosen Absolutismus entstand zunächst

1 Nicht ohne Grund war bei den Römern die Amtszeit des Diktators auf ein halbes Jahr begrenzt.

2 Die politisch-gesellschaftlichen Aussagen nehmen gegen Ende der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts an Schärfe und Dringlichkeit zu. Eindeutig sind die Beurteilungen, die in Georg Forsters „*Ansichten vom Niederrhein*“ formuliert sind: „Die Einsicht des Regenten sei noch so vortrefflich; sobald er es nach derselben versucht, die Menschen auf einem Wege, den sie selbst sich nicht wählten, vor sich hin zu treiben: sobald erfährt er auch, daß die eigenen Lebenskräfte in seiner Staatsmaschine stocken oder schlafen ... Durch die ins Unendliche vervielfältigten Gesetze und landesherrlichen Verordnungen, so gut es oft damit gemeint seyn mag, und durch jene,

die Auffassung, dass der Fürst für die Glückseligkeit seiner Untertanen zu sorgen habe. Jedoch nahm der Fürst das Recht in Anspruch, selbst zu definieren, was unter Glückseligkeit konkret zu verstehen sei und welche Form von Glückseligkeit er zulassen wolle.

Wilhelm von Humboldts Schrift: „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“ stellt in der gedanklichen Auseinandersetzung um die genannte Frage einen entschiedenen Lösungsversuch dar. Die Schrift wurde vor 225 Jahren in zwei aufeinander aufbauenden Versionen verfasst: Die erste im Winter 1791/92 in Burgörner im Mansfeld'schen im Schlösschen des Schwiegervaters, dann die Erweiterung im Spätfrühling 1792 in Erfurt, und zwar in intensiver Diskussion mit dem Koadjutor Karl Theodor Anton Maria Reichsfreiherr von Dalberg (1744–1817).³

Wilhelm von Humboldt hat die Problematik des Verhältnisses zwischen Individuum und Staat in der Staatsschrift nicht zum ersten Male aufgegriffen. Sie durchzog bereits seinen ersten umfassenden Publikationsversuch, die Schrift: „Über Religion“ (1789).⁴ Anlass zu deren Abfassung war das am 9. Juli 1788 in Preußen verfügte Religionsedikt. Es verpflichtete alle lutherischen Pfarrer und Lehrer in Preußen auf die Offenbarung der Bibel sowie auf die lutherischen Bekenntnisschriften und wurde als Bedrohung der von der Berliner Geistlichkeit initiierten religiösen Aufklärung und zugleich damit des geistig-kulturellen Lebens in Preußen überhaupt eingestuft⁵. Insbesondere bestanden die Vorbehalte

von Schmeichlern und Parasiten so gepriesene Kleingeisterei der Fürsten, die mit unermüdlcher Sorgfalt in eines jeden Bürgers Topf gucken, oder gar sich um seine Privatmeinungen und Gedanken bekümmern, richten die Regenten allmähig, ohne es selbst zu wollen, ihre Staaten zu Grunde, indem sie die freie Betriebsamkeit des Bürgers hemmen, mit welcher zugleich die Entwicklung aller Geistesfähigkeiten aufhört.“ (Sämtliche Schriften, Bd. IX. *Ansichten vom Niederrhein*, bearb. v. Gerhard Steiner, Berlin 1958, S. 35f.).

- 3 Humboldts Brief an Georg Forster vom 1. Juni 1792: „Diesen Aufsatz ist nun Dalberg ... Abschnitt für Abschnitt mit mir durchgegangen, und wir haben Gründe und Gegengründe durchgesprochen. Seine Ideen stimmen nicht gerade mit den meinigen überein, er berechtigt den Staat vielmehr zu einer weit ausgebreiteteren Wirksamkeit. Indeß will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen.“ (Georg Forster, Sämtliche Schriften, Bd. 18: *Briefe an Forster*, bearb. von Brigitte Leuschner, Siegfried Scheibe u. a, Berlin 1982, S. 536). Dalberg verfasste daraufhin eine eigene Schrift, die 1793 in Leipzig anonym unter dem Titel: „*Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats*“ erschien. Es ist nicht auszuschließen, dass Humboldt auch mit dem Schwiegervater über diese Thematik diskutierte, der hier ebenfalls Fachmann war und die Fachdiskussion kannte, wie die Titel seiner Bibliothek zeigen.
- 4 Diese Schrift, von der Forschung sträflicher Weise – soweit überhaupt – als Aschenputtel betrachtet, skizziert bereits alle Grundgedanken von Wilhelm von Humboldts politischer Theorie.
- 5 Vgl. die differenzierte Beurteilung von Valjavec, Fritz, *Das Wöllnersche Religionsedikt und seine geschichtliche Bedeutung*, in: Historisches Jahrbuch 72, 1953, S. 387ff. Valjavec weist darauf hin, dass das Religionsedikt – nicht völlig zu Unrecht – im Hinblick auf die unvermeidbaren

gegenüber dem Edikt darin, dass die „sogenannten“ Aufklärer ausdrücklich als Abweichler markiert wurden und ihnen scharfe Überwachung sowie Bestrafung oder gar Entlassung aus dem Amt drohten. Der konkreten Durchsetzung des Religionsediktes diene das anschließende Zensuredikt vom 19. Dezember 1788: Sämtliche inner- und außerpreußische Publikationen wurden einer scharfen Zensur unterworfen, wie sie unter König Friedrich dem Großen (1740–1786) bei weitem nicht praktiziert worden war.

Erstaunlicher Weise erhob sich gerade seitens der reformierten Geistlichkeit scharfer Widerstand gegen das Religionsedikt, obwohl es diese gar nicht direkt betraf, sondern auf die Lutheraner abzielte. Hatten doch gerade um der Glaubensfreiheit willen die Hugenotten ein Jahrhundert zuvor Frankreich verlassen, durch das Edikt griff jetzt wieder ein Monarch, König Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), in den doch von seinen Vorgängern so hoch gehaltenen religiösen Freiraum ein.⁶ Wilhelm von Humboldt war von Seiten der Mutter her Nachkomme von Hugenotten-Flüchtlingen, er musste folglich die neue religionspolitische Restriktion als höchst bedrohlich einschätzen. Die im Sommer 1789 ausbrechende Revolution in Frankreich mit ihren aggressiven politischen Umwälzungen verstärkte seine kritische Haltung in der grundsätzlichen Frage, wo gegenüber dem Individuum die Staatsmacht eine Grenze einzuhalten habe.

2. Wilhelms Theoriekonzept

Wie schon am Beispiel der Großen Pest (1347–1352) festzustellen ist, verursachen Seuchen erhebliche gesellschaftliche Verwerfungen sowie kulturelle Folgen: Handel und Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie werden beeinträchtigt, Vorstellungen von Recht und Ordnung geraten ins Wanken. Seuchen fordern Menschenleben, sie bewirken Stillstand oder gar Rückschritt in den meisten wichtigen Lebensbereichen. Obrigkeiten bekommen die Auswirkungen sehr rasch und sehr deutlich zu spüren: Bevölkerungsverlust, Arbeitskräftemangel und Lebensmittelknappheit treten ein, Einnahmen und Steuern brechen weg, zugleich ist die Finanzierung von Schutzmaßnahmen und Neuanfängen erforderlich. Der einzelne Bürger allein verfügt oft gar nicht über die Kräfte, die Notlage

Irritationen, die infolge der religiösen Aufklärung entstanden waren, bei etlichen Zeitgenossen als Schutz vor einer zu weit gehenden, sich verselbstständigenden theologischen Emanzipation aufgefasst wurde.

6 Mühlpfordt, Günter, *Hugenottische und Deutsche Aufklärung*, in: Mittenzwei, Ingrid (Hrsg.): *Hugenotten in Brandenburg-Preußen*, Berlin 1987, S. 208; vgl. Möller, Horst, *Die Bruderschaft der Gold- und Rosenkreuzer. Struktur, Zielsetzung und Wirkung einer anti-aufklärerischen Geheimgesellschaft*, in: *Freimaurer und Geheimbünde im 18. Jahrhundert in Mitteleuropa*, hrsg. v. Helmut Reinalter, Frankfurt/Main 1983, S. 219f.

zu bewältigen; Staatshilfe wird unabdingbar. Bevor nicht ein Heilmittel gefunden ist, können auch heutzutage keine anderen als die seit dem Mittelalter entstandenen üblichen Pocken-Schutzmaßnahmen praktiziert werden: Isolation⁷, Hygiene, seit etwa 1800 großangelegte Impfmaßnahmen.

Wilhelm von Humboldts Theoriekonzept fundiert auf einigen Zentralgedanken. Allen voran rangiert die Forderung nach Sicherheit: „Sicher nenne ich die Bürger in einem Staat, wenn sie in der Ausübung der ihnen zustehenden Rechte, dieselben mögen nun ihre Person, oder ihr Eigentum betreffen, nicht durch fremde Eingriffe gestört werden; Sicherheit folglich ... Gewissheit der gesetzmässigen Freiheit.“ (180/147)⁸ Gemeint ist damit, dass der Staat den Bürger lediglich gegen widerrechtliches Tun zu schützen hat. „Denn nur wirkliche Verletzungen des Rechts bedürfen einer andren Macht, als die ist, welche jedes Individuum besitzt.“ Nur solche Handlungen sind zu verbieten oder einzuschränken, deren Folgen die Rechte anderer verletzen. Der Mensch braucht Sicherheit, „ohne Sicherheit ist keine Freiheit“ (134/95). Als Entscheidungskriterien greift Wilhelm von Humboldt auf die Abgrenzung der Prinzipien „nützlich“ und „notwendig“ zu.

Notwendig zur Erreichung von Sicherheit sind Staatsmaßnahmen dann, wenn es dem einzelnen Menschen unmöglich ist, den betreffenden Zweck mit eigenen Kräften zu erreichen. Erst von da ab und keinesfalls vorher dürfen staatliche Maßnahmen einsetzen. Notwendiges ist unentbehrlich, selbst schon das Gefühl sagt, dass ein anderer Weg ausgeschlossen ist. Nützlich hingegen sind Handlungen und Maßnahmen, die den Einzelnen bei der Ausübung seiner Kräfte unterstützen, ihm wohl auch z. B. die Lösung von Schwierigkeiten erleichtern, die jedoch nicht unabdingbar sind: Der Zweck ließe sich auch auf anderen Wegen erreichen. Nützlich unterliegt der Perspektive des Wahrscheinlichen und kann hinsichtlich seiner Brauchbarkeit durch geringste zufällig eintretende Vorkommnisse in Frage gestellt werden. Nützlichkeit verlockt dazu, die eigenen Kräfte hintan zu stellen und verkümmern zu lassen, Notwendigkeit hingegen spornt sie an „zur Befreiung von irgend einer einengenden Fessel“ (245/222).

7 Der Begriff: Quarantäne geht auf die entsprechende biblische Symbolik zurück. Der Zahl 40 kommt eine Orientierungsfunktion zu. Im Mittelalter waren 40 Tage die Zeit der Buße.

8 „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“; die betreffende Seitenzahl ist im fortlaufenden Text beigegeben. Die erste Seitenzahl bezieht sich auf die Werkausgabe hrsg. von Albert Leitzmann: *Wilhelm von Humboldts Werke*, I. Bd.: 1785-1795, Berlin 1903, S. 97-254 (Photomechanischer Nachdruck 1968, Reprint 2015); die zweite Seitenzahl bezieht sich auf: *Werke in fünf Bänden*. I, Schriften zur Anthropologie und Geschichte, 4., korrigierte und mit einem neuen Nachwort versehene Auflage hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt 2002, S. 56-233. Die Original-Schreibweise wurde beibehalten. Wilhelm von Humboldts Schrift ist in der zweiten Version auch als Reclam-Bd. 1991 erschienen.

Nur solche Gesetze, so Wilhelm von Humboldt, die als notwendig empfunden werden, finden bei den Bürgern Akzeptanz, nicht hingegen Gesetze, deren Regelungsinhalt lediglich als nützlich empfunden wird. Denn dem, was der eine als nützlich empfindet, setzt der andere eine eigene konkurrierende Meinung entgegen, worauf jeder, „wie gern er auch das selbsterkannte Nützliche ergreift, sich doch immer gegen das, ihm aufgedrungene sträubt. Unter das Joch der Nothwendigkeit hingegen beugt jeder willig den Nacken.“ (245/223)

3. Zweck und Grenzen des Staates

Wilhelm von Humboldt stellt zur näheren Bestimmung des Staatszwecks zwei Leitfragen auf, zunächst: Welchen Zweck die Regierung verfolgen soll, wobei deren Handlungsgrenzen klar abgesteckt sind; sodann: wie die Regierung ihren Zweck erfüllen kann, ohne dabei über die Zweckerfüllung hinaus zu wirken, die von ihr verlangt wird. Der Staat darf zur Erfüllung seines Zwecks nicht zu wenig Gewalt in der Hand haben, jedoch auch nicht zu viel, damit er nicht in Versuchung gerät, die ihm gesetzten Grenzen zu überschreiten.⁹

Der Zweck des Staates besteht in der Sorge für die Sicherheit. Sicherheit ist Aufgabe des Staates, ohne dass er zu bestimmen hätte, was Sicherheit ist. „Gestört wird die Sicherheit entweder durch Handlungen, welche an und für sich in fremdes Recht eingreifen, oder durch solche, von deren Folgen nur diess zu besorgen ist.“ Hier muss der Staat „verbieten, zu verhindern suchen; wenn sie geschehen sind, durch rechtlich bewirkten Ersatz des angerichteten Schadens, so viel es möglich ist, unschädlich, und, durch Bestrafung für die Zukunft seltner zu machen bemüht sein.“ (180f/148f)

Will indessen der Staat Sicherheit über Einrichtungen erreichen, deren Aufgabe es sein soll, den positiven Wohlstand der Nation zu erhöhen, so sind diese Einrichtungen nicht frei von nachteiligen Folgen und somit „einer wahren, von der höchsten aber immer menschlichen Gesichtspunkten ausgehenden Politik unangemessen.“ (113/71) Denn in einer solchen Einrichtung herrscht der Geist der Regierung auf Kosten der Kräfte von Mensch und Nation.

9 Die beiden Leitfragen sind in der ersten Version (Winter 1791/92) in aller Klarheit formuliert: Leitzmann, Albert: *Politische Jugendbriefe Wilhelm von Humboldts an Gentz*, in: *Historische Zeitschrift* 152, 1935, S. 54; vgl. in den „*Ideen*“: (99/56). Eine kommentierte Ausgabe der Erstversion der „*Ideen*“ (= Dritter Brief an Friedrich Gentz) durch den Verfasser dieses Beitrages findet sich auch in der Rubrik: „Kleinere Schriften“ auf der Homepage der Humboldt-Gesellschaft e. V. zu Mannheim. Sie ist ferner im Druck erschienen: *Wilhelm von Humboldt im Verständnis der Humboldt-Gesellschaft*. Aufsatzauswahl aus den Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft zu seinem 250. Geburtstag, Roßdorf 2017, S. 181–221 (Erstveröffentlichung in Band 26 (2010) der Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft, S. 43–82).

Es entsteht der Verdacht, dass der Staat „aus Menschen Maschinen machen will.“ (114/73) Staatliche „Anordnungen führen immer, mehr oder minder, Zwang mit sich, und selbst, wenn diess der Fall nicht ist, so gewöhnen sie den Menschen zu sehr, mehr fremde Belehrung, fremde Leitung, fremde Hülfe zu erwarten, als selbst auf Auswege zu denken.“ (115/73) Es leidet schließlich „die Energie des Handelns überhaupt, und der moralische Charakter.“ (116/74) Wer „viel geleitet wird, kommt oft dahin, den Ueberrest seiner Selbstthätigkeit zu opfern.“ Mehr noch: „Er glaubt sich nun nicht bloss von jeder Pflicht frei, welche der Staat nicht ausdrücklich auflegt, sondern sogar jeder Verbesserung seines eignen Zustandes überhoben.“ Möglicher Weise sinnt er darauf, den Gesetzen des Staates, „soviel er vermag, zu entgehen“, und „hält jedes Entzwischen für Gewinn.“ Wenn der Bürger sich ganz der Hilfe und des Eingriffs des Staates anheimgibt, verliert er schließlich auch die Bereitschaft, sich für den Mitbürger einzusetzen, denn – um den kümmert sich seiner Ansicht nach hinreichend der Staat: „Wo aber der Bürger kälter ist gegen den Bürger, da ist es auch der Gatte gegen den Gatten, der Hausvater gegen die Familie.“ (117/75) Mithin: „Was nicht von dem Menschen selbst gewählt, worin er auch nur eingeschränkt und geleitet wird, das geht nicht in sein Wesen über, das bleibt ihm ewig fremd, das verrichtet er nicht eigentlich mit menschlicher Kraft, sondern mit mechanischer Fertigkeit.“ (118/77)

Je intensiver zudem sich der Staat um das Wohl der Bürger sorgt, um so umfassender „entsteht nun ein neuer Erwerb, Besorgung von Staatsgeschäften, und dieser macht die Diener des Staats so viel mehr von dem regierenden Theile des Staats, der sie besoldet, als eigentlich von der Nation abhängig.“ (125/85) Zwar mag die Aktivität im Staatsapparat steigen, als Geschäftigkeit, zugleich stellen sich jedoch Wucherungsprozesse und Leerlauf ein: Die Geschäfte werden „beinah völlig mechanisch, und die Menschen Maschinen, und die wahre Geschicklichkeit und Redlichkeit nehmen immer mit dem Zutrauen zugleich ab.“ (126/86)¹⁰

Prohibitives Handeln des Staates darf nur stattfinden, „wo ohne, oder gar gegen den Willen des andren gehandelt wird.“ (186/154) Nur die unmittelbare Begehung eines Verbrechens darf der Staat verhindern. Liegen Handlungen vor, die unerwünschte Folgen haben könnten oder wo diese gar vorhersehbar sind, so würde der Staat im ersteren Fall die Freiheit, im letzteren Fall die Sicherheit aufs Spiel setzen. Deshalb müsste man „allein auf die specielle Lage sehen, nicht

10 Wilhelm von Humboldts Staatskritik richtete sich durchgehend auch gegen den Trott und den Leerlauf in der Verwaltung und die Unfähigkeit erheblicher Teile des Verwaltungspersonals in der nachfriedrizianischen Zeit. Auch in der Beseitigung dieses Übelstandes ist die von ihm betriebene Einführung von Staatsprüfungen zu sehen. Wilhelm von Humboldt ist einer der Väter der Forderung nach schlanker Staatsverwaltung.

aber sowohl auf die allgemeine Natur der Fälle, und nur, wenn Erfahrung der Vergangenheit, und Betrachtung der Gegenwart eine Einschränkung nothwendig machte, dieselbe verfügen.“ (186/155) Dazu führt Wilhelm als Kriterien an, die in der Entscheidungssituation Berücksichtigung finden könnten: die einkalkulierbare Gefahrengroße auf der einen und die möglicherweise entstehenden Freiheitsbeschränkungen auf der anderen Seite. (186f/155f)

4. Notwendige Wege und Mittel zur Erreichung des Zwecks

Wilhelm von Humboldt denkt im Sinne der Aufklärungsphilosophie als Ideal an einen Staat, „in dem es dem Bürger möglich bleibt, auch Mensch zu sein, das heisst, seine ganze Bestimmung als Mensch vollkommen zu erfüllen“, und der Staat „muss ihm selbst zur Erreichung dieses erhabnen Zwecks durch alle Mittel behülflich sein, die ihm zu Gebote stehn.“ (54/7)¹¹ Deshalb „muss der Gesetzgeber jetzt tief in das Studium des Menschen eingehn, alles erforschen, was nur irgend Beziehung auf Menschenbestimmung und Menschenglückseligkeit hat, und kein Mittel ungeprüft lassen, wodurch diese erhöht oder vermindert wird.“ Eine durchgehend geregelte Volkserziehung lehnt Wilhelm indessen ab, denn unter dieser leidet die „Freiheit der eignen, sich selbst gelassenen Bildung.“ Doch hat der Gesetzgeber darauf zu sehen, „nichts unbenutzt zu lassen, wodurch er im Stande ist, sie zu befördern. Auf diesem Wege allein darf er hoffen, das Problem aufzulösen, ... zugleich die Freiheit des Menschen mit dem Zwange des Staats zu vereinen. Je tiefer er den Menschen studirt, desto vollständiger und befriedigender wird die Auflösung dieses Problems sein; je mehr er nur von der Oberfläche schöpft, je eingeschränkter seine Idee von Menschenbestimmung und Menschenwerth sind, je mehr er bei äussern Handlungen und Beziehungen, äusserm Genuss und Entbehren stehn bleibt, desto weniger wird er seinen Endzweck erreichen.“ (55/8)

Das Menschengeschlecht, so argumentiert Wilhelm von Humboldt, befindet sich bereits auf einer Stufe der Kultur, „von welcher es sich nur durch Ausbildung der Individuen höher emporschwingen kann; und daher sind alle Einrichtungen, welche diese Ausbildung hindern, und die Menschen mehr in Massen zusammendrängen, jetzt schädlicher als ehemals.“ (143/105) Selbst wenn der Staat durch gute Mittel auf die Bürger einwirkte, so blieben diese immer „ein Haufe ernährter Sklaven“ (175/142), denn wie „Zwang und Leitung nie Tugend

11 Dieses sowie das folgende Zitat aus der Schrift: „Über Religion“, hrsg. von Albert Leitzmann: *Wilhelm von Humboldts Werke*, I. Bd.: 1785–1795, Berlin 1903, S. 45–76 (Photomechanischer Nachdruck 1968, Reprint 2015) bzw. *Werke in fünf Bänden*. I, Schriften zur Anthropologie und Geschichte, 4., korrigierte und mit einem neuen Nachwort versehene Auflage hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt 2002, S. 1–32.

hervorbringen; so schwächen sie auch ... immer die Kraft.“ (175/143) Es müsste „die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall vorgehen. Der so gebildete Mensch müsste dann in den Staat treten, und die Verfassung des Staats sich gleichsam an ihm prüfen.“ (144/106) Der Mensch kontrolliert den Staat, ob dieser seine Aufgaben dem Volk gegenüber erfüllt. Das Prinzip: Mensch steht über dem Prinzip: Staat: „Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe besseren Fortgang, blühen alle Künste schöner auf; erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbände enger, die Eltern eifriger bestrebt für ihre Kinder zu sorgen.“ Bei „freien Menschen entsteht die Nacheiferung, und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staat zu erwarten haben.“ (146/108)

5. Kommentar

5.1 Bewältigungskultur

Alle Krisen erleichtern es dem Staat, Einfluss und Macht über den Bürger zu gewinnen bzw. weiter auszudehnen. Die Politik bedient sich einer häufig willigen Wissenschaft und schränkt auf diese Weise die Freiheit der zu oft wissenschaftsgläubigen Bürger ein. Wo es verantwortungsbewusst geschehen müsste, den Bürger aufzuklären, ihn zu stärken, da wird er von den Politikgestaltern für Zwecke und Ziele missbraucht, die der Beseitigung des eigentlichen Notstandes gänzlich ferne stehen: Wahlen zu gewinnen, politischen Gegnern zu schaden, gar Demokratie zu destabilisieren. Die Bewältigungskultur wird von Formen einer Entschuldigungskultur, Profilierungskultur, Verunglimpfungskultur begleitet. Das politische Handeln verfällt zu Über-Regulierung und Indoktrination, die die Kräfte des Individuums lähmen: Demokratische Prinzipien werden umfunktionierte oder zerrieben.

Das Auftreten einer Krise fordert politische und gesellschaftliche Entscheidungsträger gerade und direkt in ihrer Verantwortlichkeit, auf schnellstem Wege zielbezogen und unter größtmöglichem Schutz von Mensch und Sache für Abhilfe zu sorgen sowie vor jedem weiteren Schaden zu bewahren. Die Regierungskunst¹², die die Entscheidungsträger unter Beweis zu stellen haben, verlangt klare Führung, die als Charisma auf die ihnen vertrauenden Bürger ausstrahlt. Am

12 Zu dem Begriff sei hingewiesen auf: Maizière, Thomas, de: *Regieren. Innenansichten der Politik*, Freiburg 2019. Vgl. die Begriffe: Kunstmaler, Kunstschmied, Heilkunst; die Unterscheidungen: Lehrkunst und Lehrhandwerk, Kriegskunst und Kriegshandwerk; Handeln und Herstellen bei Aristoteles.

allerwenigsten erwünscht und hilfreich sind persönlich oder parteilich motiviertes Gezeter und Geschacher, wie es dem Bürger immer wieder zugemutet wird: Das gegenseitige Zerhacken, die Manie, dem Andersdenkenden zu schaden, ihn gar zu zerstören, zugleich die breite Bevölkerung mit substanzlosen, unhaltbaren Versprechungen hinzuhalten und zu manipulieren. Zurecht empfindet der Bürger solche Mechanismen als Verhöhnung, als Betrügerei, und, „mündig“ geworden, zahlt er sie der Politik bei nächster Gelegenheit, letztlich am Wahltag, durch Abwahl und Politikverdrossenheit heim.

Der von der Krise betroffene Bürger kann mit dem Eingeständnis seiner vermeintlichen Helfer, sie hätten leider Fehlentscheidungen getroffen, nichts anfangen. Der Bürger missbilligt Ausreden, ihm ist an nichts anderem als Sicherheit gelegen. Vertrauen wird durch zielsichere intelligente Lösungssuche sowie die Fähigkeit gewonnen, Maßnahmen durchzuführen, die sich bereits kürzester Zeit als richtig und erfolgreich erweisen. Der Bürger durchschaut Blendwerk und Verharmlosungen, er entlarvt bewusste Irreführungen, und seien sie auch vordergründig als Schonung der Betroffenen gedacht. Er wünscht vielmehr klare und ehrliche Offenlegung auch der schwierigsten Lage sowie Transparenz der Abhilfe. Nur durch Echtheit und Ehrlichkeit gewinnt der Krisenhelfer die erforderliche Akzeptanz. Regelmäßige direkte Ansprachen der Politiker, die den Stand der Maßnahmen und des Bewältigungsprozesses erläutern sowie den Bürger als ernstgenommenen Ansprechpartner und Mithelfer verstehen, schaffen Sicherheit, sie leisten Vertrauensbildung.¹³ Pressekonferenzen vermitteln kein Wir-Gefühl: Im besten Fall liefern sie nähere Informationen, häufig genug produzieren sie mehr Fragwürdigkeit, als zuvor schon bestand. Der Bürger durchschaut auch schnell das Entstehen einer Profilierungskultur. Profilierungsbesessene Politikmitmacher gerieren sich als Meinungsführer. Die Manie kommt zum Vorschein, „mitreden“ zu wollen, jedoch ohne die eigene Fachkompetenz zu überprüfen oder zu überlegen, ob der vorgebrachte Beitrag überhaupt eine Realisierungschance habe.

Die Mehrheit der Bevölkerung ist bislang nicht auf Krisen eingestellt, Globalisierungsentwicklungen liegen außerhalb der bewussten Sicht- und Erfahrungsperspektive der Mehrzahl der Bürger. Bei zu großer Bevormundung durch den Staat wird der Bürger katastrophenbewältigungsträge. Er glaubt, den Staat als Steuernutznießer automatisch in eine Bewältigungsdienstpflicht nehmen zu können. Der Staat andererseits wälzt sich in einer politischen Gewohnheitslethargie dahin, er ist nicht „fit“ für eine Krise. Indessen gerade infolge der ablaufenden und zu erwartenden Globalisierungsentwicklungen muss entsprechen-

13 Berühmt in dieser Hinsicht ist das Wort von Winston Churchill im Mai 1940 vor dem Unterhaus: Ich habe nichts zu bieten als Blut und Tränen.

de Krisenbewältigung inskünftig als Normalfall politischer Aktivität begriffen werden. Krisenbewältigungsfähigkeit zu gewinnen tut not, das gilt für Staat und Bürger gleichermaßen.

5.2 Maßnahmen und Grenzen

In Krisen ist schnelles zielgerichtetes einheitliches Handeln der zuständigen Behörden auf regionaler wie auf überregionaler Ebene unabdingbar, die erforderlichen Maßnahmen bedürfen sorgfältiger funktionsfähiger Koordinierung. Wo sie fehlt, darf die an sich zuweilen schwerfällige – insgesamt aber bewährte – föderale Staatsstruktur der Bundesrepublik nicht als Entschuldigung herhalten. Ohne zureichende Koordinierung kann die Gefahr entstehen, dass sich der Bürger, soweit er überhaupt den erforderlichen Kenntnisstand gewinnen kann, sich um keine der einzelnen Regional- oder Sonderregelungen schert, sondern zur Entscheidungsfindung auf seinen gesunden Menschenverstand vertraut. Das Recht, das er sich dann nimmt, dürfte in vielen Fällen sinnvoller sein als die Vorschriften, die ihm ein Regional- oder Lokalfürst diktieren zu dürfen meint. Dazu Wilhelm von Humboldt: „Jede Erreichung eines grossen Endzwecks erfordert Einheit der Anordnung. ... Ebenso auch jede Verhütung oder Abwehru großer Unglücksfälle, Hungersnoth, Ueberschwemmungen u. s. f.“ (113/92)¹⁴ Warnmaßnahmen sind nützlich, sie können aber zugleich auch den Bürger verfügbar machen. Darum sind Angebote des Staates daraufhin zu prüfen, in welchem Maße ihnen das Verhältnis von Nützlichkeit und Notwendigkeit anhaftet. Der Staat mag den Bürgern moderne technische Hilfen anbieten oder gar aufdringen, sie enthalten jedoch allemal die Gefahr der ungewollten Kontrolle oder Verfügbarmachung, der Zementierung des gläsernen Bürgers. Auch die Perspektive, der Bürger müsse sich auf eine dauerhafte Koexistenz mit dem Corona-Virus einstellen, ist, so wohlgemeint und fürsorglich sich dieser Hinweis auch präsentiert, nicht frei von Bevormundungsanstrengungen des Staates. Aufklärung und Anweisung werden dem Bürger sozusagen schöngeredet, „untergejubelt“. Die gesellschaftliche Gestaltung der Zeit nach Corona, zu sehr in die

14 Wilhelm von Humboldt lehnt „Staatsanstalten“ als Institutionen zur Krisenbewältigung ab und spricht sich stattdessen für die Einrichtung von „Nationalanstalten“ aus. Staatsanstalten üben „unmittelbare Gewalt“ aus, Nationalanstalten verfügen lediglich über eine „mittelbare“ Gewalt. Bei ihnen „ist daher mehr Freiheit im Eingehen, Trennen, und Modificieren der Verbindung.“ (131/92) Humboldt Wilhelm warnt: „Je mehr der Mensch für sich selbst wirkt, desto mehr bildet er sich. In einer großen Vereinigung wird er zu leicht Werkzeug.“ (132/93f) Die von Humboldt angedachten Nationalanstalten dürften am ehesten dem genossenschaftlichen Prinzip entsprechen. Es könnte allerdings schwierig sein, ein solches Instrument zu konstruieren, das den Herausforderungen einer Pandemie im globalen Zeitalter gerecht werden kann.

Hand des Staates gelegt, birgt die Gefahr, dass Umfang und Maß der Überwachung weiter anwachsen. Wieviel Sicherheit der Staat leisten, aber wieviel Freiheit zugleich er dem Bürger garantieren muss, dürfte die zentrale Frage jedweder politischer Neu- und Weitergestaltung sein.

Zweifellos sind Erarbeitung und Verwirklichung eines funktions- und leistungsfähigen Zivilschutzkonzeptes sowie von in kürzester Zeit einsetzbaren Krisenstäben unabdingbar. Hierbei mögen Parteienvertreter auf das Einhalten demokratischer Grundsätze achten, Fachvertreter erst sind dagegen in der Lage, die erforderliche Hilfe von der Sache zu leisten. In mehr oder weniger ausgearbeiteter Form müssen Pläne für die Bewältigung sowie die Beseitigung des Schadens und den Wiederaufbau vorgehalten werden. Die vorgesehenen Maßnahmen bedürfen einer eindeutigen Rechtslage, Sonderrechte sind einer gezielten und effektiven Abhilfe stets im Wege.

Der Bürger mag die staatliche Hilfe zunächst als willkommen und bequem begrüßen, sie birgt jedoch zugleich die Gefahr, dass die eigenen Kräfte paralytisch werden und nolens volens verkümmern. Indessen: Freiheiten zu gewinnen, zu erkämpfen, ist allemal schwerer, als ihrer verlustig zu gehen. Deshalb sind Regulierungen des Staates allemal schärfster Kontrolle zu unterwerfen. Ein Staat ist nicht an sich „gut“, sondern lediglich ein Instrument, das je nachdem, in wessen Hände es gerät, politisch und moralisch Freiheit oder Zwang bewirkt. Nur selten stellt der Staat sich selbst auf den Prüfstand, denn wo immer er handelt, wählt unwillkürlich sein immanent geheimes Ziel, Macht über den Bürger auszuüben und zu erweitern.¹⁵

5.3 Bildung

Wenn der Staat die Bürger mit Auflagen beschwert, muss er mit Verweigerern rechnen. Beschwerung und Einschränkung führen zu Widerstand. Die Beweggründe, die Corona-Maßnahmen abzulehnen, sind differenziert, zum Teil diffus: Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit, ideologische Leugnung des Virus. Vertreter der Auffassung, dass die Impfung unnötig schade, dass Neben- und Folgewirkungen bei unklarer Forschungslage viel gefährlicher seien als das Virus, verweigern sich häufig dem Abwägungsprozess zwischen Schutz und Schaden. Vorbehalte schlagen dabei schnell in Ängste über. In der gegenwärtigen Corona-Krise fällt insbesondere der hohe Anteil an rigorosen und militant auftretenden Impfgegnern auf. Häufig verschränken sich dabei heteromorphe Protest-

15. erinnert sei an die Thematik von Heinrich Manns Roman: *Der Untertan* sowie an Carl Zuckermayers Drama: *Der Hauptmann von Köpenick*. Der Staat ist um des Bürgers willen da, nicht umgekehrt.

perspektiven miteinander. Die Selbstbezeichnung als „Querdenker“ soll dann der Bewegung eine intellektuelle und kritische Qualität verleihen. Hingegen ist das Wort: quer auch negativ besetzt: Querkopf, Quertreiber, Querschläger. Hier treten zerstörerische Kräfte zutage, nach Humboldt'scher Bezeichnung: Innere Feinde. Sie verhindern rigoros eine auf humanen Prinzipien basierende Krisenlösung, sie stehen sehr häufig unter dem Einfluss politischer Umstürzbewegungen. Bildung, qualitative Stärkung der geistigen Kräfte, die in ein verantwortungsbewusstes kritisches Bildungshandeln einmünden, ist ein starkes und demokratisch legitimes Mittel, der Entstehung von Verweigerungshaltungen vorzubeugen bzw. zu deren Abhilfe beizutragen.

Eine Epidemie sei immer die Stunde der Exekutive – eine politische Kurzsichtigkeit. Denn in erster Linie ist es die Stunde des Bürgers, ist doch er der Souverän im Staate. „Auf Eigenverantwortung setzen ist sinnvoller als Druck und Strafen“, das wird immer nachdrücklicher ins Feld geführt.¹⁶ Der Staat muss Eigenverantwortung nicht nur zulassen, sondern nach Kräften fördern. Eigenverantwortung, ganz im Sinne von Wilhelm von Humboldt, motiviert den Einsatz der Kräfte, deren der Bürger selbst zur Krisenbewältigung fähig ist. Er sieht für seinen Gesichtskreis am besten, wie und wo er zur Bewältigung von Krisen beitragen kann. Mit Eigenverantwortung verbindet sich Solidarität gegenüber dem in gleicher Weise Geschädigten, dem Gesinnungsfreund, und arbeitet mit ihm in Gemeinschaft mit gegenseitiger, manchmal selbstloser Hilfe. Direkt dem Schaden gegenübergestellt, kann der einzelne Bürger viel klarer und passender bloße Nützlichkeit von grundlegender Notwendigkeit unterscheiden. Eigenverantwortung und Solidarität verbinden sich miteinander: Der Staat wird um ein Vielfaches an vermeintlichen Aufgaben entlastet. Nichts ist wünschenswerter, als dass der Staat erst gar nicht in die Situation gerät, eingreifen – d. h. anordnen und zwingen – zu müssen, die Bürger bewältigen in Eigenhilfe schon selbst die erforderlichen Aufgaben, die Bewältigung der Krise wird für sie notwendige, existentielle Angelegenheit. Der Bürger wird sozial erwachsen, er darf das Äußerste seiner Kräfte unter Beweis stellen. Krisenbewältigung und Solidarität müssen jedoch gelernt werden, und die Bürger müssen dies lernen und – lernen dürfen.

Zur Krisenbewältigung befähigt zu sein, ist für den Bürger eine Bildungsfrage. Bildung verhütet Vorurteile. Bildung umfasst Solidarität, das Bewusstsein, sich für den in Not geratenen Mitbürger einzusetzen. Jeder Krise wohnt auch schon eine Chance inne, nämlich das sozialstaatliche Ziel, „nach Wegen (zu) suchen, Menschen so zu stärken, dass sie eigenverantwortlich handeln können. Dies

16 Z. B. Doll, Nikolaus, *Auf Eigenverantwortung setzen ist sinnvoller als Struck und Strafen*, in: Welt v. 8. August 2021. (Interview mit Malu Dreyer)

muss Teil gesellschaftlicher Solidarität sein.“¹⁷

Die Lösung der Bildungsfrage ist bekanntlich das Hauptanliegen von Wilhelm von Humboldts Schaffen. Für Jedermann ist Bildung Notwendigkeit, Bildungswissen mündet in Bildungshandeln ein. „Wissen ist Macht“ – so bereits der frühe Aufklärungsphilosoph Francis Bacon (1561–1626) –, Bildungswissen bewahrt davor, bei der Beantwortung der Sinnfrage ideologischem Denken zum Opfer zu fallen. Die Lösung der Corona-Krise und die Prophylaxe für die Zukunft ist weitgehend eine Bildungsfrage: Aufklärung, ständig Aufklärung tut not. Menschen und Gesellschaften sind nicht ein- für allemal aufgeklärt, Aufklärung ist ein geistiges Erkenntnisziel, das von jedem Einzelnen neu – und immer wieder neu – gewonnen werden muss. Aufklärung als Bildungsgut versteht sich als eine Suchbewegung auf ein demokratisches humanes Ideal hin, nicht als ein wie auch immer gearteter fester Gesinnungsbesitz, sondern als Gestaltungsaufgabe, als verantwortungsbewusstes Handeln Können und Handeln Wollen.

17 Crämer, Georg, in: FAZ Nr. 62 v. 15. März 2021, S. 6.

II.

Identität als individuelles und gesellschaftliches Problem

Identitätsforschung, Identitätspolitik und der Zusammenhalt der Gesellschaft

VON ULRICH SCHMIDT-DENTER

In diesem Artikel geht es um die bemerkenswerten Wandlungen im Konzept der „Identität“ von einem wissenschaftlichen Fachterminus hin zu einem politischen Kampfbegriff. Der Text zeichnet diese Entwicklung nach und bewertet sie auf der Grundlage empirisch-psychologischer Forschungsbefunde. Dabei stellen sich Fragen nach den psychologischen Voraussetzungen des sozialen Zusammenhalts und nach der Zukunftsfähigkeit der liberalen Demokratie.

1. Psychologische Identitätsforschung

1.1 Personale Identität

Der Begriff „Identität“ umschreibt in der Psychologie ein bedeutendes Forschungsgebiet. Die Identitätsforschung wurde von Erik H. Erikson (1950/99, 1959/73) begründet und verfolgte als zentrales Anliegen, einen Beitrag zur seelischen Gesundheit zu leisten. Erikson als Psychoanalytiker maß dem Bedürfnis nach einer gesicherten Identität einen ähnlich hohen Stellenwert bei, wie es Sigmund Freud (1961) für die Sexualität postuliert hatte. Beides sind Urkräfte, die man weder leugnen noch abschaffen, die man aber gestalten und zivilisieren kann. Beide sind unter salutogenetischem Gesichtspunkt bedeutend: Sie besitzen das Potential, ein erfülltes Leben und eine gesunde Entwicklung zu ermöglichen oder aber als pathogener Faktor psychische Erkrankungen zu bewirken.

Die Entwicklung von Identität setzt die Fähigkeit zur Selbstreflexion voraus, die unter allen Spezies nur dem Menschen zugeschrieben wird, also genuin menschlich ist. Es ist für den Menschen nahezu unmöglich, sich nicht die Fragen zu stellen: Wer oder was bin ich? Wozu gehöre ich? Die Antwort auf die erste Frage definiert die personale Identität, die Antwort auf die zweite Frage die soziale Identität. Identität lässt sich auf diese Weise als Selbstdefinition beschreiben, als ein Konzept von der eigenen Individualität und von deren spezifischen sozialen Bezügen.

Erikson beschäftigte sich vor allem mit der personalen Identität, die er Ich-Identität nannte. Der Begriff der Kohärenz war für ihn als Voraussetzung für seelische Gesundheit entscheidend, d.h. die Person, muss sich als Einheit erleben können, damit keine psychisch belastende Identitätsdiffusion entsteht (vgl. Schmidt-Denter, 2011).

Erikson (1950/99; 1959/73) siedelt den Kohärenzgedanken auf drei Ebenen an:

- Intraindividuelle Ebene: Identität bedeutet einen Kern der Persönlichkeit, der bei all ihren Veränderungen und den Veränderungen der Umwelt stabil bleibt. Das Individuum erlebt sich trotz aller Veränderungen in der Übereinstimmung mit sich selbst bzw. einem früheren Bild vom Selbst.
- Soziale Validierung: Gelungene Identität bedeutet die Übereinstimmung der Selbsterfahrung mit dem Bild, das sich andere von einem machen. Das Individuum sieht sich dabei durch die Brille der anderen und nutzt deren Reaktionen quasi als Spiegel, als Quelle der Erkenntnis über sich selbst.
- Synthese zwischen personaler und sozialer Identität: Für eine gelungene Identität muss eine Passung zwischen beiden Bereichen hergestellt werden. Dies ist Aufgabe des Individuums und der Gesellschaft gleichermaßen. Die wechselseitige Regulation zwischen dem Individuum und der Gesellschaft bedeutet für den Menschen als Gemeinschaftswesen ein evolutionäres Überlebensprinzip. Eine gelungene Synthese führt sowohl zu individuellem Glück als auch zu einer funktionierenden Gemeinschaft. Das „befriedigende Gefühl der Zugehörigkeit“ steht in Zusammenhang mit einer gesunden Ich-Identität und bildet eine wichtige Grundlage für gesellschaftliche Solidarität und sozialen Zusammenhalt (Hoffmann & Stiksrud, 2004). Wenn die Synthese misslingt, besteht die Tendenz zur Ausbildung eines negativen Bildes von sich und der Gemeinschaft.

Der Kohärenzbegriff hat viele wissenschaftliche Kontroversen ausgelöst. Er hat sowohl Bestätigung erfahren, vor allem von klinisch arbeitenden Psychologen (Antonovsky, 1997), als auch Kritik hervorgerufen, vor allem von sozialwissenschaftlich orientierten Autoren. Die Kritik wendet sich zum einen gegen eine zu statische Version des Kohärenzmodells. Sie hebt hervor, dass Identität eine Konstruktion ist, die eine ständige Identitätsarbeit mit sich bringt. Das Modell müsse also prozessual konzipiert werden (Marcia, 1966; Berzonsky, 1990). Die Identitätsarbeit kann im Laufe des Lebens geringer oder stärker aktiviert sein, je nachdem wie viele Änderungen in der eigenen Person oder in der Umwelt verunsichernd wirken und eine Auseinandersetzung mit der Selbstkonstruktion erfordern (vgl. 5). Identitätsrelevanter Stress ist vor allem für das Jugendalter typisch. In dieser Entwicklungsphase besteht zudem die größte Vulnerabilität und somit die höchste Gefahr für psychische Beeinträchtigungen (vgl. 4.3).

Die narrative Psychologie geht davon aus, dass Menschen ihre Identität konstruieren, indem sie ihr Leben wie eine Geschichte erzählen. Sie versuchen, kohärente Verbindungen zwischen einzelnen Lebensereignissen herzustellen, um zentrale sinnstiftende Ideen über das eigene Selbst zu wahren (Gergen & Gergen, 1988; Kraus, 1996). Die Basis des Selbstkonzepts ist somit das Gedächtnis.

Gedächtnisverlust ist gleichbedeutend mit dem Verlust der Identität. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die gespeicherten Informationen und Selbstbilder unveränderlich sind. Die Geschichte der Identitätsarbeit ist immer auch eine Geschichte der Identitätsrevisionen. Mit einer veränderten Sinngebung ändern sich die einzelnen Gedächtnisinhalte qualitativ und werden neu interpretiert. Die Art der Erzählung kann das Individuum funktionsfähig halten und stark machen oder aber destruktiv wirken. An diesem Punkt setzt die narrative Therapie an. Sie verfolgt das Ziel, den Leidensdruck zu verringern, indem sich die Klienten mit ihrer Lebensgeschichte aussöhnen und daraus Kraft für die Zukunft schöpfen können. Der Therapeut wird zum biografischen Ko-Konstrukteur, der mit dem Klienten danach sucht, wo sich positive Elemente in der eigenen Biografie finden lassen und wie sich eine konstruktive Erzählweise aufbauen lässt, die für die Aufgaben in Gegenwart und Zukunft anschlussfähig ist (vgl. 4.3 u. 5).

Die stärksten Bedenken gegen das Kohärenzmodell Eriksons wurden aus soziologischer Sicht formuliert. Der schnelle gesellschaftliche Wandel, Individualisierung und Diversifizierung verhinderten die Entwicklung überdauernder Identitäten. Die „Risikogesellschaft“ erfordere flexible Anpassungsstrategien (Beck, 1986; Beck & Beck-Gernsheim, 1994). Der Trend zur Identitätsdiffusion gehöre zu den Folgekosten der Moderne. Als ein den modernen Lebensbedingungen angemessenes Konzept wurde die Patchwork-Identität vorgeschlagen (Keupp, 1997). An die Stelle gesellschaftlich festgelegter Verbindlichkeiten für die Identitätskonstruktion trete eine Vielfalt von Anpassungsleistungen. Entscheidend sei die alltägliche Identitätsarbeit des Individuums im Sinne ständiger dialogischer Prozesse, die das sich wandelnde Selbstbild konstituieren. Bisherige verlässliche Rahmenbedingungen für soziale Anerkennung und Zugehörigkeit, wie Herkunft oder Nation, würden an Bedeutung verlieren. Es komme somit zu einem Verlust „entlastender Selbstverständlichkeiten“, die die Identitätsarbeit erleichtern. Das moderne Individuum müsse demgegenüber „individuelle Lebenskollagen“ gestalten und eine „Bastelbiografie“ erarbeiten, was den psychischen Stress erhöht. Das Ziel der Identitätsarbeit bleibt aber dennoch die Konstruktion von Kohärenz.

2.2 Soziale Identität

Ein führender Ansatz zum Verständnis der sozialen Identität wurde von Tajfel (1982) sowie Tajfel und Turner (1986) vorgelegt. Soziale Identität kann so vielfältig sein, wie es Gruppen gibt, denen sich das Individuum zugehörig fühlt. Man kann sich als Fan eines bestimmten Fußballvereins, als Mitglied einer Familie oder als Vertreter einer Berufsgruppe betrachten, ohne dass sich dies gegenseitig ausschließt. Ebenso kann man sich durch seine ethnische, religiöse

oder nationale Identität definieren (vgl. 4.2). Das Gefühl der Zugehörigkeit ist nach Tajfel werthaltig. Der Wert ergibt sich aus dem Ansehen, das die Gruppe genießt und das durch soziale Vergleiche festgestellt wird. An den Vergleichsprozessen sind drei Komponenten beteiligt:

1. Soziale Kategorisierung: Es handelt sich um einen kognitiven Prozess, durch den die soziale Welt in Gruppen gegliedert wird, denen man entweder angehört (Ingroup) oder denen man nicht angehört (Outgroup).
2. Verbundenheit: Sie beschreibt die Stärke der Emotionen, die an der Kategorisierung beteiligt sind.
3. Bewertung: Diese evaluative Komponente bezieht sich auf das Ansehen der Gruppe, das eine Mitgliedschaft mehr oder weniger attraktiv machen kann.

Den Kern der Social Identity Theory (SIT) bildet die Annahme, dass Menschen eine positive soziale Identität erreichen oder erhalten wollen. Die positive soziale Identität ergibt sich aus dem hohen Ansehen der Gruppe und ist deswegen wichtig, weil sie mit einer positiven personalen Identität zusammenhängt. Um eine möglichst positive Selbsteinschätzung der Ingroup und somit der eigenen Person zu erreichen, neigen Menschen dazu, die Eigengruppe bei sozialen Vergleichen auf- und die Fremdgruppe abzuwerten.

Die Brisanz der SIT liegt vor allem in dem Postulat eines Zusammenhangs zwischen Eigengruppen-Favorisierung und Fremdgruppen-Abwertung begründet sowie in dem empirischen Nachweis, dass dieser Mechanismus tief in der sozialen Wahrnehmung des Menschen verankert ist. In Untersuchungen mit dem „minimal group paradigm“ konnte Tajfel zeigen, dass schon geringe und banale Unterschiede ausreichen, damit ein Diskriminierungsprozess zwischen Eigen- und Fremdgruppe einsetzt und Unterschiede in der Bewertung auslöst.

Die Innen/Außen-Differenzierung kann man trotz ethischer Bedenken nicht aus der Welt schaffen. Jedes „Innen“ bedingt auch ein „Außen“. Ein „Ich“ kann nur existieren, wenn es auch ein „Nicht-Ich“ gibt. Ebenso verhält es sich zwischen einem „Wir“ und einem „Nicht-Wir“. Ohne eine Grenze dazwischen sind beide Konzepte unsinnig. Schon Säuglinge lernen, zwischen sich und einer Außenwelt zu unterscheiden. Dies markiert den Beginn des Ich-Bewusstseins.

Bereits gegen Ende des ersten Lebensjahres entwickelt sich ein Wir-Bewusstsein. Es wird zwischen Bekanntem und Unbekanntem differenziert. Das Vertraute wird positiv erlebt und mit Sicherheit assoziiert, das Fremde ruft Angst und Gefühle der Bedrohung hervor. Dieser aus der Evolution stammende Mechanismus ist universal zu beobachten, er tritt bei allen Spezies und in allen Kulturen auf. Dennoch ist er nicht deterministisch angelegt, sondern kann sich entwickeln und durch Erfahrung verändern.

Bischof (1985/2020) sieht eine evolutionär vorprogrammierte Entwicklungslinie über die Lebensspanne, die einen Grundkonflikt zwischen dem Streben

nach Intimität einerseits und Autonomie andererseits widerspiegelt. Die allmähliche Lösung vom Vertrauten und das Streben nach Exploration des Unbekannten nehmen im Laufe der Kindheit zu. Im Jugendalter erreicht dieser Prozess einen ersten Höhepunkt, indem sich Jugendliche gegenüber dem Unbekannten besonders offen zeigen und von außen beeinflussbar sind. Wie sich dabei zeigt, kann das Fremde neben Angst auch mit anderen Erlebnisqualitäten verbunden sein, wie Neugier, Faszination, Erotik oder Unschuld und Reinheit, wie der Mythos des „edlen Wilden“ belegt. Der folgende langfristige Alterstrend ist dann dadurch gekennzeichnet, dass es wieder zu einer verstärkten Wertschätzung des Vertrauten kommt.

Die lebhaftige Forschungstätigkeit zur Ingroup/Outgroup-Problematik ist dadurch begründet, dass in der Eigengruppen-Favorisierung und Fremdgruppen-Abwertung ein gesellschaftliches Problem gesehen wird. Insbesondere Nationalismus, Rassismus und Vorurteile werden damit in Verbindung gebracht. Eine psychische Disposition wurde so zum Gegenstand politischen und pädagogischen Handelns. Als etwas voreilige und allzu simple Lösung des Problems gab es Bemühungen, die wahrgenommene Differenzierung als gar nicht existent zu proklamieren und Vorurteile zu dekonstruieren, indem man sie als lediglich gesellschaftlich bedingt, als durch den „Kapitalismus“, die „weiße Vorherrschaft“ oder das „Patriachat“ verursacht, ansah.

Diese Auffassungen sind jedoch verfehlt. Die menschliche Wahrnehmung ist äußerst sensibel auf soziale Differenzierung angelegt und mit einem physiologischen Warnsystem verbunden. Der Prozess findet innerhalb von 50 Millisekunden statt, also bevor er überhaupt die Ebene des Bewusstseins erreicht (und ist somit doppelt so schnell wie bei der Wahrnehmung nicht-sozialer Objekte). Er kann nicht „ausgerottet“ werden und kann niemandem moralisch angelastet werden. Man kann aber sehr wohl sagen, dass mit der Bewusstwerdung die individuelle Verantwortung beginnt, wie mit der Differenzerfahrung umgegangen wird.

In ähnlicher Weise können Vorurteile nicht gänzlich verschwinden, sondern nur verantwortlichem Handeln untergeordnet werden. Jeder Mensch hat Vorurteile, auch die, die Vorurteile bekämpfen oder Opfer von Vorurteilen sind. Vorurteile sind stereotype Konstrukte, die einer schnellen Orientierung dienen. Viele haben sich in der Evolution bewährt, wie die Vorsicht gegenüber dem Unbekannten. Darüber hinaus sind sie deswegen überlebenswichtig, weil sie schnelle Handlungsmöglichkeiten erlauben. Eine differenzierte Prüfung von allem und jedem würde die kognitiven Kapazitäten des Menschen überfordern und Zeit kosten, die nicht immer zur Verfügung steht. Auch eine gründliche Reflexion würde letztlich doch wieder in Kategorisierungen enden müssen, die man prinzipiell noch weiter verfeinern könnte.

Interindividuelle Unterschiede bestehen somit weniger darin, ob soziale Urteile vorurteilsbehaftet sind, sondern mehr in dem Bewusstsein der Vorläufigkeit, des Irrtums und des Nicht-Wissens. Dieses kann stark, schwach oder gar nicht ausgeprägt sein. Das Problem beginnt, wenn Vorurteile als wahr erachtet werden und wenn Stereotype unzulässig verallgemeinert werden. Diese Bedenken wiegen besonders schwer, wenn man nicht nur auf vermeintliche Gruppenmerkmale schließt, sondern darüber hinaus auf ein bestimmtes Individuum, das dieser Gruppe angehört.

In der Identitätsforschung besteht immerhin Einigkeit dahingehend, dass die unvermeidliche Grenzziehung zur Definition einer Eigengruppe nicht zur Abwertung von Fremdgruppen, also zu einer negativen Diskriminierung führen sollte (vgl. 4.2). Um dies zu erreichen, dürfen Identitätskonstruktionen und Eigengruppen-Favorisierungen nicht unreflektiert und nicht rigide angelegt sein. Zahlreiche Studien konnten diese Defizite bei rechtsradikalen Einstellungen nachweisen (vgl. Schmidt-Denter, 2011). Als zentrales empirisches Kriterium für Rigidität und die damit verbundene Feindseligkeit gegenüber Fremdgruppen erwies sich die Ambiguitätsintoleranz. Diese ist definiert als die Unfähigkeit, Komplexität, Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten zu ertragen sowie die Legitimität der Sichtweisen anderer zu akzeptieren. Die Identitätskonstruktionen zielen dementsprechend auf Eindeutigkeit und ein klares Freund-Feind bzw. Gut-Böse-Schema ab.

Als Begründerin des Konzepts der Ambiguitätstoleranz vs. Ambiguitätsintoleranz gilt in der Fachliteratur Frenkel-Brunswik (1949). Sie definierte Ambiguitätsintoleranz als „tendency to resort to black-white solutions, to arrive at premature closure as to evaluative aspects, often at the neglect of reality, and so seek for unqualified and unambiguous overall acceptance and rejection of other people.“ (S. 115). Frenkel-Brunswik selbst führte jedoch ihre Arbeiten explizit auf die Integrationstypologie von Jaensch (1923, 1927) zurück. Diese Bezugnahme bleibt heute häufig unerwähnt, weil er sich dem NS-Regime andiente. Wie Reis (1996) ausführt, ist die Zitatregel über die Urheberschaft einerseits berechtigt, andererseits gerade jedoch auch ein Befund in Vergessenheit, der heute wieder hochaktuell ist. Jaensch fand als erster empirisch zwei Persönlichkeitstypen, die der Ambiguitätstoleranz und der Ambiguitätsintoleranz entsprechen. Er bewertete den ersten negativ als „absonderlich“ und den zweiten positiv als „charakterfest“. Frenkel-Brunswik (1949) bestätigte die Dichotomie, bewertete die Typen unter Bezugnahme auf die Arbeiten zum „Autoritären Charakter“ (Adorno et al., 1950) aber genau umgekehrt. Aus „Charakterfestigkeit“ wurde „Rigidität“, aus „Absonderlichkeit“ eine individualistische differenzierte Persönlichkeit. In den Zuschreibungen durch die Autoren manifestierten sich also deren unterschiedliche politische Orientierungen, eine totalitäre Gesinnung mit

einem dogmatischen Welt- und Menschenbild gegenüber einer demokratischen Einstellung (vgl. 2 u. 5).

2. Identitätspolitik¹

2.1 Anlass und Aufstieg

Bis vor etwa 30 Jahren war die Diskussion um den Identitätsbegriff eine vorwiegend akademische. Die Untersuchungsergebnisse sowie die lebhaften wissenschaftlichen Kontroversen fanden wenig Resonanz im öffentlichen Bereich. Sie waren kein bevorzugtes Thema in den Medien und in Intellektuellen-Zirkeln. Dies änderte sich jedoch – bezogen auf Deutschland – zu Beginn der 1990er Jahre. Der Identitätsbegriff machte Karriere im öffentlichen Diskurs und im Feuilleton. Hierfür lassen sich verschiedene Ursachen anführen.

Die wichtigsten Anstöße kamen aus den USA im Rahmen der „Identity Politics“ als einem Begriff der „Cultural Studies“. Es gibt viele historische Vorläufer, die sich dem Wortsinn nach als „Identitätspolitik“ bezeichnen lassen. Der zeitgenössische Begriff, der im öffentlichen Diskurs für Aufmerksamkeit sorgt, wurde jedoch von amerikanischen sozialen Bewegungen geschaffen, zunächst seitens der Afro-Amerikaner, der Feministinnen sowie schwulen und lesbischen Gruppen. Es folgten die amerikanischen Ureinwohner, Amerikaner asiatischer, indischer und hispanischer Herkunft, Alte, Obdachlose, Behinderte und eine lange Liste anderer mit nahezu endloser Ausdifferenzierung.

Das Ziel bestand darin, der erlebten Diskriminierung dieser Minderheiten durch die Mehrheitsgesellschaft etwas entgegenzusetzen und eine eigene positive Identität aufzubauen. Als zentrales Mittel im Kampf um Anerkennung wurde die Beseitigung stigmatisierender Zuschreibungen angesehen. Diese Sensibilisierung für mögliche Kränkungen durch sprachliche Äußerungen und gleichzeitige Kontrolle der Sprache wurde unter der Bezeichnung „Political Correctness“ bekannt. Zur Verbreitung sorgten Artikel in der New York Times (1990) und im New York Magazine (1991). Daraufhin griffen auch die deutschen „Qualitätsmedien“ das Thema auf (Süddeutsche Zeitung, 1991; Der Spiegel, 1993; DIE ZEIT, 1993). Es begann eine hitzige Debatte, die bis heute anhält. Dies ist

1 Dieses Kapitel ist thematisch so angelegt, dass es sich nicht ausschließlich auf wissenschaftliche Literatur stützt, sondern auch Quellen aus dem „Qualitätsjournalismus“ berücksichtigt. Dazu wurden in der ersten Jahreshälfte 2021 sämtliche einschlägigen Artikel, auf die über „Google-News“ zugegriffen werden konnte, erfasst. N = 209 wurden näher inhaltsanalytisch ausgewertet, können aber aus Kapazitätsgründen nur sehr begrenzt hier zitiert werden. Der Bereich der sozialen Medien blieb unberücksichtigt.

aber nicht allein dem Feuilleton geschuldet, sondern vor allem darauf zurückzuführen, dass nach dem Scheitern des real existierenden Sozialismus die Identitätspolitik zum neuen Markenkern linker Politik in Deutschland, aber auch in anderen westlichen Ländern avancierte und als Ersatz für die Klassenkampf-Rhetorik diente, die nun – zumindest vorerst - obsolet geworden war (vgl. 2.4).

2.2 Widersprüche und Polarisierungen

Die leidenschaftlich geführten Kontroversen entzündeten sich an mehreren Aspekten dieses schillernden Themas, das selten mit widerspruchsfreien Definitionen aufwartet und auf Logik wenig Rücksicht nimmt.

Die einen erhofften sich einen großen Fortschritt in Richtung Gerechtigkeit und Emanzipation. Über Sprachwandel sollte ein Bewusstseinswandel und darüber hinaus ein kultureller Wandel erreicht werden. Die anderen befürchteten einen Angriff auf die Meinungsfreiheit und eine Sprachzensur im Sinne des Orwell'schen Klassikers „1984“, also nichts Geringeres als die Errichtung einer Diktatur durch Gedankenkontrolle. Das literarische Werk Orwells erlebte zahlreiche Neuauflagen, sechs Neu-Übersetzungen ins Deutsche und zwei Hörbuchfassungen, die allesamt reißenden Absatz fanden. Dies lag sicherlich nicht an der Rahmenhandlung des Romans oder den technischen Möglichkeiten des „Großen Bruders“, die heute als lächerlich erscheinen, sondern an der verblüffenden Parallelität der Schlagworte. So ist dem „Gendern“ unschwer das Orwell'sche „Neusprech“ zuzuordnen und die „Cancel Culture“ den „Gedankenverbrechen“ (vgl. 2.3).

Diese Polarisierung ist den Befunden der politischen Kognitionsforschung zufolge bereits in der Intention und der Begrifflichkeit von politischer Korrektheit angelegt. Die Gegensätze offenbaren zwei Grundtypen ideologischer Überzeugungen, die sich hier in einem Spannungsfeld befinden. Wehling (2016) bezeichnet sie als „fürsorgliche“ und „strenge“ weltanschauliche Orientierung. In der Anfangsphase der Identitätspolitik stand die fürsorgliche Orientierung im Vordergrund. Sie basiert auf Empathie und Mitmenschlichkeit, auf Prosozialität und dem Wunsch, Schwächere zu schützen. Niemand sollte sich durch unangemessene Sprache verletzt fühlen müssen. Zunehmend gewann jedoch eine „strenge“ Ideologie die Oberhand. Sie plädiert für Normen und Regeln, deren Verletzung konsequent zu sanktionieren sei. Externe Lenkung und politische Bevormundung werden befürwortet.

Diese inhaltliche Dominanzverschiebung bahnte sich bereits früh durch verschiedene Fehlentwicklungen in der fürsorglichen Orientierung an. Die „affirmative action“-Richtlinien hatten an den amerikanischen Universitäten zu einer größeren Pluralität bei Studierenden und Lehrenden beigetragen. Der akade-

mische Kanon und die Curricula kamen auf den Prüfstand, um die neue Vielfalt besser abzubilden. Vereinbarungen über einen „speech code“ verfolgten das Ziel, Minderheiten vor Diskriminierung und Verletzungen zu schützen. Die Aussage „I feel offended!“ war jedoch bald mehr als ein soziales Signal und eine Aufforderung zu mehr sprachlicher Sensibilität, sie wandelte sich zu einer Waffe. Sie führte zu einer unübersichtlichen Form der Zensur, weil kaum absehbar war, wer sich durch was verletzt fühlen könnte. Dies kostete einigen unvorsichtigen Dozenten ihre Anstellung, Vorträge zu missliebigen Themen wurden abgesagt oder boykottiert, klassische Lehrtexte (wie Shakespeare) mit „trigger warnings“ versehen und „safe spaces“ eingerichtet, in denen die Studierenden garantiert nicht mit verstörenden Meinungen konfrontiert werden konnten. Die Idee der Universität wurde auf den Kopf gestellt. Gerade an einem Ort der intellektuellen Neugier und des freien Austauschs von Argumenten kehrte Dogmatismus ein und wurde der Meinungspluralismus gefährdet. Gegner der Political Correctness warnten mit scharfen Attacken vor Zensur („Sprach-Gestapo“, „Gehirnwäsche“) sowie vor einer Gefährdung der nationalen Einheit und des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Die ersten Reformer der Identitätspolitik bzw. der Political Correctness strebten eine „common culture“ an. Daraus wurde jedoch eine „victim culture“. Statt Gräben zuzuschütten, wurden sie vertieft. Ursprünglich idealistische Ziele verkamen zu berufs- und karrierepolitischen Strategien.

Namentlich das „gender mainstreaming“ ist so angelegt, dass es speziell den Interessen akademisch gebildeter Frauen entgegenkommt. Die feministische Bewegung weist diesbezüglich typischerweise zwei blinde Flecken auf. Der erste betrifft das Ignorieren der sozialen Herkunft und der sozio-ökonomischen Bedingungen. Während in Deutschland seit einiger Zeit die Zahl der Frauen, die eine Professur besetzen, von Jahr zu Jahr steigt, wird eine akademische Karriere für die unteren sozialen Schichten stetig seltener (Reuter et al., 2021). Das zweite heiße Eisen stellt die Opfererfahrung von Frauen durch Migrantengewalt dar, die – von wenigen Ausnahmen abgesehen (wie z.B. Alice Schwarzer, 2016) – kaum thematisiert wird, da man sich in einer gemeinsamen Unterdrückungssituation mit anderen Minderheiten seitens „alter weißer Männer“ wähnt. Somit ist es kein Zufall, wenn z.B. die „Me-Too-Debatte“ junge Frauen und Mädchen ausschließt, die von genitalen Verstümmelungen, der Bedrohung durch „Ehrenmord“ oder der rasant steigenden Zahl von Gruppenvergewaltigungen (Bischof, 2021) betroffen sind und ihnen öffentliche Empathie verweigert (vgl. Kap. 3.2 u. 5). Frauen mit Migrationshintergrund, die dies kritisieren (oft aus eigener leidvoller Erfahrung), werden als Feindbild bekämpft (z.B. Ayan Hirsi Ali, 2021).

Hinsichtlich dieser These einer Allianz der Unterdrückten und eines damit verbundenen gemeinsamen Feindbildes übte die amerikanische Philosophin Ju-

dith Butler eine Vorbildwirkung aus. Sie begründete mit ihrem Buch „Gender Trouble“ (1990) den Queerfeminismus. Sie argumentierte radikaler als es bislang in der feministischen Literatur üblich war, indem sie die Sex-Gender-Trennung in Frage stellte, also die Unterscheidung zwischen einem biologischen (sex) und einem sozialen (gender) Geschlecht. Auch das biologische Geschlecht sei sozial konstruiert, als eine Folge von Diskursen zu verstehen. Die tradierten sexuellen Identitäten seien durch Zuschreibungen entstanden und dürften von den Betroffenen nicht einfach übernommen werden. „Etikettierungen werden als gewaltsame Festschreibungen abgelehnt, identitärer Eindeutigkeit wird maximale Pluralität und Differenz gegenübergestellt“ (Kastner & Sussemichel, 2019, S. 16). Angestoßen durch diese Thesen offenbarten sich in der Folgezeit immer feinere Ausdifferenzierungen von Identitäten, die für sich einen Minderheiten- und damit Opferstatus reklamierten. Die Bezifferung in der Literatur reicht vom zwei- bis in den vierstelligen Bereich (4000 bei Kelle, 2020). Der französische Wissenschaftsphilosoph Hoquet (2016) spricht sogar von „unzähligen“ Geschlechtern, womit dann wohl jedes Individuum Anerkennung für ein eigenes Geschlecht in Anspruch nehmen könnte. Um wenigstens die größten Gruppen abbilden zu können, wurde das Kürzel LBGTIQ+ (Lesbian, Gay, Bisexual, Trans, Intersex, Queer u.a.) geschaffen.

In der deutschen Diskussion nehmen Forderungen nach geschlechtergerechter Sprache einen hohen Stellenwert ein. Um Frauen „sichtbarer“ werden zu lassen, werden erhebliche Eingriffe in die Grammatik durchgesetzt (vgl. den Beitrag von Glück in diesem Band). Es wurde daher zunächst die Doppelnennung empfohlen sowie die Schrägstrich-Schreibweise (Bewerber/innen). Es folgten das Binnen-I sowie genderneutrale Formulierungen (Studierende, Lehrende). Um Menschen mit divers geschlechtlicher Identität nicht auszuschließen, wurde das Gender-Gap (mit Unterstrich in einer Lücke), der Gender-Doppelpunkt, das Gendersternchen (Asterisk) sowie zahlreiche Suffixe (Profx, Profa, Dx gutx Lehrx) erfunden. In den christlichen Kirchen wird diskutiert, das Gendern nicht nur auf Menschen, sondern auch auf Gott anzuwenden (also Gott* oder Gott+, vgl. katholisch.de, 2021). Der Wiener Kolumnist Phettberg „entgendert“ mit „y“, indem er seine Leser mit „Lesys“ bezeichnet (Kronschläger, 2021). Der Darmstädter Biologie-Doktorand Philip Hönle entdeckte ein neues „Ameisy“ (Zoske, 2021). Der Sprachforscher Lann Hornscheidt schlägt dagegen die Endung „ens“ vor. Statt „Ein Käufer und sein Einkaufskorb“ solle es somit heißen „Ens Käufens und ens Einkaufskorb“ (Einfeldt, 2021). Eine gewisse unfreiwillige Komik wird bei all diesen Vorschlägen offenbar in Kauf genommen. Ähnliches gilt für die Regeln zur Aussprache, z.B. des Gendersterns, bei dem man eine kurze Pause einlegen soll (Glottisschlag), so als habe man einen Schluckauf (sog. „Gender-Hicks“). Über die Fallstricke dieses Re-

gelwerks stolpern auch die Befürworter, wie z.B. die Grünen-Vorsitzende Annalena Baerbock, die in einer ARD-Talkshow mit Anne Will am 25.05.2020 den „Bund der Steuerzahler“ als „Bund der Steuer-Innen-Zahler“ bezeichnete (statt „Steuerzahler-Innen“).

Einige Kritiker sehen darin eine sprachliche Aggression und Verachtung für die deutsche Sprache (Eisenberg, 2021). Dass solche Vorwürfe nicht gänzlich unbegründet sind, zeigt sich am Beispiel Frankreichs. Staatspräsident Macron verbot das „Gendern“ in der Verwaltungssprache und Bildungsminister Blanquer in Schulen u.a. mit der Begründung, dass das Gendern nicht inklusiv, sondern ausgrenzend wirke, da das Gendern die Lesbarkeit von Texten, insbesondere für Migranten und Fremdsprachler, erschwere. Dies geschah mit expliziter Unterstützung der Académie Française als Hüterin der französischen Sprache. Erst mit Verzögerung gab es in einigen deutschen Bundesländern ähnliche Erlasse. Im internationalen Vergleich zeigt sich, dass in Deutschland ein besonders hoher Druck auf „gendergerechte Sprache“ ausgeübt wird. In der Niederlande gab es beispielsweise eine solche Debatte in den 1970er und 1980er Jahren, die aber schnell wieder verebbte, und in Italien ist das Ganze bis jetzt ein unbedeutendes Thema geblieben (Seuff, 2021). In Japan wiederum wird die Verwendung der weiblichen Form (z.B. bei Berufsbezeichnungen) als Herabwürdigung und Diskriminierung erlebt. Feministinnen versuchen daher durchzusetzen, dass das generische Maskulinum unterschiedslos für alle gilt (Dorren, 2021).

Offenbar bot die Situation in den USA genügend Anlass, dass Präsident Barack Obama sowie auch seine Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice wiederholt in die Debatte eingriffen. Beide gelten nach amerikanischen Kriterien als „People of Color (PoC)“ und stehen der Emanzipation von Minderheiten und den Frauenrechten unbedingt positiv gegenüber. Sie mahnten jedoch die identitätspolitischen Bewegungen, sich zu integrieren, die Opferrolle abzulegen, das „us vs. them“-Denken zu überwinden und gesamtgesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Obamas Botschaft lautete: „Change and unity!“ (Manzke, 2009, S. 96 f.). In seinem jüngsten Interview warnte Obama speziell vor den Gefahren der „Cancel Culture“ (vgl. Welt, 2021).

2.3 Auf dem Weg zur „Cancel Culture“

Mit dem Begriff „Cancel Culture“ wird zum Ausdruck gebracht, dass Positionierungen außerhalb eines durch Aktivisten definierten Meinungskorridors keine Plattform erhalten und aus der Öffentlichkeit verbannt werden sollten. Die Cancel Culture wird im Gegensatz zur klassischen Zensur nicht durch den Staat ausgeübt, sondern von sich „zivilgesellschaftlich“ nennenden Gruppen, die aber

direkt oder indirekt durch öffentliche Mittel gefördert werden, und deren Aktionen oft genug auf Sympathiebekundungen in den Medien und aus der politischen Klasse stoßen. Der Druck geht nicht vom Strafrecht aus, das die Meinungsfreiheit nach wie vor garantiert, sondern erfolgt über Mechanismen der Ächtung, Ausgrenzung und Einschüchterung, also Sanktionen, die den Menschen als evolutionär gewachsenes Gruppenwesen empfindlich treffen (vgl. 3).

Die Debatten über die Cancel Culture tragen sehr leidenschaftliche Züge, was nicht verwunderlich ist, da die Meinungsfreiheit sowie die Freiheit von Forschung und Lehre verfassungsrechtlich garantiert sind (Art. 5 GG). Zahlreiche Meldungen über eine Verletzung dieser Prinzipien kamen erwartungsgemäß aus dem für Political Correctness besonders anfälligen Kulturbetrieb in Deutschland (Süddeutsche Zeitung, 2020).

Für erhebliche internationale Aufmerksamkeit sorgte der heftige Widerstand gegen verschiedene Verlage, die das Gedicht von Armanda Gorman „The hill we climb“, das sie zur Amtseinführung von US-Präsident Joe Biden vorgetragen hatte, durch nicht-schwarze Personen in Fremdsprachen übersetzen lassen wollten (als Präzedenzfall die Niederländerin Marieke Lucas Rijneveld, die sich selbst als „non-binär“ einer sexuellen Minderheit zurechnet). Dabei wurde aber nicht diese Diskriminierung als rassistisch empfunden (was mit umgekehrten Vorzeichen sicherlich der Fall gewesen wäre), sondern die Beschäftigung einer weißen Übersetzerin mit einem von einer Schwarzen verfassten Text. Ausgelöst durch diese Nachricht, gab es eine breitere Diskussion über das Problem der „kulturellen Aneignung“, wobei offen blieb, wo deren Grenzen liegen. So wurde es als unzulässig angesehen, wenn ein Weißer schwarz geschminkt als Darsteller des „Othello“ auftritt. Dieses „Blackfacing“ sowie klassische Karnevalsverkleidungen im Stil ethnischer Folklore („Indianer“, „Scheich“ u.a.) haben sich als Tabu bereits durchgesetzt. Auch die Vergangenheit wird gesäubert, wie aus dem Vorgehen des WDR ersichtlich wird, der sich nach Kritik beeilte, sein Archiv von „anstößigen“ Szenen aus Karnevalssendungen zu bereinigen.

Im Gegensatz dazu protestierte eine Gruppe von 185 nicht-heterosexuellen deutschen Schauspielerinnen und Schauspielern gegen die von ihnen so empfundene Benachteiligung bei der Besetzung bestimmter Rollen in TV-Filmen (Süddeutsche Zeitung Magazin, 2021). Die gut beschäftigte Fernseh-„Kriminalkommissarin“ Ulrike Folkerts beklagte, beim „Casting“ von Mutter-Rollen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung unberücksichtigt zu bleiben. Die Gruppe erhielt durch ihr als „mutig“ betiteltes „Coming-out“ eine so positive Resonanz und starke mediale Unterstützung, dass Kritiker von einer PR-Aktion sprachen. Entsprechend wurde der Gruppe für ihre Initiative gegen „Klischeerollen“ der Ehrenpreis „Inspiration“ des Deutschen Schauspielpreises verliehen (Süddeutsche Zeitung, 2021).

Die Amazon-Studios bekannten sich wiederum in einer Selbstverpflichtung dazu, der Schauspielkunst bisher unbekannte Grenzen zu setzen. Künftig würden Rollen nur noch von Schauspielern besetzt, deren Identität (Geschlecht, Geschlechtsidentität, Nationalität, Rasse/ethnische Zugehörigkeit, sexuelle Orientierung, Behinderung) mit der Figur übereinstimmt (Küveler, 2021). Somit läuft die Frage der (sub-)kulturellen Aneignung offenbar auf eine Asymmetrie hinaus, indem queere Frauen einfordern können, heterosexuelle Mütter darstellen zu dürfen, heterosexuelle Frauen aber keine nicht-heterosexuellen (vgl. 5).

Als respektlose kulturelle Aneignung wurde empfunden, wenn Deutsche beliebte vietnamesische Gerichte nachkochen oder der britische Star-Koch Jamie Oliver eine jamaikanische Würzmischung (Jerk) verwendet (Brodkorb, 2021). Umgekehrt gab es Kritik an einem deutschen „Küchenrassismus“, definiert als die Abneigung gegen fremdländische Gerichte und Essgewohnheiten (Ohanwe, 2021) - ein merkwürdiger Vorwurf in einem Land, in dem es fast nur noch Restaurants und Lieferdienste gibt, die ausländische Küche anbieten. Eine Vorlage für diese Argumentation boten offenbar die amerikanischen „Sensory Studies“, die eine rassistische Prägung des gesamten Sinnessystems von Weißen behaupteten, so einen „olfaktorischen Rassismus“, der schwarzen Menschen einen besonderen Geruch zuschreibe oder ein „rassifiziertes Hörregime“, das Schwarze mit dem Stereotyp „laut“ in Verbindung bringe (Mrozek, 2020).

Weitere Aktionen der Cancel Culture betrafen u.a. die Ausstellung „rassistischen Spielzeugs“ im Spielzeugmuseum Nürnberg, als rassistisch empfundene Inhalte in Kinderbüchern von ehemals gefeierten Autoren wie z.B. Astrid Lindgren („Pipi Langstrumpf“) oder Michael Ende („Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“) sowie beliebte Disney-Klassiker wie „Dumbo“, „Peter Pan“, „Aristocats“ oder „Dschungelbuch“, die aus dem Streaming-Dienst entfernt wurden (Der Tagesspiegel, 2021). Der Zeichentrickfilm über die „Eiskönigin“ wurde auf Druck der LBGTIQ-Community „diverser“ gestaltet. Selbst Aufführungen des „Nussknacker“-Balletts in Berlin gerieten unter Rassismus-Verdacht. Als pädagogisch besonders bedenklich wurde der „Glöckner von Notre Dame“ eingestuft, da er Stereotype von Behinderten, ethnischen Minderheiten und Frauen gleichzeitig transportiere.

Die Cancel Culture erreichte auch die deutschen Hochschulen, die ihrem Selbstverständnis nach eigentlich eine Trutzburg der freien Diskussion von Ideen sein müssten, solange diese wissenschaftlich belegt werden und sich im Rahmen gesetzlicher Vorgaben bewegen. Offensichtlich ist es aber nicht selten, dass Aktivist:innen ihre Befindlichkeiten und identitätspolitischen Positionierungen als absoluten Maßstab durchsetzen und Universitätsleitungen ängstlich zurückweichen.

Die rasche Verbreitung und einige besonders spektakuläre Fälle von Mobbing gegen Hochschullehrer veranlassten schließlich den Deutschen Hochschul-

verband (DHV) zu eindeutigen Stellungnahmen zum Schutz des Lehrpersonals. In mehreren Heften des Verbandsorgans „Forschung und Lehre“ wurde die Verengung der Debattenkultur als Schwerpunktthema sehr kritisch kommentiert (z.B. Hefte 2/2009, 4/2016, 5/2016, 6/2016, 7/2021, 10/2021). So forderte Radke (2016), dass es auch weiterhin an der Universität möglich sein müsse, provokante Themen zu diskutieren und verlangte von den Verantwortlichen mehr Standfestigkeit statt der sprichwörtlichen „Schere im Kopf“ in Form von vorseilendem Gehorsam angesichts von Gewaltandrohungen. Sonst folge eine geistige „Verzweigung“, die die Freiheit von Forschung und Lehre gefährden und den Charakter der Universität dauerhaft verändern könne.

Als Reaktion auf die Repressalien gegen Hochschullehrer bzw. die von ihnen eingeladenen „umstrittenen“ Gastdozenten gründete sich ein „Netzwerk Wissenschaftsfreiheit“, das am 3.02.2021 mit einer Presserklärung an die Öffentlichkeit trat. In dem Manifest (Netzwerk Wissenschaftsfreiheit, 2021) wurde eine Debattenkultur angemahnt, die auf einer argumentativen Auseinandersetzung basieren solle statt auf politisch-ideologischen Instrumentalisierungen, die schon im Vorfeld Grenzen setzten. Das Etikett „umstritten“ sei bereits der erste Schritt der Ausgrenzung, vor dem Forschende zurückschreckten. So käme es zu einem Prozess der Selbstkonformisierung an den Universitäten. Das Manifest hatte ca. 70 Erstunterzeichner und mittlerweile ca. 600 weitere Unterstützer. Dass die Zahl nicht noch höher lag, wurde von den Initiatoren damit begründet, dass sie zwar viel Zuspruch erhalten hätten, etwa drei Viertel der angesprochenen Wissenschaftler aber Sanktionen befürchteten, wenn sie ihre Bedenken öffentlich machen würden. Die Pressemeldungen und insbesondere das Feuilleton gingen dann auch mehrheitlich auf Konfrontationskurs, indem die Kritik als übertrieben oder gänzlich unberechtigt dargestellt wurde (Wiarda, 2021).

Die Gründer des Netzwerks erhielten jedoch eine Bestätigung ihrer Sorgen um die Wissenschaftsfreiheit aus dem Ausland sowie Rückenwind durch die Pläne der britischen Regierung, Maßnahmen zu ergreifen, um die Meinungsfreiheit und eine akademische Debattenkultur an den Universitäten des Landes wiederherzustellen, die sie aufgrund einer Untersuchung durch das „Center for the Study of Partisanship and Ideology (CSPI)“ an der Universität Nottingham bedroht sah. Der Deutsche Hochschulverband bat daraufhin seine 32.386 Mitglieder, zu folgender Aussage stellen zu nehmen:

„Die britische Regierung will Einschränkungen der Redefreiheit an Universitäten per Gesetz entgegentreten. Ein Aufseher im Auftrag des Bildungsministeriums soll Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vor Versuchen schützen, wegen unliebsamer Äußerungen zum Schweigen gebracht zu werden. Halten Sie einen solchen Vorstoß für sinnvoll?“ (vgl. www.hochschulverband.de/fruehere-umfragen).

Bei dieser anonym durchgeführten Umfrage stimmten 90,06% der Hochschullehrer mit „Ja“ und nur 9,94% mit „Nein“. Damit wurde klar, dass sich eine überwältigende Mehrheit durch die Cancel Culture bedroht fühlt und gleichzeitig Angst hat, dies öffentlich zu machen. Die Wirtschaftsstatistiker Walter Krämer liegt somit richtig, wenn er eine „beängstigende Feigheit“ gegenüber identitätspolitischer Willkür an den deutschen Universitäten konstatiert (Spiegel, 2021, S. 13). Die Angst vor „Totschlagsetikettierungen“ wie „rassistisch“, „homophob“, „islamophob“, „antisemitisch“ oder „frauenfeindlich“ ist den Berichten des DHV zufolge mit Anbietungen an identitätspolitische Themen verbunden, für die üppige Forschungsgelder zur Verfügung stehen:

Ein [...] Problem ist die Distanzlosigkeit, die man manchen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vorhalten muss, die ihre Forschung als Teil einer aktivistischen Bewegung oder eines politischen Ziels (miss-)verstehen“ (Deutscher Hochschulverband, 2021, S. 6). Eine solche Forschung nimmt von Idealen der Wissenschaftlichkeit Abschied, wie objektives Erkenntnisstreben und Ergebnisoffenheit (vgl. 5). Der wissenschaftliche Wahrheitsbegriff wird ersetzt durch politische Vorstellungen zur Veränderung der Welt.

Den Vogel bezüglich der Cancel-Culture im Hochschulbereich schoss wohl die Alice Salomon Hochschule in Berlin ab, die nach Protesten wegen angeblichen Sexismus ein Gedicht ihres Poetik-Preisträgers von 2011 Eugen Gomringer überstreichen ließ. Der Text in spanischer (!) Sprache lautete in Deutsche übersetzt: „Alleen/Alleen und Blumen/Blumen/Blumen und Frauen/Alleen/Alleen und Frauen/Alleen und Blumen und Frauen und/ ein Bewunderer“. Eine Studentin fühlte sich bei der Lektüre „auf das Sexuelle reduziert“ und „verletzt“. Ganz anders jedoch waren die Reaktionen auf die Präsentation des Vulva-Kalenders 2021, in dem Frauen vom feministischen Freiburger Kollektiv „Vuliversity“ für jeden Tag eine Nahaufnahme des weiblichen Genitals im DIN-A-5-Format abbildeten. Obwohl hier nun eine „Reduktion auf das Sexuelle“ viel deutlicher ausfällt, wurde das Werk allseits als emanzipatorisch gefeiert (Stern, 2020). Nach Jahrhunderten der „Stigmatisierung“ solle endlich die „Vielfältigkeit“ gezeigt und mit „falschen Vorstellungen“ aufgeräumt werden. Produzenten pornografischer Werke, die das Internet überschwemmen, dürften diese Botschaft mit Genugtuung aufgenommen haben. Der aufklärerische Kalender war schnell vergriffen und soll 2022 in einer Neuauflage erscheinen.

2.4 Politische Konsequenzen

Nach nunmehr 30 Jahre mehren sich wissenschaftliche Publikationen, die den Kurswechsel politischer Parteien zur Identitätspolitik als bedenklich werten. Van Dyk (2019) stellt bedauernd fest: „Die einhellige Antwort auf die Fra-

ge ‚Linke, was hat dich bloß ruiniert?‘ lautet derzeit: die Identitätspolitik.“ (S. 25). Gemeint ist, dass durch den Fokus auf Minderheiten die Mehrheit aus dem Blick geriet und vernachlässigt wurde. Der amerikanische Politikwissenschaftler Mark Lilla (2017) gehörte zu den ersten, die eine Gefährdung des Gemeinnsinns und des gesamtgesellschaftlichen Zusammenhalts durch die endlose Ausdifferenzierung in Partikularinteressen diagnostizierten. Als Gegenbewegung sei ein Aufstieg des Rechtspopulismus zu beobachten. Lilla sieht einen direkten Zusammenhang mit dem Wahlsieg Donald Trumps 2016, der dann die Entwicklung zu einer gesellschaftlichen Polarisierung seinerseits auf die Spitze trieb. Aufgrund seiner Berühmtheit gelang es Fukuyama (2018) der These über den Zusammenhang von linker Identitätspolitik und Rechtspopulismus weltweit Aufmerksamkeit zu verschaffen. Fukuyama (2018) fordert ein Ende linker und rechter Identitätspolitik und plädiert dafür, integrative nationale Identitäten zu schaffen, die der gesellschaftlichen Vielfalt Rechnung tragen (vgl. 4.2). Fraser (2017) sieht die linke Identitätspolitik in der Pflicht, auf die nach rechts abgedrifteten Wähler der politischen Mitte zuzugehen. Diese hätten einen Anspruch darauf, da sie sich durch die linke Politik „verletzt“ gefühlt hätten und somit in eine ähnliche Lage wie diskriminierte Minderheiten geraten seien.

Die erlebte Bedrohung resultiert aus der Dekonstruktion des Normalitätsbegriffs. Der tradierte Normalitätsbegriff wird von Intellektuellen in Frage gestellt, da er Minderheiten ausgrenzen könne. Heitmeyer (2003) stellt einen Zusammenhang mit der von ihm postulierten „gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ her. Er führt aus: „Das Bedrohliche von Normalität liegt in der Immunisierung gegenüber Selbstreflexivität sowie der hohen Bewertung von Konformität und Tradition, also typischen Wertvorstellungen der Kontinuität... Nach unseren Untersuchungen verstärken die ordnungstragenden Werte wie Tradition und Konformität die gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit... Auch die zunehmend propagierte Leistungsorientierung gehört zum zentralen Normalitätsbestand dieser Gesellschaft – und auch sie kann, ähnlich wie Konformität und Tradition, solche menschenfeindlichen Einstellungen verstärken“ (S. 308). Er formuliert somit erhebliche Zumutungen an die Mehrheitsgesellschaft. Es ergibt sich die Forderung, mit dem Normalitätsbegriff und den „ordnungstragenden Werten“ zusammenhängende Qualitäten, wie z.B. Lebenszufriedenheit, Leistungsbereitschaft, Wertschätzung von Familie und Kindern sowie die Bindungskräfte der Gesellschaft opfern zu müssen, um nicht als „menschenfeindlich“ zu gelten. Natürlich kann jede Norm das Gefühl der Unangepasstheit bei denjenigen hervorrufen, die ihr nicht entsprechen. Allerdings entstehen bei einer Dekonstruktion des „Normalen“ wiederum Identitätsprobleme in der Mehrheitsgesellschaft, wie die politische Entwicklung zeigt. Der Konsens über „Normalität“ beinhaltet eine wichtige Orientierungsfunktion. Desorientierung gehört zu den

gefährlichsten Stressoren für die menschliche Psyche, indem sie verunsichernd wirkt und als existenzgefährdend erlebt wird.

Noch einen Schritt weiter gehen Decker et al. (2008), indem sie in der Mehrheitsgesellschaft „Befürwortung einer rechtsgerichteten Diktatur“, „Chauvinismus“, „Ausländerfeindlichkeit“, „Antisemitismus“, „Sozialdarwinismus“ und „Verharmlosung des Nationalsozialismus“ zuschreiben. Sie diagnostizieren in einer von der Friedrich-Ebert-Stiftung finanzierten Studie einen „Extremismus der Mitte“ und sehen die Demokratie in Deutschland gefährdet. Dem widersprechen demoskopische Umfragen, wie der Deutschland-Monitor 2020 dem zufolge 91% der Deutschen im Westen und 82% im Osten generell die Demokratie befürworteten. Lediglich an der gegenwärtigen konkreten Umsetzung übten 35% bzw. 52% der Befragten Kritik (Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat, 2020, S. 71).

Die Verachtung der als abgehoben erlebten Eliten wird, wie Manow (2019) feststellt, von diesen mit einer Verachtung für das Volk beantwortet. Aus den „sozio-ökonomisch Benachteiligten“, um die sich die 68er Revolutionäre noch bemühten (wenn auch vergeblich), wurden in der veränderten Rhetorik die „Modernisierungsverlierer“, „Abgehängten“, „Zurückgebliebenen“, „Randständigen“ und sogar das „Pack“ und der „Mob“. Fukuyama (2019) kritisiert den Snobismus der multikulturellen Eliten gegenüber denjenigen, die traditionelle soziale und kulturelle Werte vertreten: „Es gibt daher in meinen Augen ein gewisses Quantum an gerechtfertigter Empörung über diese Art von Missachtung“ (S. 17). Man glaubt, „dass nationale Identität heute untergraben wird, und zwar nicht nur von den Einwanderern, sondern auch von den Eliten, ...“ (S. 17). Man kann dies nicht alles auf ökonomische Faktoren reduzieren. Forderungen nach Erhöhung des Mindestlohns und der Hartz IV-Sätze dürften nicht reichen, auch die Identitätsfrage muss gelöst werden (Oesch, 2013).

Mit gemischten Reaktionen wurde von der identitätspolitischen Bewegung der Vorwurf aufgenommen, dass die Identitätspolitik und das Menschenbild des Neo-Liberalismus in vielen Punkten synchron seien (vgl. van Dyk, 2019, S. 31). Linker Internationalismus und kapitalistischer Globalismus hätten sich als anschlussfähig erwiesen („Milliardärssozialismus“). Das von allen tradierten Identitäten und Bindungen entkleidete Individuum kommt dem Ideal beider Richtungen entgegen. Antirassismus, Weltoffenheit und Kosmopolitismus beschreiben sowohl linke egalitaristische Ziele als auch ideale Voraussetzungen für einen grenzenlosen Markt. Da die Linke kein Mittel gegen die Kapital- und Machtkonzentration bei den Reichen und unter diesen wiederum bei den Super-Reichen gefunden habe, arrangiere man sich und nehme dankbar Milliarden-Zuwendungen, die in der Bilanz der Unternehmen letztlich „peanuts“ sind, für diverse Projekte und NGO's entgegen. Pfaller (2018) sieht in der Identitätspoli-

tik das ideale kulturelle Begleitprogramm zur Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Die Beweglichkeit des Kapitals wird zum Maßstab auch für Menschen. Die einen feiern das emanzipierte Individuum, die anderen profitieren von der maximal individualisierten Konkurrenzexistenz.

Der Begriff „woke capitalism“ bezeichnet die Allianz beider Bereiche. Mit „Aufgewecktheit“ ist dabei eine erhöhte Sensibilität für identitätspolitische Belange gemeint sowie ein Feiern von „Vielfalt/Diversity“ in der Werbung und Öffentlichkeitsarbeit („virtue signaling“). Dies schließt aber nicht unbedingt eine Verbesserung von Arbeitsbedingungen und –entlohnungen oder gar das Akzeptieren gewerkschaftlicher Organisiertheit ein (wie z.B. bei Amazon oder den diversen Lieferdiensten). Douthat (2018) beschrieb erstmals genauer diese neue Art der Unternehmensführung. So huldige man dem identitätspolitischen Zeitgeist, entziehe sich dem öffentlichen Druck und könne im Gegenzug ungestört weiterhin Gewinnmaximierung betreiben.

Das „woke capital“ nutzt seine Möglichkeiten aber auch, um in die Gesellschaftspolitik in seinem Sinne einzugreifen. So entbrannte in Oakland im US-Bundesstaat Oregon eine bildungspolitische Debatte zur Frage, wie mit den erheblichen Defiziten schwarzer Kinder im Fach Mathematik pädagogisch umzugehen sei. Die Bildungsinitiative „The Educational Trust“ schlug vor, falsche Lösungen zu akzeptieren, um die Kinder nicht zu diskriminieren. Das Vermitteln des richtigen Lösungsweges sei „weiße Vorherrschaft“ („white supremacy“). Die Kritiker wiederum sahen in dieser Position eine Stigmatisierung, die Vorurteile verfestige, da die Kinder als nicht förderfähig dargestellt und demotiviert würden. Das eigentliche Ziel der Initiative sei ideologisch, nämlich den Kindern das Unterdrücker-Opfer-Schema zu vermitteln. Die „Bill and Melinda Gates Foundation“ griff in die laufende Debatte ein, indem sie die Initiative mit 1 Million Dollar unterstützte (TAG24, 2021). Offenbar entspricht die Förderung maximaler Diversität den Stiftungszielen.

Die feministische Identitätspolitik erreichte mit ihren Forderungen nach einer geschlechtergerechten Sprache („Gendern“) eine politische Dimension und bewirkte auch sprachpolitische Änderungen, die zu einer starken Polarisierung führten (vgl. 2.2). Die Befürworter betrachten Sprache als politisches Handeln. Es gehe um das Sichtbarmachen von Benachteiligten. Unter diesem Gesichtspunkt sind orthografische und grammatikalische Eingriffe in die Sprache nicht nur zugunsten von Frauen legitim, wie die Forderung, das Adjektiv „schwarz“ groß zu schreiben (Schwarze Menschen vs. weiße Menschen) belegt (AntiDiskriminierungsbüro, 2013). Unter den Kritikern sehen einige im „Gendern“ eine Verrücktheit („Gender-Gaga“: Kelle, 2015), ausgedacht von ebenso privilegierten wie unterbeschäftigten Inhaberinnen von den mehr als 200 Professuren mit der Denomination „Genderforschung“. Andere sehen weniger etwas Lustiges,

sondern befürchten eine planmäßig durchgeführte Kulturrevolution mit dem Ziel eines gesamtgesellschaftlichen Umbaus. Daher werde auch vor Zwangsmaßnahmen nicht zurückgeschreckt.

In der Tat finden sich zunehmend Hinweise, dass die gendergerechte Ausdrucksweise verpflichtend gemacht wird, wie in der Amtssprache der Städte Hannover, Berlin, Köln oder Hamburg, bei Verkehrsbetrieben oder in der Unternehmenssprache (24 der 40 DAX-Unternehmen, davon 5 konsequent). Selbst das CSU-geführte Bundes-Innenministerium sah sich genötigt, die Straßenverkehrsordnung gendergerecht umzuschreiben, so dass zum Beispiel aus Fußgängern „Zu-Fuß-Gehende“ wurden. Auch die von vielen Universitäten herausgegebenen Empfehlungen zum Sprachgebrauch wurden von einigen Dozentinnen und auch Dozenten dahingehend verschärft, dass sie diese als obligatorisch einforderten und Zuwiderhandeln durch schlechtere Benotung von Klausuren oder anderen Prüfungsleistungen sanktionierten. Die Vorgänge an der Universität Kassel lösten diesbezüglich das lebhafteste Presseecho aus (Lohr, 2021). Dabei wäre gerade im Hochschulbereich kritische Selbstreflexion angebracht. Wie erklären sich eigentlich die Widersprüchlichkeiten bei den akademischen Graden: Während es Professorin und Doktorin heißen muss, wird gleichzeitig jungen Frauen der Titel „Junggeselle (Bachelor)“ statt Junggesellin bzw. „Herr (Master)“ statt Herrin verliehen. Sind diese Bezeichnungen nicht ohnehin politisch unkorrekt, da der Bachelor-Grad auch an verheiratete Frauen vergeben wird und der Begriff „Master“ mit Kolonialismus und Imperialismus in Verbindung gebracht werden kann?

Große öffentliche Aufmerksamkeit erhielten revolutionäre Änderungen, die die Duden-Redaktion unter Leitung von Kathrin Kunkel-Razum vornahm. Dabei wurde u.a. festgelegt, dass die Verwendung des grammatikalischen Geschlechts nur noch Personen männlichen Geschlechts bezeichne, andere Personen sowie ein Bedeutungshof also nicht mitgemeint sein könnten. „Zum Italiener essen gehen“ bedeutet dann ausschließlich, dass man zu einer männlichen Person mit italienischer Staatsbürgerschaft geht, um bei dieser eine Speise zu sich zu nehmen. Der Kritik, die sich an diesen Regelungen entzündete, wurden seitens der Duden-Redaktion zwei Argumente entgegengehalten: Zum einen, dass es sich nur um Empfehlungen handele, jeder könne nach wie vor reden oder schreiben, wie er wolle, und zum anderen, dass man nichts anderes tue, als den gesellschaftlichen Wandel und die Sprachwirklichkeit abzubilden (Erich, 2021).

Beide Argumente lassen sich nun wirklich als unzutreffend widerlegen. Zum einen ist der Duden dazu da, um Orientierung zu vermitteln. Ohne diesen Anspruch verliert er seine ursprüngliche Funktion und reiht sich in politischen Aktivismus ein. Auch die Freiwilligkeit entspricht nicht der gesellschaftlichen

Realität, indem zunehmend deutlich wird, dass den Empfehlungen Sanktionen folgen. Es erwächst die Gefahr einer Spaltung der Sprachgemeinschaft in eine einflussreiche gesellschaftliche Avantgarde, die sich arrogant über einen eigenen Code definiert, und dem in ihren Augen zurückgebliebenen und bevormundeten Volk (vgl. Hübl, 2019). Es handelt sich nachweisbar nicht um einen sozialen Wandel, sondern um ein Elitenprojekt mit Zwangscharakter. Die Duden-Redaktion sowie die Medien, die das Gendern forcieren, handeln nicht aus einer Position der Ohnmacht, sondern der Macht und Arroganz. So ließ es sich das ZDF nicht nehmen, selbst die bärtigen Kämpfer der Taliban, die auf Kabul vorrückten, zu gendern, indem von „Islamist*innen“ gesprochen wurde („heute“-Sendung am 10.08.2021). Alle Umfragen belegen, dass der Rückhalt in der Bevölkerung fehlt. Zwar schwanken die Werte je nach Formulierung der Fragen, vorbehaltlose Unterstützung gibt es jedoch stets nur bei einer Minderheit (ca. 14 % bei einer Umfrage des Instituts YouGov, vgl. Spiegel, 2021, S. 11), während sich eine gesellschaftliche Mehrheit von gut 60% dagegen ausspricht. Dazwischen befinden sich abwägende Positionierungen in dem Sinne, dass zwar das Grundanliegen richtig sei, aber übertrieben werde.

Als Spitzenreiter im öffentlichen Interesse erwiesen sich kontroverse Debatten innerhalb politisch links ausgerichteter Parteien über die Identitätspolitik. Großen Widerhall fand ein Artikel des früheren Bundestagspräsidenten Wolfgang Thierse (2021). Er brachte darin seinen Unmut über die Identitätspolitik mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Wurde Zugehörigkeit früher über Konfession und später über Ideologie signalisiert, so hat diese Funktion heute der Begriff Identität übernommen. Das ruft zugleich in Erinnerung, dass ‚Konfession‘ und Ideologie in der Vergangenheit immer wieder zu heftigen, gar blutigen Konflikten geführt haben. Sollte sich Geschichte etwa unter anderem Leitbegriff wiederholen?“ Er geht mit der Cancel Culture hart ins Gericht und kritisiert die „neuen Bilderstürmer“ im öffentlichen Raum: „Die subjektive Betroffenheit zählt dabei mehr als der genaue Blick auf die Bedeutungsgeschichte eines Namens, eines Denkmals, einer Person, wie die Beispiele Mohrenstraße und Onkel Toms Hütte in Berlin zeigen. [...] Die Reinigung und Liquidation von Geschichte war bisher Sache von Diktatoren, autoritären Regimen, religiös-weltanschaulichen Fanatikern. Das darf nicht Sache von Demokratien werden!“

Das Buch von Sahra Wagenknecht (2021a) sorgte wiederum für einen heftigen Schlagabtausch innerhalb der Partei „Die Linke“. Sie bemängelte, dass in der identitätspolitischen Debatte eine sich links gebende Schickieria am Werk sei, die jenseits aller Weltoffenheits-Rhetorik und allem kosmopolitischen Gehabes ihre Privilegien zu schützen und sich abzuschotten wisse. Diese „Lifestyle-Linke“ habe den Kontakt zu den Sorgen der normalen Bevölkerung verloren und ergehe sich in abgehobenen Diskursen; sie gehöre längst zum herrschenden Es-

tablishment. Die Linke habe die Seiten gewechselt – von den Unterprivilegierten zu den Privilegierten.

Die große Mehrheit der Bevölkerung vertrete keine rechten Positionen, vielmehr klassifiziere die Lifestyle-Linke alles als „rechts“, was nicht ihre Meinung teilt. Sie greife zu einem „Taschenspieler-Trick“ (Wagenknecht, 2021b), indem sie einen rechten Zeitgeist hervorzaubere, den sie dann bekämpfen und Konformität mit ihren Positionen einfordern könne. Die Menschen spürten, dass gar nicht die Rechtsradikalen gemeint seien, sondern dass sie selbst unter Druck gesetzt werden sollen. Dagegen rebellierten sie, nicht gegen die Demokratie.

Mit einer gewissen Panik wurde Wagenknechts (und auch Thierses) Plädoyer für den Nationalstaat registriert, einem deutschen Tabu-Thema. Ihr Motiv war jedoch nicht Rückfall in den Nationalismus, sondern die schlichte Erkenntnis, dass bislang nur diese Staatsform darin funktioniert hat, für Solidarität und Umverteilung zu sorgen und Zusammengehörigkeitsgefühl zu vermitteln (vgl. 4.2).

Von grundlegender Bedeutung ist die Frage: Für wen sprechen die Propagandisten identitätspolitischer Positionen eigentlich, durch wen wurden sie demokratisch legitimiert? Nicht alle intellektuelle Frauen wollen durch den Feminismus vertreten werden (Bischof-Köhler, 2006). Schwarze Frauen definieren sich primär als schwarz, sekundär als Frau (Kastner & Susemichel, 2019). Man weiß oft nicht, ob die Einstellungen zwischen den Geschlechtern wirklich größer sind als die innerhalb eines Geschlechts. Die Debatte spiegelt auch einen Konflikt zwischen gegensätzlichen Frauenidentitäten wider. Viele Gegenpositionen gegen das Gendern werden explizit von Autorinnen vertreten, die dadurch zum feministischen Feindbild werden: „Auch Frauen können weiße Männer sein, immer dann nämlich, wenn sie nicht mitmarschieren wollen [...]“ (Kelle, 2020, S. 8). Die prominente Autorin und Moderatorin Elke Heidenreich äußerte in einem Interview, dass Gendern „verlogen“ sei und die „Sprache verhunze“ (Kölner Stadt-Anzeiger, 2021). Die Journalistin Dörte Stein resümierte in der taz vom 3. Juli 2021, dass die Idee, mit dem Genderstern eine diskriminierungsfreie Gesellschaft zu erzwingen, gescheitert sei. In Meinungsumfragen lehnt keineswegs nur die große Mehrzahl der Männer, sondern auch der Frauen das „Gendern“ ab. Selbst bei jungen Frauen der Altersgruppe 16 bis 29 Jahre bleiben die Befürworterinnen trotz leicht erhöhter Werte deutlich in der Minderheit (Meinungsbarometer des mdr vom 22.7.2021).

Auch innerhalb der LBGTIQ-Szene stehen sich unvereinbare identitätspolitische Positionen gegenüber. So gibt es einen erbitterten Streit zwischen der Transgender-Bewegung und Feministinnen in Großbritannien über die Frage, ob ein Mann, der sich als Frau definiert, auch dann als Frau zu gelten habe (u.a. mit Zugang zu Damen-Toiletten, Umkleidekabinen und Duschräumen), wenn er keinerlei Maßnahmen zur biologischen Geschlechtsanpassung unternimmt. Die

Kontrahenten beschimpfen sich als „transphob“ einerseits und „Vergewaltiger“ andererseits (vgl. Lotter, 2021). An der Universität Sussex „siegten“ die Transgender-Aktivist*innen, indem sie auf brutale Weise die feministische Philosophie-Professorin Kathleen Stock aus dem Amt mobbten, nachdem diese gesagt hatte, dass der biologische Geschlechtsunterschied „real“ sei (und nicht bloß sozial konstruiert).

Noch unübersichtlicher gestaltet sich die Repräsentation der verschiedenen Migrantengruppen, die die Identitätspolitik als Opfergruppe versteht. So haben z.B. nach Angaben der Kölner Statistischen Nachrichten (2021) 40% der Einwohner einen Migrationshintergrund. Dabei kamen die Zuwanderer jedoch aus 180 verschiedenen Nationen, die sich untereinander stärker unterscheiden als viele Gruppen im Vergleich mit der autochthonen deutschen Bevölkerung. Fast die Hälfte der Zuwanderer wird in der Statistik in der Rubrik „übrige Länder“ zusammengefasst, die nicht einzeln aufgeführt werden. Dadurch sinkt der relative Anteil der starken Gruppen (in Köln der Türken), die bisher die größte Aufmerksamkeit genossen, aber die Belange der Migranten nicht mehr angemessen repräsentieren können. Dazu passt, dass in der von der Bundesregierung einberufenen Islamkonferenz nicht einmal 10% der Muslime in Deutschland vertreten waren. Hinzu kommt, dass nicht alle Gruppen überhaupt kommunikationsbereit sind, sondern eine abgeschottete Parallelgesellschaft bevorzugen (vgl. 3.1 u. 5).

In ähnlicher Weise gibt es ein Legitimationsproblem beim antirassistischen Aktionismus. Welche Gruppen dürfen welche Maßnahmen in wessen Namen vertreten und gegen das Mehrheitsprinzip durchsetzen? Es werden im Rahmen der Kolonialismus-Debatte weitgehende Forderungen erhoben. Diese betreffen den Abriss von Baudenkmalen oder allerlei Umbenennungen, die meistens auf Widerstand in der Bevölkerung treffen, wie z.B. Dresdner Kunstsammlungen, die berühmt gewordene Berliner Mohrenstraße, zahlreiche Mohren-Apotheken oder sogar die Mohrenlerche (in nunmehr Schwarzsteppenlerche, was vielleicht auch problematisiert werden kann). Dagegen hielt der nigerianische Koch Andrew Onueghbu dem Druck stand, sein Restaurant „Zum Mohrenkopf“ in Kiel umzubenennen, nachdem er in historischen Quellen ermittelt hatte, dass dieser Begriff eine besondere Expertise ausdrückte und somit positiv besetzt ist (Onueghbu, 2020; vgl. auch den Beitrag von Kaupp in diesem Band). Die Einwohner der namibischen Stadt Lüderitz entschieden sich in einer Abstimmung mit großer Mehrheit dafür, den Namen ihres Gründers beizubehalten, während in Deutschland Lüderitzstraßen umbenannt werden.

Verworren sind die ethnischen und ideologischen Fronten auch bezüglich der radikalen Thesen der „Critical Race Theory (CRT)“. Sie lässt sich auf nicht-weiße Gründungsgestalten zurückführen (vgl. Crenshaw et al., 1995; Delgado & Stefancic, 2017), wird aber längst nicht von allen People of Color unterstützt.

Zunehmend spielen dagegen weiße Intellektuelle und weiße Sponsoren eine dominante Rolle, so dass sich statt einer Schwarz-Weiß-Trennung ein Kulturkampf innerhalb der weißen Gesellschaft abzeichnet (z.B. DiAngelo, 2021). An den amerikanischen Universitäten profilieren sich zu diesem Thema vor allem Anhänger von Herbert Marcuse und andere neo-marxistische Intellektuelle, die die Minderheiten als revolutionäre Masse betrachten. In ähnlicher Weise hatte bereits Tibi (1998) den westdeutschen Intellektuellen vorgeworfen, die Migranten als „Ersatzproletariat“ für ihre systemverändernden Strategien zu missbrauchen.

Zu den Kernaussagen der CRT gehört die Forderung, dass es nicht ausreicht, nicht rassistisch zu sein, sondern explizit anti-rassistisch. Der zu bekämpfende Rassismus wird ausschließlich bei den Weißen verortet, was zu einem umgekehrten Rassismus führt, indem Weiße negativ stereotypisiert, People of Color dagegen aufgewertet, als die besseren Menschen und als „rein“ verstanden werden (vgl. jedoch 3.2). Ein deutscher Ableger der CRT nennt sich Migrantifa und kopiert das amerikanische Vorbild getreu, so dass er u.a. den Schlachtruf „Defund the police“ übernommen hat. Man grenzt sich zur bereits bestehenden linksextremistischen Antifa dadurch ab, dass man diese als zu weiß und zu akademisch (statt durch das „Ghetto“) geprägt ansieht.

Nach Weiß (2018) sind die Ansätze der CRT nahezu identisch mit den völkischen Konzepten der extremen Rechten. Auch Ahnennachweise werden wieder bedeutungsvoll. So ergab eine repräsentative Umfrage, dass 34% der weißen amerikanischen Studierenden falsche Angaben über ihren ethnischen Hintergrund („race“) gemacht und sich so einer Minderheit zugerechnet hatten, um ihre Chancen für finanzielle Unterstützungen und die Zulassung zum College zu erhöhen. Drei Viertel von Ihnen hatten damit Erfolg (Takeaways, 2021). Die Stereotype, die sich an der Hautfarbe festmachen, werden mit dem pauschalisierenden Begriff „strukturell“ umschrieben. Daraus leitet sich ein Generalverdacht ab, der es rechtfertigt, Weiße einem Umerziehungsprogramm zu unterwerfen, während irgendeine Form des Generalverdachts gegenüber Nicht-Weißen strikt tabu ist.

In Deutschland sehen sich die antirassistischen Erziehungsprogramme auf dieser theoretischen Basis in einer Reihe mit der „reeducation“ der Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg und der Holocaust Education (vgl. 4.3). Judith Seving Basad (2021a) kritisiert an Beispielen aus den Diversity-Workshops, wie sie in Schulen sowie bei der Polizei und Bundeswehr durchgeführt werden, dass Teilnehmer schikaniert, gedemütigt und verängstigt werden, um sie für Rassismus zu „sensibilisieren“. Das Ziel ist letztlich, dass sie Schuld- und Schamgefühle wegen ihrer weißen Hautfarbe empfinden sollen (Basad, 2021b). Empathieverweigerung für Deutsche ist Teil der Ideologie (vgl. 3.2 u. 5). Der Marokkaner mit deutschem Pass Mohamed Amjahid (2021) findet nur Spott und Verachtung

für deutschen Leidensdruck („Tränenwasserschwimmen“) und plädiert für eine „rassische“ Trennung zwischen Weißen und Nicht-Weißen. Letztere dürften in Räume von Nicht-Weißen wie Bars, Vereine und Freundeskreise nicht eintreten. Freundschaften mit Weißen lehnt er ab.

El-Mafaalani (2019) fordert demgegenüber die Minderheiten auf, an einer Stabilisierung und nicht an einer Destabilisierung der liberalen Gesellschaft interessiert zu sein. Die Paradoxie bestehe darin, dass die Zunahme von Konflikten durchaus Anzeichen einer Verbesserung der Verhältnisse und eines gelingenden Emanzipationsprozesses sein könne. Die regelmäßig durchgeführten World Values-Studies lassen erkennen, dass die westlichen Gesellschaften im globalen Vergleich ein hohes Maß an Freiheitsrechten für alle garantieren. Erst dadurch werden Ansprüche auf Teilhabe möglich, die gefahrlos formuliert werden können. Unter ungünstigeren gesellschaftlichen Voraussetzungen, wie sie weltweit auf dem Vormarsch sind, werden diese Prozesse unterdrückt.

Es dürfte somit im Interesse der liberalen Gesellschaft insgesamt liegen, den unverkennbar zentrifugalen Tendenzen, den nachlassenden kollektiven Bindungskräften und der Gefahr eines zunehmenden Tribalismus etwas entgegen zu setzen. Im Folgenden soll es darum gehen, auf welches Potential im menschlichen Verhaltensrepertoire man sich dabei stützen kann.

3. Was führt Menschen zueinander?

3.1 Kommunikation, Kooperation und Kompetition

Kommunikation beinhaltet einen Informationsaustausch und bildet somit die grundlegendste Voraussetzung für die Verständigung zwischen Individuen und das Funktionieren von Gruppen. Kooperation ist definiert als die Koordination von Tätigkeiten zur Erreichung eines gemeinsamen Ziels. Das Prinzip des Wettbewerbs garantiert, dass nach optimalen Lösungen gesucht wird. Für den Menschen als soziales Wesen sind diese Merkmale unverzichtbare Grundlagen seiner Geschichte. Genau genommen sind die Prinzipien evolutionär noch viel tiefer verankert. Ohne sie wäre die Entstehung des Lebens undenkbar. Manfred Eigen konnte dies durch sein Modell des selbstreproduzierenden katalytischen Hyperzyklus erklären, in dem auf molekularer Ebene Kooperation und Kompetition zusammenwirken (Eigen & Schuster, 1979). Die Wechselwirkung beider Aspekte bedingt auf höheren Entwicklungsstufen die Funktionsweise von komplexen Ökosystemen.

In der Phylogenese des Menschen hat sich das Zusammenspiel von Kooperation und Kompetition als entscheidendes Erfolgsprinzip im Überlebenskampf erwiesen. Der Mensch als „Mängelwesen“ (Gehlen, 1950/2016) war darauf an-

gewiesen, sich in funktionierenden Gruppen zusammen zu schließen. Einen entscheidenden Impuls für die Perfektionierung der Kooperation vermittelte das Jagen von Großwild. Dies erforderte neben kognitiven Neuerwerbungen, wie das Herstellen von Jagdinstrumenten und Fertigkeiten bei der Aufbereitung der Nahrung, vor allem die Entwicklung sozialer Kompetenzen. Verschiedene Individuen mussten zusammenwirken und sich verständigen. Man musste lernen, Motive der Selbstdurchsetzung zurückzustellen und sich mit einem gemeinsamen Ziel zu identifizieren. Dieser Lernprozess wiederholt sich ontogenetisch in der individuellen Entwicklung des Menschen.

3.2 Empathie, Perspektivenübernahme und Altruismus

Empathie beinhaltet, Gefühlsregungen anderer Menschen nachvollziehen zu können. Sie basiert auf dem phylogenetisch alten Mechanismus der Gefühlsansteckung. Bereits Neugeborene fangen an zu weinen, wenn sie andere Säuglinge schreien hören. Diese frühe Form der empathischen Reaktion beruht darauf, dass es noch keine Differenzierung zwischen dem Selbst und dem Anderen gibt. Erst durch die weitere kognitive Entwicklung des Kindes entsteht ein Verständnis dafür, dass es einerseits das Gefühl des Anderen gibt und andererseits das eigene mitempfundene Gefühl. Es verbessern sich zunehmend die Fähigkeiten, die innere Welt des anderen zu verstehen und dessen Perspektive einzunehmen (Schmidt-Denter, 2005).

Damit wird eine motivationale Basis gelegt, anderen Menschen in Notsituationen zu helfen. Ein solches prosoziales Verhalten unterscheidet sich vom kooperativen dadurch, dass es nicht auf gegenseitigem Nutzen beruht, sondern asymmetrisch ist. Altruismus ist prototypisch für prosoziales Verhalten in diesem Sinne. Man versteht unter diesem Begriff selbstloses Handeln zugunsten eines anderen Menschen, das ohne die Erwartung sozialer oder materieller Vorteile erfolgt, manchmal sogar hohe eigene Kosten mit sich bringt.

Auf diesem Potential beruhen viele Hoffnungen auf eine Verbesserung der Menschheit. Hier sollte man offenbar ansetzen, um Feindschaft, Hass und Gewalt zu überwinden. Tatsächlich lässt sich empirisch bestätigen, dass die Fähigkeit zum Mitleid als evolutionär verankerter Gegenspieler der Aggression wirkt. Die Forschungslage weist aber dennoch auf komplexe Zusammenhänge hin, die einem linearen Denkmodell widersprechen. So wird z.B. bereitwilliger geholfen, wenn es sich um eine vertraute Person handelt, und deutlich seltener, wenn der Eindruck entsteht, der Betroffene habe seine missliche Situation selbst zu verantworten (Schmidt-Denter, 1994).

Als stabiles Muster erwies sich der reziproke Altruismus, der typisch für auf Dauer angelegte Bindungssysteme ist. Es wird zwar ohne Gegenleistung gehol-

fen, aber doch in der Erwartung, in einer potentiellen zukünftigen eigenen Not-situation ebenfalls mit Unterstützung rechnen zu können. Die Reziprozität des Handelns wird somit zeitlich verschoben, was dann Sinn macht, wenn man damit rechnen kann, dass man mit dem Hilfsbedürftigen auch in Zukunft zu tun haben wird. Es ist somit ratsam, so zu handeln, wie man selbst gerne behandelt werden möchte. Der Austausch von Geben und Nehmen ist nicht gleichzeitig und gleichgewichtig, sondern zeitverschoben und komplex. Somit profitieren von dem Humanpotential der Empathie und des Altruismus bevorzugt stabile soziale und ökonomische Beziehungen, die dadurch opportunistischen Beziehungen funktional überlegen sind. Hierin begründet sich die Basis der menschlichen Solidarität und des Wir-Gefühls als Überlebensstrategie.

Die Vorstellung von Empathie und Hass als Gegenspieler im menschlichen Verhaltensrepertoire darf nicht zu einem vereinfachten Denkmodell verleiten, als handle es sich um zwei abgrenzbare feindliche Heerlager, die den Kampf Gut gegen Böse ausfechten, wie es sich in der menschlichen Phantasie oder in der Literatur oder unzähligen Werken der Filmindustrie niederschlägt. Dort wird eher das Bedürfnis nach Archetypen befriedigt als die Realität dargestellt. Beide Potentiale sind vielmehr eng miteinander verwoben. Nahezu jeder Mensch ist zu beidem fähig und es ist schwer vorherzusagen, was in welchem Mischungsverhältnis in Abhängigkeit von situativen und individuellen Faktoren die Oberhand gewinnt.

In seinem berühmten „Stanford Prison Experiment“ teilte Zimbardo (2008) unauffällige Durchschnittsbürger nach dem Zufallsprinzip in zwei Gruppen ein, die in einem Pseudo-Gefängnis die Rollen der allmächtigen „Wärter“ und der ohnmächtigen „Gefangenen“ übernahmen. Es entwickelten sich in so erschreckender Weise Täter-Opfer-Beziehungen, dass das Experiment nach sechs Tagen abgebrochen werden musste.

Die Pionierarbeit von London (1970) über Menschen, die während der Nazi-Zeit unter Einsatz ihres Lebens Juden vor der Deportation in ein Konzentrationslager retteten, ergab überraschend, dass sich kein klarer „Helfertyp“ ermitteln ließ. Es fanden sich religiös Motivierte und Atheisten, schlichte Gemüter und Privilegierte in einflussreichen Positionen, Frauen und Männer, Junge und Alte.

Dieses für das wissenschaftliche Ordnungsbedürfnis unbefriedigende Bild bestätigt Rusesabagina (2006), indem er für seinen Erfahrungsbericht über den Völkermord in Ruanda im Jahre 1994 den Titel „Ein gewöhnlicher Mensch“ wählte. Der „Oskar Schindler“ Ostafrikas rettete 1268 verfolgte Tutsis vor dem sicheren Tod und stand dabei mehrmals selbst am Rande des Grabes. Ebenso wie er sich selbst nicht als besonderen Heldentyp versteht, so charakterisiert er auch die Täter bei den Massenmorden als eigentlich unauffällige Durchschnitts-

menschen, die nicht in das Schema eines Verbrechertyps passen. So blickte er eines Morgens aus seinem Haus und sah eine veränderte Welt. Er konnte seine friedlichen Nachbarn kaum wiedererkennen. Sie trugen Macheten, von denen das Blut tropfte, und waren bereit zu töten.

„Eine halbe Million Menschenleben in hundert Tagen ausgelöscht. Das entspricht 5000 Leben pro Tag. Rund vier Leben in jeder Minute. ... Und die Art und Weise, wie sie starben ... ein unerträglicher Gedanke. Viele gingen langsam an ihren Schnittwunden zugrunde, sahen zu, wie ihr Blut Pfützen im Staub bildete, erblickten vielleicht ihre abgetrennten Gliedmaßen und hatten häufig die Schreie ihrer Eltern oder Kinder, ihrer Männer oder Frauen im Ohr. Ihre Leichen wurden wie Müll fortgeworfen, verfaulten in der Sonne oder wurden von Bulldozern in Massengräber geschoben, ... Es war vielleicht nicht der größte Völkermord in der Geschichte der Menschheit, aber sicherlich der schnellste und effektivste“ (S. 11).

„Das war die gleiche Willkür, die wir 1959 während der Hutu-Revolution erlebt hatten, nur waren die Opfer von gestern die Plünderer von heute“ (S. 204). Das Geschehen wiederholte sich, nur dass sich die Ethnizität der Täter geändert hatte. „Wir haben die Tänzer ausgetauscht, die Musik ist gleich geblieben“ (S. 243). „Ich glaube, das war das wirksamste Argument der Bewegung. Tief in uns allen lebt die Bereitschaft, ja der Wunsch, uns in der Rolle der Opfer zu sehen. Es gibt kein Anliegen auf der Welt, welches das Recht so eindeutig auf seiner Seite hat ...“ (S. 87).

Sapolsky (2019) verarbeitete in seinem voluminösen Werk über „Gewalt und Mitgefühl“ zahlreiche Forschungsbefunde und kam letztlich doch zu den gleichen Schlussfolgerungen, wie sie auch das ruandische Fallbeispiel lehrt. Menschen haben das Potential zu beidem: zu furchtbarer Gewalt, aber auch zu Empathie und mutigen Hilfeleistungen. Zudem liegt beides in rätselhafter Weise dicht beieinander und kann leicht von einem ins andere umschlagen. Nach Sapolsky (2019) bedarf es eines interdisziplinären Ansatzes, um diese Widersprüchlichkeiten zu erklären. Eindimensionale Modelle, wie sie bei vielen Sozialwissenschaftlern und in der Identitätspolitik üblich sind, lehnt er als unzulänglich ab (vgl. 2).

Liebe und Hass mögen moralistisch betrachtet wie Antipoden erscheinen, evolutionär gesehen hängen sie jedoch eng zusammen, sind wie zwei Seiten einer Medaille. Beide bilden notwendige Bestandteile des menschlichen Verhaltensrepertoires, ohne die unsere Spezies den Kampf ums Überleben nicht hätte meistern können. Die Herausforderung bestand eher darin, wann welches Verhaltenspotential adaptiv einzusetzen ist. Auch der moderne Mensch steht keineswegs vor eindeutigen gesellschaftlichen Normen, die ausschließlich Mitgefühl fordern und Gewalt konsequent ächten. Es geht auch für ihn eher darum, in

Abhängigkeit vom Kontext aus beiden Potentialen angemessene und sozial akzeptierte Verhaltensreaktionen zu formen.

So wichtig Empathie, Perspektivenübernahme und Altruismus als prosoziale Werte auch erscheinen, so sind sie dennoch Teil der menschlichen Widersprüchlichkeiten und Unzulänglichkeiten. Sogar Maßnahmen zur Stärkung des Empathievermögens können kontraproduktiv ausfallen, indem nur die Eigengruppe davon profitiert und Fremdgruppen vermehrt abgelehnt werden. Die Unterscheidung von „Wir“ und „Sie“ wird nicht zwangsläufig überwunden, wie das Phänomen der „geteilten Empathie“ zeigt, die nur der Eigengruppe gilt und mit Hass und Empathie-Verweigerung gegenüber der Fremdgruppe kombiniert sein kann (vgl. 5). Auch die eigene Opfererfahrung führt nicht unbedingt dazu, gegenüber anderen Opfern empathisch zu sein, sofern sie nicht der eigenen Opfergruppe angehören. Am destruktivsten dürfte sich die Einfühlung in vergangene Opfererfahrungen auswirken, die zu anscheinend gerechtfertigtem Hass in der Gegenwart legitimiert, was als einer der Grundpfeiler der Identitätspolitik angesehen werden kann. Die Opfer von gestern können die Täter von heute sein.

3.3 Bindung

Bindung gehört zu den stärksten Kräften, die zwischenmenschlichen Zusammenhalt fördern. Ihre zentrale psychische Funktion ist die Vermittlung von innerer Sicherheit und Urvertrauen. Bereits der Säugling verfügt über ein phylogenetisch gewachsenes Verhaltensrepertoire, um Bindung zu seinen Bezugspersonen aufzubauen. Eine sichere Bindung stellt wiederum die Voraussetzung für die Entwicklung weiterer positiv gestalteter sozialer Beziehungen im Laufe des Lebens dar (Schmidt-Denter, 2005, S. 12 ff.).

In einem wichtigen Punkt unterscheidet sich die sichere Bindung von Angst-Bindung oder Abhängigkeit, die man mit einer Kette vergleichen könnte. Die sichere Bindung ermöglicht die psychische Souveränität, um sich der Welt und anderen Menschen öffnen zu können. Sie unterstützt das Explorationssystem. Es bewahrheitet sich hier das bekannte Sprichwort: „Man soll seinen Kindern Wurzeln und Flügel geben“. Diese scheinbare Paradoxie ist eine psychische Realität: Ohne eine Bodenstation gibt es kein Fliegen und ohne ein Basislager gibt es keine Gipfelbesteigung.

Sicherheit und Urvertrauen gehören ontogenetisch betrachtet zu den grundlegenden Determinanten für die Entwicklung einer sicheren Identität (vgl. 1.1). Sichere Bindung und sichere Identität haben eine Pufferfunktion, sie erhöhen die Resilienz gegenüber Stress, psychischer Labilität und Krankheiten. Sie sind somit unter salutogenetischem Gesichtspunkt bedeutsam für die personale Identität und für die soziale Identität unter dem Gesichtspunkt einer auf Offenheit

angelegten Gesellschaft. Für Erikson (1950/99) können die Ideale einer weltweiten Brüderlichkeit nur aus einer gesicherten sozialen Identität hervorgehen. Xenophobie entstehe durch die Verunsicherung von Identität. Die sichere Identität befreie von „Hass auf Andersartiges“ (Marsal, 2004, S. 85). Xenophobie tritt dementsprechend häufig in individuellen, sozialen oder historischen Unsicherheitsphasen auf. Das Erziehungsziel sollte der Aufbau einer sicheren Identität sein, die Kraft aus der Geschichte schöpft und diese mit der Zukunft verbindet. Als Erziehungsmaxime sollte gelten, dass das Lebensprinzip des Vertrauens nicht verletzt werden darf (vgl. 4.2 u. 4.3).

Bindungssysteme sind nicht - wie etwa eine Prägung – irreversibel festgelegt, sondern auf Veränderung und Erweiterung angelegt. Die soziale Identitätsentwicklung verläuft vom Nahbereich hin zu umfassenderen sozialen Einheiten (Schmidt-Denter & Spangler, 2005). Sie geht also in Richtung zunehmender Komplexität, so wie konzentrische Kreise immer größere Bereiche umfassen. Dabei bleiben jedoch die Bindung und die Verantwortung des Menschen für sein soziales Umfeld umso stärker je näher ihm die sozialen Bezugspersonen stehen.

Logischerweise müsste die höchste Stufe der Entwicklung die Verbundenheit mit der ganzen Menschheit einschließen. Damit wäre die reife Form der Entwicklung der sozialen Identität erreicht, was auch höchst wünschenswert wäre. Die empirischen Daten von Schmidt-Denter (2011) zeigen jedoch, dass dieses Niveau eines Weltbürgertums auf nur sehr wenige Menschen zutrifft. Vielmehr geht die in Befragungen angegebene Zustimmung zur „Identifikation mit der ganzen Menschheit“ mehrheitlich mit einer Abwertung der näher gelegenen sozialen Systeme einher, was man mit der Formel „Fernsten- statt Nächstenliebe“ beschreiben kann. Es kommt somit ein kompensierender Mechanismus zum Ausdruck, eine Bevorzugung abstrakter Prinzipien gegenüber konkreten Verpflichtungen in den Lebensformen, in die das Individuum eingebettet ist. Die „ganze Menschheit“ kann somit als abstrakter Zufluchtsort für verunsicherte Identitäten dienen, die Probleme mit der Eigengruppe haben (vgl. 4.3 u. 5).

4. Was hält Gesellschaften zusammen?

4.1 Verwandtschaft und Pseudo-Verwandtschaft

Zunächst muss man der Menschheit ein Kompliment machen. Sie hat es im Laufe der Phylogenese geschafft, in Gruppen zusammen zu leben, deren Mitglieder füreinander anonym sind (Moffett, 2019). Unsere tierischen Verwandten – wie z.B. an Schimpansen untersucht - akzeptieren dagegen nur ein Kriterium: die individuelle Bekanntschaft der Gruppenmitglieder, die in der Regel gemeinsame Gene teilen. Die Gruppen können daher eine bestimmte Größe nicht überschrei-

ten, die abhängig von der Speicherkapazität des Gedächtnisses ist.

Homo sapiens hat dagegen den Entwicklungssprung geschafft, in Großgruppen zusammen zu leben mit Individuen, die einander unbekannt sind und die sich dennoch als Gruppenmitglieder akzeptieren. Ohne diesen Entwicklungsgewinn wären heutige durch Anonymität gekennzeichnete Gesellschaften undenkbar. „Die Fähigkeit, sich inmitten unbekannter Mitglieder der eigenen Gesellschaft wohl und sicher zu fühlen, verschaffte den Menschen von Anfang an einen Vorteil und machte Nationen überhaupt erst möglich“ (Moffett, 2019, S. 20). Daraus ergibt sich die Frage: Woran erkennen sich die Gruppenmitglieder, und wie ziehen sie gleichzeitig die Trennungslinie zwischen dem „Wir“ und den „Anderen“? Welches sind die Kriterien für die Zugehörigkeit einerseits und für die Exklusion andererseits?

Die Marker, die Zugehörigkeit signalisieren, sind vielschichtig und lassen sich verschiedenen evolutionären Entwicklungsstufen zuordnen. Die ältesten Marker sind olfaktorisch, sie spielen sowohl bei Ameisen als auch bei Säugetieren eine Rolle und signalisieren genetische Verwandtschaft. Auf den höheren Entwicklungsstufen gibt es Marker, die sich von der direkten Verwandtschaft abgelöst haben. Sie betreffen physische Ähnlichkeit und Sprache ebenso wie alltägliche Verhaltensgewohnheiten und soziale Normen. Das Ziel dieser Marker ist es, Verwandtschaft zu simulieren: „Wir behandeln Menschen wie Verwandte, wenn sie uns das *Gefühl* vermitteln, Verwandte zu sein“ (Sapolsky, 2019, S. 479). Man spricht in diesem Fall von Pseudo-Verwandtschaft.

Hinsichtlich aller Merkmale akzeptieren Gesellschaften in unterschiedlichem Maße eine gewisse Variabilität. Ist jedoch ein kritischer Wert erreicht, nehmen innergesellschaftlicher Stress und Verunsicherung zu, das Wir-Gefühl verblasst und die Gefahr der Spaltung nimmt zu. Zur Bestimmung des „kritischen Wertes“ gibt es keine Formel; diese könnte auch nicht jeden einzelnen Marker für sich betreffen, da sie sich bis zu einem gewissen Grad gegenseitig kompensieren können. Es kommt auf die relative Gewichtung von Risiko- und Schutzfaktoren an sowie auf die Vulnerabilität von Individuen bzw. Gruppen: Wieviel Fremdheit ist möglich – wieviel Vertrautheit ist nötig? Das entscheidende Kriterium ist daher ein ganzheitliches: ob es gelingt, eine gemeinsame kollektive Identität zu entwickeln. Dies ist der Kitt, der Anonymität überwindet und etwas zunächst Bedrohliches durch Vertrauen überformt.

In diesem Sinne ist die Konstruktion der Nation eine sehr erfolgreiche. Es gelang ihr, den Tribalismus zu überwinden und sich gleichzeitig als eine Art Großfamilie zu inszenieren, obwohl die Mitglieder gar nicht miteinander verwandt sind. So konnten archaische Bedürfnisse des Menschen mit aufgeklärter Modernität verbunden werden, was dem Gemeinwesen eine hohe Stabilität verleiht.

Nationen sind nicht das Ende der Geschichte, aber sie können nur durch etwas

ersetzt oder - besser gesagt organisch weiterentwickelt - werden, das ihre Funktionen erfüllt und sich ebenso an einem ganzheitlichen Menschenbild orientiert. Zudem sind Nationen trotz aller Globalisierungs- und Europäisierungsprozesse nach wie vor die entscheidenden Akteure, um (auch globale) Probleme zu lösen und Bindungskräfte zu aktivieren. Es führt somit (speziell für die verunsicherten Deutschen) kein Weg an einer Klärung der eigenen nationalen Identität und deren Anpassung an die Herausforderungen der Gegenwart vorbei.

4.2 Nationale Identität und Patriotismus

Die nationale Identität einer Person kann als Teil der sozialen Identität aufgefasst werden, die aus der Zugehörigkeit zu einer speziellen Gruppe, der Nation, resultiert. Sie ist ein relativ neutraler Sammelbegriff für alle auf die Nation bezogenen Einstellungen und Affekte. Der Patriotismus begründet sich auf einer bejahenden Einstellung zur Nation, die eine subjektive Identifikation voraussetzt. Er kann psychologisch als Erweiterung des Bindungskonzepts angesehen werden. Nach Feshbach (1991) liegen der Bindung an frühe Bezugspersonen und der späteren Bindung an größere Kollektive dieselben Mechanismen zugrunde. Winnicott (1965) sieht einen funktionalen Zusammenhang darin, dass die Nation ähnlich wie die Eltern Gefühle der Sicherheit, Vertrautheit und Anerkennung vermittelt.

Die psychologisch-empirische Forschung hat sich schwerpunktmäßig mit der faktoriellen Gliederung des Konzepts und der Abgrenzung zum Nationalismus befasst. So unterschieden Adorno et al. (1950) zwischen einem genuinen Patriotismus (Liebe gegenüber dem Land und Bindung an nationale Werte) und dem Pseudo-Patriotismus (unkritische Konformität). In ähnlicher Weise differenzierte Staub (1997) zwischen konstruktivem und blindem Patriotismus. Der konstruktive Patriotismus beinhaltet eine Bindung an die Nation, die durch kritische Loyalität gekennzeichnet ist. Der blinde Patriotismus ist dagegen charakterisiert durch eine rigide Haltung, mangelnde Fähigkeit zur Selbstkritik und Intoleranz. Die Unterschiede betreffen vor allem die kritische Selbstreflexion. Dementsprechend korreliert der blinde Patriotismus auch stärker mit Nationalismus-Skalen. Das Wesentliche am Nationalismus besteht in dem Gefühl der Überlegenheit und Höherwertigkeit der eigenen Nation, verbunden mit der Abwertung von Fremdgruppen.

Auf eine Diskreditierung des klassischen Patriotismus-Begriffs läuft das Konzept des „Verfassungspatriotismus“ im Sinne von Habermas (1998) hinaus. Nationale Identität sollte möglichst auf alle vorpolitischen Bezüge verzichten und sich nur noch auf dem Stolz auf die Verfassung und das Sozialsystem gründen. Das „postnationale Bewusstsein“ geht noch einen Schritt weiter, indem es

der Nationzugehörigkeit keine wichtige Rolle mehr zumisst, sondern stattdessen eine Identifikation mit supranationalen Konstellationen und universellen Menschenrechten fordert (Westle, 1995, S. 213f.).

Zwar stellt sich aufgrund empirischer Befunde das Problem der Fremdgruppen-Diskriminierung, jedoch erkannte bereits Allport (1954) in seinem Standardwerk über Vorurteile, dass die Bindung an die Ingroup nicht notwendigerweise Feindseligkeiten gegenüber den Outgroups mit sich bringe, sondern mit einer ganzen Reihe von Einstellungen kompatibel sei. Das Spektrum reiche von Sympathie und Bewunderung über Indifferenz und Ablehnung bis zu Hass. Auch die moderne Evolutionsforschung unterstützt nicht die Idee der negativen Reziprozität, da für das Überleben von Individuen und Gruppen die Kooperation wichtiger sei als Feindseligkeiten (Brewer, 1999) (vgl. 3.1).

So ermittelte Schmidt-Denter (2011) mehrere Konstellationen der sozialen Identität. Eine Gruppe kombinierte hohen Nationalstolz und starke Bindung an Deutschland mit einer positiven Haltung gegenüber Fremdgruppen und hoher Toleranz. Dieses Einstellungsmuster wurde als „Patriotischer Typ“ bezeichnet. Besonders aufschlussreich aber war ein weiterer „Internationalistischer Typ“, der das Spiegelbild zum „Nationalistischen Typ“ darstellte: Hier waren negative Haltungen und Gefühle gegenüber der eigenen Nation kombiniert mit Fremdgruppenbevorzugung. In diesem Typ kommt eine deutsche Sonderrolle bei der Bildung von sozialer Identität zum Ausdruck: die Verschiebung des Bindungsbedürfnisses von der Eigen- auf eine Fremdgruppe sowie der Abwertung von der Fremd- auf die Eigengruppe, wie Süllwold (1988) auch experimentell bestätigen konnte.

4.3 Deutsche Identitätsprobleme als Risikofaktor

Zur deutschen Sonderrolle hinsichtlich der nationalen Identität liegen reichlich empirische Belege vor, die in ihren Aussagen eindeutig sind. In internationalen Vergleichsstudien rangieren die Deutschen hinsichtlich des Nationalstolzes stets auf dem letzten Platz (Smith & Jarkko, 1998). Eine Spitzenstellung haben die USA, gefolgt von den anderen angelsächsisch geprägten Ländern. Kontinentaleuropäische Staaten nehmen mittlere Positionen ein. Patriotismus kann somit durchaus als Kennzeichen von alten Demokratien sowie von Einwanderungsgesellschaften gelten. Auch hinsichtlich des historischen Verlaufs zeigen sich kulturspezifische Unterschiede. Während man beispielsweise in den USA seit dem 2. Weltkrieg einen wellenförmigen Dominanzwechsel zwischen blindem Patriotismus mit Grenzüberschreitungen zum Nationalismus und konstruktivem Patriotismus mit selbstkritisch-reflexiven Phasen beobachtete, liegen die deutschen Werte durchgängig auf einem sehr niedrigen Niveau mit nur

minimalen Schwankungen. Daran änderte auch die Wiedervereinigung nichts, obwohl dies von vielen Autoren erwartet bzw. befürchtet wurde (vgl. Westle, 1999).

Dass Patriotismus positive Konsequenzen für das Gemeinwesen haben kann, ist offensichtlich schon seit längerem bekannt. Gottfried Wilhelm Leibniz (1646 – 1716) wird die Aussage zugeschrieben: „Patrioten sind amtlich Unzuständige, die sich um das Gemeinwohl kümmern“. Die Funktion der Stärkung der innergesellschaftlichen Solidarität wurde auch in neueren empirischen Studien bestätigt, ebenso wie aus psychologischer Sicht die stabilisierende Wirkung für die Individuen. Nach den Ergebnissen der Internationalen Wertestudie korrelierte Nationalstolz positiv mit persönlicher Zufriedenheit, einem glücklichen Familienleben, Freude an der Arbeit, Vitalität und Vertrauen in staatliche Institutionen (Noelle-Neumann, 1987, S. 34).

Viele Intellektuelle begrüßten dagegen die deutsche Sonderrolle, die sie als Lehre aus der Geschichte verstanden und in der sie eine Vorbereitung auf Europäisierung und Globalisierung erblickten sowie eine geeignete kollektive Identität für die multikulturelle Gesellschaft. Habermas (1998) sah die Deutschen in einer Vorreiterrolle bei der Überwindung des Nationalstaates und beim epochalen Wandel zu einer „postnationalen Konstellation“. Die einzig legitime Basis der deutschen Identität sollten universalistische staatsbürgerliche Prinzipien sowie stetige selbstkritische Reflexion sein, da ein unbefangener Rückgriff auf Traditionsbestände durch den Kulturbruch während der Nazi-Zeit nicht mehr möglich sei.

Demgegenüber war Sternberger (1990), der den Begriff „Verfassungspatriotismus“ als erster geprägt hatte, bewusst, dass es sich um ein hochabstraktes, rein rationalistisches Konzept handelt, das in der Lebenswirklichkeit für sich genommen keinen Bestand haben könne. Daher müsse das Konzept durch emotionale Elemente und „natürliche Heimatlichkeit“ (S. 23) ergänzt werden. Faktoren wie „geschichtliche Überlieferung“, „ausgebildete Sprachkultur“, „dichtere ethnische Zusammengehörigkeit“ (S. 30) könnten und sollten den Zusammenhalt in der Gesellschaft zusätzlich fördern. Der Patriotismus stehe in einer guten geistigen Tradition und sei auch durch die Nazi-Diktatur nicht diskreditiert worden. Es sei im „Dritten Reich“ weder patriotisch gehandelt worden noch habe man den Begriff im offiziellen Vokabular benutzt. Patriotische Symbole, die in einer demokratischen Tradition standen, wie die Flagge „Schwarz-Rot-Gold“, wurden von den Nazis verachtet. Es gebe keinen Widerspruch zwischen Patriotismus, Weltoffenheit und Toleranz, wie auch bereits Dahrendorf ausgeführt habe: „Patriotismus ist Voraussetzung des Weltbürgertums, ...jedenfalls gilt, dass Menschen irgendwo hingehören müssen, bevor sie sich für weitere Horizonte öffnen können“ (Sternberger, 1990, S.19).

Empirische Forschungsergebnisse geben dieser Position Recht. Stolz auf die Verfassung (in Deutschland das Grundgesetz) und auf das Sozialsystem sind zwar unbedingt notwendige, aber keine hinreichenden Bestandteile des konstruktiven Patriotismus (Schmidt-Denter, 2011). Für sich genommen und verabsolutiert liegt dem Verfassungspatriotismus ein extrem reduktionistisches Menschenbild zugrunde, das die aus der menschlichen Entwicklungsgeschichte resultierenden Bedürfnisse ignoriert. Er orientiert sich ausschließlich an politischen Vorgaben und ist insofern inhuman. Intellektualität kann nicht in der Luft hängen, sondern steht in Wechselwirkung mit einem evolutionär und phylogenetisch geprägten Unterbau.

Die Kenntnis der evolutionär, phylogenetisch und historisch gewachsenen Determinanten der sozialen Identitätsbildung darf bei den Verfechtern des Verfassungspatriotismus sicherlich vorausgesetzt werden, jedoch geht man davon aus, diese durch Umerziehung eliminieren oder zumindest neutralisieren zu können. Die Identitätserziehung wird seit dem 2. Weltkrieg von einer intellektuellen, sozialwissenschaftlichen und medialen Elite als Daueraufgabe begriffen. Ihr Wächteramt und ihren Anspruch auf eine privilegierte Meinung leitet sie aus ihrem „richtigen Bewusstsein“ ab (Albrecht, 1999). Als ihre schärfste Waffe erwieis sich die Vermittlung von Schuldgefühlen. Obwohl in der pädagogischen Literatur immer wieder bestritten wird, dass dies als Erziehungsziel angestrebt wird, ist dann doch die pädagogische Praxis durch Erziehungsmethoden gekennzeichnet, die diesen Effekt hervorrufen (Schmidt-Denter & Stubig, 2011; Stubig, 2015).

Die Folgen dieses gesellschaftlichen Experiments wurden schon früh von den Autoren der „Frankfurter Schule“ kontrovers diskutiert und zumindest von Horkheimer mit Sorge betrachtet. Er fürchtete, dass das dauernde Insistieren auf einer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus neue Verletzungen der kollektiven Identität der Deutschen mit sich bringen würde (Albrecht, 1999, S. 401). Um dies zu verhindern, müsse der politische Unterricht die Nazi-Diktatur in den historischen Vergleich mit anderen Verbrechen an der Menschheit stellen. „Meine persönliche Meinung geht dahin, dass im Unterricht vom Nazi-Reich so gesprochen werden sollte, dass dem Selbstbewusstsein der Schüler kein Harm geschieht [...] Ich halte es für falsch, Schuldgefühle bei Menschen zu wecken, die keine Schuld tragen. Das zeitigt, wie wir wahrlich sehen, Ressentiments“ (Horkheimer, 1963, zit. n. Albrecht, 1999, S. 401). Das zentrale Mittel, mit dem Horkheimer die Schulldiskussion überwinden wollte, war also der historische Vergleich mit anderen Epochen, in denen der Totalitarismus eine schlimme Rolle spielte. Ziel des Unterrichts müsse sein, in jeder Situation die Taktiken der Demagogen analysieren und entlarven zu können. „Vergangenheitsbewältigung“ sollte eher als Demagogieunterricht gestaltet werden.

Adornos (1971) Vorstellungen unterschieden sich davon deutlich. Er sah in der Umerziehung des Individuums einen Garanten dafür, dass „Auschwitz nie wieder sei.“ Als wichtiges Erziehungsmittel betonte er die Förderung von Empathie. „Barbarei – wie Auschwitz – ist das Ergebnis eines Fehlens von Wärme, ist Kälte ... Barbarei ist das Unvermögen zur Empathie“ (Abram, 1998, S. 2). Für Adorno bedeutete die „Vergangenheitsbewältigung“ eine Pädagogisierung, die eine permanente tief reichende Beschäftigung mit dem „Nationalsozialismus im Subjekt“ anstrebte. Dem Individuum sollten die verdrängten Anteile nationalsozialistischer Ideologie und seine Vorurteile bewusst gemacht werden. Statt auf eine universalisierte rationale Betrachtung und Analyse von Menschheitsverbrechen, wie Horkheimer es vorsah, setzte Adorno auf moralpsychologische Internalisierung und Singularisierung des Holocaust. Das Induzieren von „Betroffenheit“ wurde zur tragenden Säule des pädagogischen Programms.

Dem Ansatz Adornos war ein so großer Erfolg beschieden, dass er auch heute noch als Autor geehrt wird, während Horkheimer fast in Vergessenheit geraten ist, obwohl er der Institutsleiter war. Adornos Publikationen beeinflussten die Pädagogik, die politische Erziehung, die Medien und politischen Entscheidungsprozesse. Heute ist kaum noch jemandem bewusst, dass Adornos Ansatz zunächst nur eine von mehreren konkurrierenden Erklärungsformen und Bewältigungsstrategien zum Nationalsozialismus gewesen war. In den 1990er Jahren wurde die „Vergangenheitsbewältigung“ in „Erinnerungskultur“ umbenannt. Die Bezugnahme auf das Subjekt, dem eine beständige Gefahr zur „Verdrängung“ - bzw. nun im neuen Sprachgebrauch zum „Vergessen“ - unterstellt wird, erscheint dadurch sogar noch stärker betont. Spätestens mit der Gründung der „Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance and Research (ITF)“ 1998 in Stockholm wurde das pädagogische Modell de facto zur Staatsräson der BRD erklärt (Schmidt-Denter & Stubig, 2011).

Entwicklungen in jüngere Zeit lassen Horkheimers konzeptuelle Überlegungen aber wieder als aktuell erscheinen. Zum einem kommen Impulse aus der Identitätspolitik, die Horkheimers komparativ-universalistischem Ansatz entsprechen. Viele Gruppen werden sich nicht nur ihrer Benachteiligung in der Gegenwart bewusst, sondern auch ihrer Leidensgeschichte, für die sie ebenfalls öffentliche Anerkennung einfordern. Ihre Migration wurde häufig erzwungen durch Gewalterfahrung, Verfolgung, Diskriminierung und Genozide. Die Exklusivität eines Opferstatus in Verbindung mit dem Holocaust oder die Opferhierarchisierung, die ihnen untere Rangplätze zuweist, werden in Frage gestellt.

Dies geschieht durch international angesehene Genozid-Forscher wie A. Dirk Moses (2021a), der das deutsche Bestreben, den Holocaust als singuläres, nicht vergleichbares, nicht kontextualisierbares und somit von anderen Genoziden getrennt zu betrachtendes Verbrechen mit Begriffen wie „Katechismus der Deut-

schen“ oder „Zivilreligion“ belegte (Moses, 2021b). Die Kritik auf diese Thesen war erwartungsgemäß heftig, da befürchtet wurde, dass Antisemitismus salonfähig gemacht werden könne. Moses (2021c) warf daraufhin seinen Kritikern, die er „Erinnerungspriester“ nannte, „Illiberalismus“ vor. „In den letzten 15 Jahren glitten Vertreter:innen jener besonderen Form von Erinnerungskultur – aus einer Haltung, die der Philosoph Jürgen Habermas einst als Verfassungspatriotismus bezeichnet hat – in eine Kultur des Narzissmus ab: in einen starren selbstgefälligen Nationalismus, der Menschen in unerbittliche Kategorien von Gut und Böse einteilt [...]“ Es sei ein „Erlösungs-Philosemitismus“ als Antwort auf den „Erlösungs-Antisemitismus“ der Nazis entstanden (Moses, 2021c).

Besondere Aufmerksamkeit erlangte der Fall des in Südafrika lebenden kamerunischen Wissenschaftlers Achille Mbembe, dessen Werk sich mit dem Kolonialismus und seinem Erbe befasst. Er erhielt dafür zahlreiche Auszeichnungen und Gastprofessuren an deutschen Universitäten. Dann jedoch erntete er heftige Kritik für Passagen in seinem Buch „Politik der Feindschaft“ (2017, S. 90), die als unvereinbar mit dem in Deutschland geltenden Tabu der „Unvergleichlichkeit des Holocaust“ angesehen wurden. Die Vergleiche (aber nicht Gleichsetzungen!) betrafen z.B. die Apartheid in Südafrika mit der Besetzung der Palästinensergebiete durch Israel.

Mbembe erhielt jedoch auch international Unterstützung für seinen Ansatz, Verbindungen zwischen verschiedenen Gewalterfahrungen herzustellen und gemeinsame Mechanismen offenzulegen. So widersprach der amerikanische Holocaust-Forscher Michael Rothberg (2021) der in Deutschland gängigen Befürchtung, dass solche Vergleiche letztlich auf eine Relativierung oder gar Leugnung des Holocaust hinauslaufen würden. Mit seinem Modell der multidirektionalen Erinnerung wendet er sich von der Vorstellung ab, bei kollektiven Erinnerungen gebe es einen Verdrängungswettbewerb um öffentliche Aufmerksamkeit und Empathie, sondern geht davon aus, dass es vielmehr zu einem Dialog und zu wechselseitiger Anerkennung kommen könne. Dabei werde man Unterschiede (wie z.B. die Mittel der Gewalt), aber auch Parallelen und Gemeinsamkeiten von Unterdrückungssystemen (wie z.B. der Konstruktion von Feindbildern) erkennen.

Zum zweiten wurden im Rahmen der psychologischen Identitätsforschung Befunde vorgelegt, die Horkheimers Befürchtung vor einer Beeinträchtigung nachfolgender Generationen empirisch untermauern (Schmidt-Denter, 2018). Es konnten psychische Verletzungen und Störungen in der Identitätsentwicklung von Schülerinnen und Schülern nachgewiesen werden. Die negativen Auswirkungen der „Holocaust Education“ lassen sich auf bestimmte Erziehungsziele und Erziehungsmittel der Pädagogik Adornos zurückführen. Im Zentrum stehen die Forderungen nach sichtbaren Zeichen der Betroffenheit, nach dem In-

duzieren starker Affekte sowie der empathischen Identifikation mit den Opfern. Der Druck, den viele Lehrkräfte ausüben, um diese Ziele zu erreichen, ist offenbar sehr groß, denn viele Edukanden erleben „Meinungszwang“, „Betroffenheitszwang“ (TNS infratest, 2010) sowie „Furcht“, „Spannung“, „Schuld- und Schamgefühle“ (Brockhaus, 2008; Kühner et al., 2008). Wenn Adorno den Antisemitismus als eine Krankheit betrachtet, deren Therapie mit den Mitteln der Pädagogik erfolgen soll, dann lassen sich diese negativen Symptome als Kollateralschäden oder unerwünschte Nebenwirkungen verstehen, die man vielleicht nicht gänzlich vermeiden kann, die aber in einem ethisch vertretbaren Verhältnis zu den intendierten Effekten, also den postulierten Erziehungszielen, stehen sollten. Ein solcher Nachweis ist bis jetzt nicht gelungen, dagegen konnten sehr gut bedenkliche psychische Auswirkungen dokumentiert werden. So fand Stubig (2015) mit einem Prä-Post-Design zur Unterrichtseinheit „Nationalsozialismus und Holocaust“ weder eine Verringerung des Antisemitismus noch der Fremdenfeindlichkeit, dafür aber eine Beeinträchtigung von Nationalstolz und Nationalgefühl. Die emotionalen Belastungen waren hoch. Die Schülerinnen und Schüler empfanden in starkem Maße Traurigkeit, Schwermut, Schrecken und Angst.

Ein Problem besteht darin, dass die induzierten Affektstürme vielleicht in einer therapeutischen Situation, nicht jedoch mit den Möglichkeiten einer pädagogischen Situation aufgefangen und bewältigt werden können, wie Bilewicz et al. (2017) bei jugendlichen (polnischen!) Besuchern des Konzentrationslagers Auschwitz zeigen konnten. Zur Logik der Affekte (Ciompi, 1997) gehört, dass sie das Erleben ganzheitlich einfärben und polarisierend wirken im Gegensatz zur rationalen Analyse, die differenzierend-analytisch erfolgen kann. Dies bedeutet, dass die nationale Identität deutscher Jugendlicher als Ganze negativ konnotiert wird und dass darüber hinaus die starke Opfer-Identifikation den Mechanismus der negativen Reziprozität unvermeidlich macht. Einfühlung in die Opfer ist mit Hass auf die Täter verbunden, die in diesem Fall generalisiert für das Deutschsein an sich stehen. Empathie für die Opfer und die Verweigerung von Empathie für die Deutschen bilden bei dieser Konstruktion zwei Seiten einer Medaille, wie Bode (2004) in Bezug auf die deutschen Vertriebenen oder die Kriegskinder zeigen konnte. Entsprechend berichteten die befragten deutschen Jugendlichen in der Studie von Schmidt-Denter (2011, 2018), dass ihre mangelnde Identifikation mit Deutschland nicht rational begründbar sei, sondern auf einer emotionalen Blockade beruhe.

Die befragten Jugendlichen aus Zuwandererfamilien erleben die deutsche Identitätsproblematik noch viel dramatischer, weil sie sich eher in einer bewussten Entscheidungssituation befanden und die Option hatten, sich lieber mit ihrem Herkunftsland zu identifizieren. Trotz schlimmer Erlebnisse und schlechter

Lebensbedingungen ist für viele Migranten die Wertschätzung ihrer Herkunftskultur selbstverständlich. Der Umgang der Deutschen mit sich selbst und ihrer Geschichte wird daher von vielen als unverständlich und „abschreckend“ erlebt (Ulrich et al., 2010).

Diese Problematik betrifft nicht nur die Jugendlichen, die durch den Geschichtsunterricht und die Holocaust-Education geprägt werden, sondern auch die Erwachsenen mit Migrationshintergrund, da die nationale De-Identifikation in vielen Bereichen als öffentlicher Stil gepflegt wird. Bereits das Adjektiv „deutsch“ ruft häufig allergische Reaktionen hervor, so wenn aus dem „Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband“ der „Paritätische Wohlfahrtsverband“ wird oder nur noch von „Der Bahn“ oder „Der Mannschaft“ gesprochen werden soll. Der Konzert-Titel „ein deutscher Liederabend“ traf mit der Begründung auf Ablehnung, dass „deutsch“ zu „tümelnd“ sei und zu „Missverständnissen“ führen könne (t-online, 2021). Politiker ziehen es seit einigen Jahren vor, statt von „Deutschland“ nur noch von „dem Land“ zu sprechen. Da war es nur konsequent, als über 300 Mitglieder von „Bündnis 90/Die Grünen“ vor der Bundestagswahl 2021 forderten, den Begriff „Deutschland“ aus dem Parteiprogramm ganz zu streichen.

Während die Identitätspolitik erfolgreich subkulturelle Sichtbarkeit anstrebt, sind gesamtgesellschaftliche Symbole wie die Staatsflagge oder die Nationalhymne aus dem Alltag nahezu verschwunden. Nur bei traurigen Anlässen (vor allem im Rahmen der Erinnerungskultur; vgl. Leo, 2021) bemühen sich Politiker, innere Anteilnahme zu zeigen, bei positiven identitätsstiftenden Ereignissen geben sie sich dagegen sehr verhalten, um dem „Emotionstabu“ zu entsprechen (vgl. 5). Die Emotionslosigkeit und Distanziertheit gegenüber der eigenen Nation lässt man auch Zuwanderer u.a. bei den Einbürgerungsfeierlichkeiten deutlich spüren, die dann oft mit einer inneren Leere zurückbleiben und sich nicht wirklich angenommen fühlen, wie z.B. Topçu (2007) oder Maehler (2012) dokumentieren konnten.

Das Wesen der Bindung wird verkannt, wenn man die Bedeutung der Emotionen unberücksichtigt lässt; diese können Gesellschaften zusammenhalten oder aber spalten. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür liefern die Untersuchungsergebnisse zum „Sommermärchen“, also zur Atmosphäre während der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland (Boyes, 2007; Schmidt-Denter, 2011, S. 291 ff). Ganz im Gegensatz zu den Befürchtungen, die im Vorfeld geäußert wurden (z.B. vom ehemaligen Regierungssprecher Heye), führte das Ereignis Menschen mit und ohne Migrationshintergrund zusammen und verschaffte den Deutschen einen ungeahnten weltweiten positiven Image-Schub. Die von Schmidt-Denter et al. (2008) befragten Jugendlichen schilderten ihre Gefühle während dieser Zeit wie folgt:

16 Jahre, weiblich, deutsch:

„Ja, fand ich super! Also ich glaub, das war die beste Zeit, die ich je in Deutschland erlebt habe. Als so viele Nationen aufeinander trafen, waren ja auch so viele andere Menschen aus anderen Ländern hier. Das war schon schön.“

17 Jahre, weiblich, deutsch:

„Also die war richtig großartig, sowas habe ich noch nie erlebt, also überall, also das war das erste Mal wirklich, dass ich gemerkt hab´, dass die Deutschen stolz auf sich sind, dass sie stolz auf sich sind, Deutsche zu sein, ...“

18 Jahre, männlich, türkisch:

„Na klar, aber heftig, jeden Tag! Mit der deutschen Fahne die ganze Zeit und so ... „ (durch die Stadt rumgefahren). Ganz ehrlich, die Deutschen haben das von den Türken. Da macht das mehr Spaß als bei den Deutschen, weil die kennen sich damit gar nicht aus.“

17 Jahre, männlich, türkisch:

„Da waren ja auch manche überrascht, dass die Ausländer auch alle so voll für die Deutschen waren. Ja, bei mir war das auch, dass ich mein deutsches Trikot angezogen hab´ und mit den Deutschen mitgefeiert hab´.“

16 Jahre, weiblich, polnisch:

„Außergewöhnlich gut. Das war wirklich was, was ich noch nie erlebt habe, eigentlich. Dass die Leute so gut gelaunt sind und fröhlich und höflich, dass das eigentlich nicht so im Alltag ist.“

Die Zitate bedeuten nun natürlich nicht, dass es ständig eine Feststimmung geben kann und auch nicht, dass Sportereignisse, insbesondere Fußball-Turniere, nicht auch ganz andere Emotionen auslösen können. Die Wirkungsanalyse des „Sommermärchens“ verdeutlicht aber den Effekt bindungsstiftender Emotionen und gibt auch einen Hinweis darauf, was die Jugendlichen in Deutschland an Zusammengehörigkeitsgefühl vermissen.

5. Welche Identität für das 21. Jahrhundert?

Die in diesem Beitrag herangezogenen Quellen belegen, dass es viele gute Gründe gibt, die Lösung von Identitätsfragen als zentrale Herausforderung für Gegenwart und Zukunft zu verstehen. Individuelle und kollektive Verunsicherungen bergen ein erhebliches Konfliktpotential, dem auch mit Hilfe wissenschaftlicher Erkenntnisse begegnet werden sollte. Die psychologische Identitätsforschung und benachbarte empirische Disziplinen stellen hierfür durchaus ein Rüstzeug zur Verfügung, indem sie Kriterien für adaptive Identitätskonstruktionen ermitteln konnten (vgl. 1).

Die Identitätspolitik kann kaum als zielführender Beitrag zur Problemlösung angesehen werden. Ihr Markenzeichen ist ein Rückgriff auf geradezu archaische partikularistische Identitätskonstruktionen, deren Gefahrenpotential von der Identitätsforschung eindringlich herausgestellt wurde (vgl. 1.2). Hierzu gehören eine Eigengruppenauf- und Fremdgruppenabwertung, die sich zu einer Freund-Feind-Diskriminierung gesteigert hat, eine totale Ambiguitätsintoleranz sowie eine radikalisierte Täter-Opfer-Konstruktion, die eine geteilte Empathie moralisch zu rechtfertigen scheint (vgl. 1.2, 2.4, 3.2). Um den Opfer-Status als Basis für militante Selbstermächtigung wird daher mit allen Mitteln gekämpft. Es findet ein sich selbst verstärkender Kreislauf statt, indem eine zunehmende Hypersensibilität immer feiner Sexismus, Rassismus u.ä. aufspürt.

Diese und andere Bedrohungen, die nach jahrzehntelanger Aufklärungsarbeit, insbesondere über rechtsextremistische Strategien, längst als überwunden galten, kehren nun mit umgekehrten Vorzeichen als vermeintliche Tugenden emanzipatorischer Bewegungen wieder zurück. Es wurde offensichtlich, welches Potential an Illiberalität und Dogmatismus auch in liberalen Gesellschaften schlummert. Nicht nur Gegner, sondern auch entschiedene Unterstützer der Diversität äußern daher Bedenken: „Wie bei jeder sozialen Bewegung, die einen starken moralischen Anspruch erhebt, sehen wir allerdings auch heute zuweilen den Umschlag ins Rigorose, Rigide und teilweise Autoritäre“ (Vogel, 2021, S. 3). Eigene mimosenhafte Empfindlichkeit und Larmoyanz werden in Kombination mit hartem Austeilen gegen andere praktiziert. Das Sich-verletzt-Fühlen als absolut geltendes Wahrheitskriterium bietet wenig Raum für gleichberechtigten Austausch von Sichtweisen und die Berücksichtigung der Interessen anderer. Vielleicht wäre es angemessener, die Bewegung als radikalen Lobbyismus im Kampf um Ressourcen zu verstehen, aber nicht in einem anspruchsvollen Sinne als „Politik“, denn von Politik kann man nach Strauß (2019) erst sprechen, wenn die Beziehung der Teile zu einem Ganzen mit beachtet wird: „Im Grunde bedeutet Identitätspolitik eine Schwächung wirklicher Politik, also des Strebens nach dem größtmöglichen Gemeinwohl“ (S. 7).

Bei einer Durchsicht der vorhandenen Literaturquellen zur Frage, wie denn nun Identitätskonstruktionen gestaltet sein sollten, die eine zunehmend fragmentierte Gesellschaft letztlich zusammenhalten, bleiben die „Experten“ die Antwort schuldig. Dies betrifft nicht nur den Bereich der Identitätspolitik, sondern auch die heillos zerstrittene Migrationsforschung. Lediglich hinsichtlich einer vagen Aussage besteht Einigkeit: Dies könne man nicht vorab definieren, sondern dies müsse das Ergebnis eines Aushandelns zwischen allen Beteiligten sein. Damit verweisen sie immerhin auf das grundlegendste aller Kriterien, die es ermöglichen, dass Menschen zueinander finden und sich Gesellschaften stabilisieren: die Kommunikation (vgl. 3.1).

Kaum jemand dürfte bestreiten, dass es bereits hinsichtlich dieser Minimalvoraussetzung gegenwärtig nicht zum Besten steht. Es lässt sich im Gegenteil konstatieren, dass die Debattenkultur in Deutschland (und anderen westlichen Ländern) auf einem Tiefpunkt angelangt ist, den es zu überwinden gilt. Häufig geht es weniger um die Lösung drängender Gegenwartsprobleme als vielmehr darum, das eigene Weltbild zu schützen und dem „Feind“ kein „Stichwort“ zu geben. Dies trifft auch dann zu, wenn man die sozialen Medien mit ihren oft unappetitlichen User-Kommentaren („shitstorm“) unberücksichtigt lässt, wie in vorliegender Analyse geschehen. Eine funktionierende Öffentlichkeit, so wie sie ein demokratisches Gemeinwesen ausmachen sollte, ist verloren gegangen (Stegemann, 2021). „Wir müssen endlich wieder lernen, wie man ein richtiges Gespräch führt (...) Ein Gespräch setzt voraus, dass der andere Recht haben könnte.“ (Hans-Georg-Gadamer, zit. n. *Forschung & Lehre*, 6, 28, 2021, S. 439).

Ein solches Gespräch erfordert eine gewisse Kommunikationsqualität und eine Symmetrie zwischen den Kommunikationspartnern. Gesellschaftliche Instanzen wie das Rechtssystem, Politik, Medien und Gruppen von Sozialwissenschaftlern sehen es als ihre Aufgabe an, diese Erfordernisse herzustellen, indem sie die Minderheitenrechte stärken und offensiv gegenüber der Mehrheitsgesellschaft durchsetzen. Sie lassen sich von der Vorstellung leiten, dass es eine Asymmetrie, ein Machtgefälle zu Ungunsten der Minderheiten gibt und es somit geboten sei, sie besonders zu schützen, ihre Identität zu stärken und „Waffengleichheit“ herzustellen. Hieraus leiten alle identitätspolitischen Bewegungen ihre Legitimation ab. Insbesondere jede Form von kritischer Selbstreflexion, wie sie für die Deutschen seit Gründung der Bundesrepublik als „erste Bürgerpflicht“ gilt (vgl. 4.3), wird ihnen komplett erlassen, um ihr Selbstwertgefühl nicht zu verletzen. Somit erscheint auch die unterschiedliche Belastung durch Schuldzuweisungen als eine identitätspolitische Maßnahme.

In diesem Kontext mag auch die äußerst unterschiedliche, sehr stark von der Gruppenzugehörigkeit der Täter/Opfer abhängige öffentliche Empathie und Gestaltung der Erinnerungskultur nach extremistischen Anschlägen zu erklären sein, wie von Broder (2021) und Kade (2021) am Beispiel der Attentate von Hanau (10.02.2020) und Würzburg (25.06.2021) problematisiert wird (vgl. 2.4, 3.2, 4.3). Die Gruppenzugehörigkeit entscheidet darüber, ob die Erinnerung an die Opfer langfristig wachgehalten wird, ihnen anklagend „ein Gesicht gegeben wird“, oder ob sie schon nach kurzer Zeit in Vergessenheit geraten und anonym bleiben.

Von diesem Geist ist der Abschlussbericht der „Fachkommission Integrationsfähigkeit“ (2020) der Bundesregierung durchdrungen. Als Prämisse wird ein unbedingtes Bekenntnis zur Diversität formuliert, dem alle Inhalte untergeordnet werden. Die Beschäftigung mit der „Integrationsfähigkeit“ als vorgegebene

ner Aufgabenstellung wird abgelehnt. Zuwanderung soll nicht nur „zugelassen“, sondern „angestrebt und aktiv gefördert“ werden (S. 14). Die Bringschuld für ein erfolgreiches Gestalten liege allein bei den Aufnahmeländern. Schulversagen hinge häufig mit stereotypen Erwartungen der Lehrkräfte zusammen (S. 101). Integrationsunfähigkeit oder –unwilligkeit seien nur Unterstellungen (S. 202). Der Begriff der „Aufnahmefähigkeit“, also die Anpassung von Migration an vorhandene Kapazitäten, solle abgeschafft werden und die Kommission lehnte es dementsprechend ab, sich mit irgendeiner Form der Steuerung zu beschäftigen. Die nötigen Ressourcen müssten eben bereitgestellt werden. Vorbehalte in der Bevölkerung beruhten auf irrationalen Ängsten, denen durch einen „faktenbasierten Diskurs“ und anderen „geeigneten Maßnahmen“ zu begegnen sei (S. 14).

Zwar werden punktuell auch Probleme angesprochen und somit Ausgewogenheit signalisiert, die einseitige Parteinahme bleibt aber aufgrund der Gewichtung und des vorgetragenen Engagements unübersehbar. Ausführlichst wird gegenüber der autochthonen Bevölkerung die schon oft publizierte gesamte Batterie der sozialwissenschaftlichen Kampfbegriffe aus dem Arsenal der „gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ als einschüchternde Drohkulisse aufgebaut: Rassismus, Antiziganismus, Antisemitismus, Rechtspopulismus, Rechtsextremismus, Rechtsterrorismus und Hasskriminalität (S. 60). Dagegen wird schwächer beleuchtet, dass zahlreiche Migranten anti-demokratische Einstellungen bereits in reichlichem Maße mitbringen, wie insbesondere Antisemitismus, dogmatischen Fundamentalismus (Schreiber, 2017), Homophobie (Pokorny & v. Wilamovitz-Moellendorf, 2021), Sexismus (Ali, 2021) sowie Verachtung der Kultur des Zuwanderungslandes (Mansour, 2021). Auch hinsichtlich der „Kriminalität im Kontext von Zuwanderung“, dem primären Gegenstand von Ängsten in der Bevölkerung, äußert sich die Kommission sehr einseitig. Die Daten müssten „sensibel und differenziert“ interpretiert werden. Es müssten „Mythen“ entkräftet werden (S. 71). Die „Mehrzahl“ sei gar nicht kriminell (was allerdings auch noch niemand behauptet hat) (S. 73).

Die gewollte Asymmetrie bei Prozessen der Wirklichkeitskonstruktion zugunsten von Migranten und anderen Minderheiten kennzeichnet den Diskurs in Politik, Medien und Sozialwissenschaften. Die gesellschaftlichen Bereiche weisen diesbezüglich eine hohe Interpenetration im Luhmann'schen Sinne auf (Luhmann, 1985), durch die sie sich wechselseitig Erwartungen erfüllen und bestätigen und so zu einer artifiziell homogenisierten Realitätsverzerrung beitragen. Als Motiv kommt neben politischen Strategien auch die Befriedigung psychologischer Bedürfnisse in Betracht. „Derzeit tun rechte Hetzer so, als ob alle Flüchtlinge eine homogene böartige Gruppe sind. [...] Auf der anderen Seite der Debatte reden Moralapostel aus dem linken Spektrum realitätsfern, und

schrecken vor jeder realistischen Kritik zurück. Die Muslime sind hier nur ihre Kuscheltiere, ein Objekt, um sich besser, moralischer zu fühlen“ (Mansour, 2021, S. 3). Während der „Flüchtlingskrise“ 2015 kam als psychologisches Motiv häufig der Wunsch zum Ausdruck, sich von historischer Schuld reinwaschen zu können und der Welt zu demonstrieren, dass man „aus der Geschichte gelernt“ habe (vgl. 4.3).

Hinsichtlich des medialen Bereichs kritisierte der Historiker und Publizist Michael Wolffsohn in seiner Festrede anlässlich der Verleihung des Wächterpreises 2021 in Düsseldorf die bewusste Parteinahme. Viele Redaktionen seien einseitig geprägt und bildeten nicht die Meinungsvielfalt in der Bevölkerung ab, die der Bevormundung überdrüssig sei. „Sieht deutscher Qualitätsjournalismus so aus? Dass nicht sein kann, was nicht sein darf, und was nicht sein darf, darf nicht berichtet werden?“ (RP Online, 2021). Wolffsohn spricht hier ein für die Demokratie bedrohliches Problem an: den Verlust von Vertrauen als der wichtigsten Währung von Bindung und Zusammenhalt (vgl. 3.3). Nach jüngsten Umfragen des Instituts für Demoskopie Allensbach hat annähernd die Hälfte der Befragten kein Vertrauen mehr in die Medien und zweifelt an der Meinungsfreiheit. Dies ist der höchste Wert seit dem Beginn der demoskopischen Messungen im Jahre 1953 (Petersen, 2021).

Die Studie des Meinungsforschungsunternehmens IPSOS (2021) bestätigt die Vertrauenskrise. Zwei Drittel der Befragten stimmten der Aussage zu, dass die größte Kluft der Gesellschaft zwischen „normalen Bürgern“ und der „politischen sowie wirtschaftlichen Elite“ bestehe. Die neueste Milieustudie des SINUS-Instituts (2021) belegt, dass die Gesellschaft auseinander driftet. Nach Daten der Zukunftsstudie des Rheingold-Instituts (2021) glauben 83% der Befragten, dass der „Zusammenhalt erodiert“, 91% erleben eine zunehmende Aggressivität und nur 26% vertrauen darauf, dass der Staat diese Probleme lösen kann.

Im wissenschaftlichen Bereich macht sich die engagierte Parteilichkeit u.a. dadurch bemerkbar, dass auf das Qualitätsmerkmal der Ergebnisoffenheit weitgehend verzichtet wird, von dem noblen wissenschaftlichen Bemühen, die eigenen Hypothesen möglichst falsifizieren zu wollen, wie es Popper (2005) idealtypisch vorschwebte, ganz zu schweigen (vgl. 2.3). Vielmehr werden die Studien methodisch so angelegt, dass die Ergebnisse die Erwartungen fast zwangsläufig bestätigen, und die Interpretation der Daten vermittelt ganz und gar nicht den Eindruck, dass eine Konfundierung mit der eigenen politischen Meinung vermieden werden soll, wie es das Objektivitätskriterium wissenschaftlichen Arbeitens eigentlich erfordert (vgl. z.B. Heitmeyer, 2003; Decker u.a., 2008; Foroutan, 2019). Vielmehr wird Komplexität in neu erfundenen Schlüsselbegriffen eindimensional zusammengefasst und als politisch anschlussfähige Bot-

schaft verbreitet. Heitmeyer (2012) nennt dies „gesellschaftliche Aktionsinteressen“, die „in die Gesellschaft einsickern“ sollen (S. 275). Die Mahnung Lenzens „Man darf Politik nicht gestatten, sich der genehmsten Variante wissenschaftlicher ‚Wahrheit‘ zu bedienen“ (Lenzen, 2021, S. 456) erscheint somit als überholt. Der Politik wird oft nur eine „Wahrheit“ als Entscheidungsgrundlage zugearbeitet, deren Entstehung sie direkt oder indirekt selbst finanziert hat und die wohl auch ihren Wünschen entspricht.

Die kommunikative Asymmetrie in nahezu der gesamten gesellschaftlichen Öffentlichkeit hat sich durchaus aus gutem Grund entwickelt. Koopmans und Orgad (2020) sehen die Ursachen für diese Fehlentwicklung als historisch bedingt an. So gehöre es zum demokratischen Selbstverständnis, in einem politischen System, in dem die Macht auf Mehrheitsentscheidungen aufbaue, die Interessen von Minderheiten zu schützen und die Macht der Mehrheit zu begrenzen. Hinzu kämen historische und gegenwärtige Erfahrungen über schreckliche Menschenrechtsverletzungen, gegen die ein Bollwerk zu errichten sei. Diese Überzeugung ist auch sichtbar in das internationale Recht und das deutsche Recht eingeflossen, verbunden mit der Auffassung, dass Mehrheiten keiner Stützung bedürfen.

Nach Koopmans und Orgad (2020) haben die rasanten sozialen Veränderungen der letzten Jahre diesen Ausgangspunkt obsolet gemacht und sie schlagen als Alternative einen „gruppendifferenzierten Ansatz“ vor. Das Konzept des Multikulturismus sei weit über das Ziel hinausgeschossen und pervertiert. Auch Mehrheiten seien verletzlich geworden. Auch sie benötigten rechtlichen Schutz und Empathie für ihre Probleme. Mehrheiten seien ähnlich wie Minderheiten einem erheblichen Anpassungsdruck an mehreren Fronten ausgesetzt, der sie verunsichert. Der Druck gehe neben der explosiven Zuwanderung, die historisch gewachsene kulturelle Konstanten in Frage stellt, auch von globalen politischen und wirtschaftlichen Machtverschiebungen, dem Kampf gegen den Klimawandel und der rasanten Digitalisierung des öffentlichen Lebens aus.

Zudem entspreche die Vorstellung von einer übermächtigen Mehrheit und einer ohnmächtigen Minderheit schon längst nicht mehr der Wirklichkeit. Lokal und generationsspezifisch gesehen sind vermeintliche Mehrheiten bereits zu Minderheiten geworden, ein Trend, den die demographische Entwicklung verstärken wird. Es entspringt somit weder einem „Mythos“ noch rassistischen Einstellungen, wenn sich die autochthone Bevölkerung auch bedroht fühlt und nicht nur „bereichert“ (was ihr quasi als Pflicht auferlegt wird). Ihre Identitätskrise beruht auf einer realistischen Einschätzung, sie wird sich paradoxerweise ihrer kulturellen und nationalen Identität wieder stärker bewusst und strebt nach Sicherung durch Abgrenzung (vgl. 1.1). Koopmans und Orgad (2020) sehen den Austritt des Vereinigten Königreichs aus der Europäischen Union (Brexit) in

diesem Zusammenhang. Auch der Rechtspopulismus dürfte von diesen Ängsten profitiert haben, indem er als „Lösung“ eine eigene Asymmetrie mit umgekehrtem Vorzeichen anbot (vgl. 2.4).

Die Forderung nach einem symmetrischen Kommunikationsprozess zur Klärung einer Identität für das 21. Jahrhundert erscheint somit als überfällig. Der Begriff des ständigen „Aushandelns“, der in der Identitätspolitik präferiert wird, weckt aber wohl die falschen Erwartungen. Nach Ansicht der „Fachkommission Integrationsfähigkeit“ (2020) entsteht Integration durch einen „dauerhaften, ergebnisoffenen und konflikthaften Prozess“ (S. 204). Das tägliche Problematisieren und Debattieren von allem und jedem, die institutionalisierte Konfliktgesellschaft, ergibt jedoch ein äußerst labiles System, das die Menschen unter permanenten Stress stellt und dem Bedürfnis nach einem Kohärenzgefühl entgegensteht (vgl. 1.1). Hinzu kommt das unlösbare Problem einer angemessenen Repräsentation, d.h. welche ständig neu zu definierenden Gruppen bei dieser „Dauerkonferenz“ in welcher Form vertreten werden können (vgl. 2.4). Ein solcher Prozess führt auch nicht zu einer Egalisierung, sondern eher zu neuen Hierarchien, an deren Spitze nach kanadischen und britischen Erfahrungen die „fleißigen“ Zuwanderer aus dem ostasiatischen Kulturkreis stehen. Ähnliches gilt für Deutschland, wenn man z.B. die Abiturientenquote und das Einkommen als Maßstab nimmt.

Abreden zwischen Gruppen, z.B. über Quotenregelungen und Verteilung von Ressourcen (= „Teilhabe“), fördern nicht zwangsläufig Gemeinsamkeiten, sondern können sogar den Tribalismus verstärken und destabilisierend wirken, wie etwa das Schicksal des Libanon lehrt oder auch das niederländische Modell der gesellschaftlichen Säulen, dessen Scheitern in den 1990er Jahren das Ende der bis dahin als weltweites Markenzeichen dienenden niederländischen Toleranz gegenüber Zuwanderern einläutete und in einer krassen Kehrtwende in die heutige Assimilierungspolitik mündete (vgl. Schmidt-Denter, 2011, S. 81 ff). Man hatte zu wenig beachtet, dass erfolgreiche Verhandlungsprozesse über gesellschaftliche Probleme einen bestehenden Wertekonsens voraussetzen sowie das Bekenntnis zu einem gemeinsamen „Wir-Gefühl“. Überlebensfähig können Gesellschaften letztlich nur sein, wenn bei allen Beteiligten ein Bewusstsein dafür vorhanden ist, eine Gemeinschaft zu sein. Die entscheidenden Voraussetzungen sind Identifikation und verbindende Gefühle einer fraglosen Zugehörigkeit, die einer Pseudo-Verwandtschaft zumindest nahe kommen (vgl. 4.1).

Als seltener Ausnahmefall hat immerhin die Kommission „30 Jahre Friedliche Revolution und Deutsche Einheit“ den Zusammenhang zwischen der unverhandelbaren Wertebasis und ihrer affektiven Vermittlung erkannt und als zentrales Defizit für die positive Identitätsstiftung in Deutschland herausgestellt (vgl. 4.3). In ihrem Abschlussbericht (Bundesministerium des Innern, für Bau

und Heimat, 2020) fordert sie, „die Symbole der Demokratie leuchten [zu] lassen“, sowie den „positiven Zusammenhang zwischen freiheitlich-demokratischer Grundordnung und ihren historischen Farben Schwarz-Rot-Gold [...]“ herauszustellen (S. 23). Der „Tag der Deutschen Einheit“, der mit abschreckender Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit begangen wird, solle weiterentwickelt werden. Einer Weiterentwicklung bedürfe auch die deutsche Erinnerungspolitik, indem die Vielfalt deutscher Demokratiegeschichte vermittelt werden solle. Das Land bedürfe patriotischen Stolzes über das Geleistete und einer heiteren Grundstimmung, um als attraktives Identifikationsobjekt dienen zu können (vgl. 4.3). Es bestehe die Gefahr, dass das gegenwärtige affektive Vakuum von den Feinden der Demokratie besetzt werde. „Die freiheitlich-demokratische Republik darf die Deutungshoheit über die eigene Flagge nicht denjenigen überlassen, welche die Werte dieser Republik missachten und bekämpfen“ (S. 86).

Die vorhandene oder fehlende Identifikation mit einem Gemeinwesen macht einen entscheidenden Unterschied hinsichtlich der internen vs. externen Verhaltenskontrolle aus. Bei hoher Identifikation ist die interne Verhaltenskontrolle stark ausgeprägt, die Normen der Gesellschaft und ihre Erwartungen sind weitgehend internalisiert. Die Individuen erleben das Schicksal der Gemeinschaft wie ihr persönliches Schicksal und entwickeln Solidarität, Loyalität und Verantwortungsbewusstsein. Bei niedriger oder fehlender Identifikation ist die interne Verhaltenskontrolle entsprechend schwach ausgeprägt und muss durch äußere Steuerungsmaßnahmen kompensiert werden. In diesem Falle können die zentrifugalen Kräfte bei zunehmender Diversität nur durch verstärkte externe Überwachung unter Kontrolle gehalten werden.

Der Weg in den digitalen Überwachungsstaat ist längst Realität. Im internationalen Vergleich bestehen die Unterschiede lediglich darin, wie gemäßigt oder total die externe Verhaltenskontrolle ausgeübt wird. Es liegt somit die Frage auf der Hand, ob mit diesen Mitteln den auf zunehmender Diversität beruhenden Identitätsproblemen begegnet werden kann. Ein Vorreiter ist das chinesische Modell eines Sozialkreditsystems, das in den westlichen Ländern eine unterschiedliche Resonanz ausgelöst hat. Einigen erscheint es als ein endgültiger albatrahafter Sieg der Orwell'schen Visionen (vgl. 2.1), andere sehen darin einen ernsthaft zu diskutierenden Lösungsansatz angesichts der Gefahren des „schrecklich unübersichtlichen“ 21. Jahrhunderts. Jeder Bürger erhält als Bonus eine bestimmte Punktzahl, die sich durch sozial erwünschtes bzw. sozial schädliches Verhalten entweder erhöht oder verringert. Davon abhängig werden ihm bestimmte Privilegien gewährt oder Sanktionen auferlegt (Strittmatter, 2018). Jeder wird also angeblich gleich behandelt. Während der Covid-19-Pandemie soll dieses fragwürdige Vorgehen nach chinesischen Angaben bereits seine Bewährungsprobe bestanden und dem Land Vorteile verschafft haben.

Dieses Modell dient nach dem Verständnis seiner Erfinder keineswegs nur der Kriminalitätsvermeidung, sondern sieht eine Kontrolle sämtlicher Handlungen und sozialen Kontakte vor, wobei Datenschutz und Privatsphäre unerheblich sind. Es versteht sich als digitale Form des in den westlichen Sozialwissenschaften propagierten „social engineering“. Es soll das Individuum mit der Funktionstüchtigkeit der Gesellschaft synchronisieren und so Fehlverhalten und Konflikte vermeiden helfen. Diese Synchronisation ist auch das Ziel der Identitätsentwicklung, wie es Erikson in seinem Kohärenzmodell formulierte (vgl. 1.1), nur dass es sich hier um einen psychologisch wünschenswerten organischen, wesentlich vom Individuum mitgestalteten Sozialisationsprozess handelt, während die digitale Verhaltenskontrolle den Schwerpunkt auf eine diktatorische externe Steuerung legt, bei der sich die Algorithmen in einem Wettlauf mit der sozialen Dissoziation mit ungewissem Ausgang befinden. Die demokratische Gesellschaft steht somit an einem Scheideweg. Vielleicht ist der kritische Punkt aber auch schon überschritten, an dem sie noch entscheidungsfähig war und über Optionen verfügte.

Literatur

- Abram, I. (1998). Holocaust, Erziehung und Unterricht. www.fasena.de (Zugriff am 31.03.2021).
- Adorno, T.W. (1971). Erziehung zur Mündigkeit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Adorno, T.W., Frenkel-Brunswik, E., Levinson, D.J. & Sanford, R.N. (1950). The Authoritarian Personality. New York: Harper's.
- Albrecht, C. (1999). Im Schatten des Nationalsozialismus: Die politische Pädagogik der Frankfurter Schule. In C. Albrecht, G.C. Behrmann, M. Bock, H. Homann & F.H Tenbruck (Hrsg.), Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik: Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule (S. 387 – 447). Frankfurt a.M.: Campus.
- Ali, A.H. (2021). Beute. Warum muslimische Einwanderung westliche Frauenrechte bedroht. München: Bertelsmann.
- Allport, G.W. (1954). The nature of prejudice. Oxford: Addison-Wesley.
- Amjahid, M. (2021). Der weiße Fleck. München: Piper.
- AntiDiskriminierungsBüro (ADB) Köln/Öffentlichkeit gegen Gewalt e.V. (Hrsg.) (2013). Sprache schafft Wirklichkeit. www.oegg.de

- Antonovsky, A. (1997). *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt.
- Basad, J.S. (2021a). Skandal-Workshop bei Polizei und Bundeswehr. Weiße sollen sich für ihre Hautfarbe schämen. www.bild.de/politik/inland/politik (Zugriff am 07.09.2021)
- Basad, J.S. (2021b). Schäm dich! Wie Ideologinnen und Ideologen bestimmen, was gut und böse ist. Frankfurt a.M.: Westend.
- Beck, U. (1986). *Die Risikogesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1994). *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Berzonsky, M. (1990). Self construction over the life span: A process perspective on identity formation. *Advances in Personal Construct Theory*, 1, 155-186.
- Bilewicz, M., Wittkowska, M., Stubig, S., Beneda, M.& Imhoff, R. (2017): How to teach about the Holocaust? Psychological obstacles in historical education in Poland and Germany. In: C. Psaltis et al. (Eds.), *History education and conflict transformation* (pp. 169 – 197). London: palgrave macmillan (open access).
- Bischof, N. (1985/2020). *Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie*. Gießen: Psychosozial.
- Bischof, S. (2021). Schockzahlen! Keine Einzelfälle: Täglich Gruppenvergewaltigungen in Deutschland. www.tag24.de/justiz/missbrauch/schockzahlen (Zugriff am 6.08.2021).
- Bischof-Köhler, D. (2006). *Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede* (3. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bode, S. (2004). *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Boyes, R. (2007). Die Neuen Patrioten. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 1-2, 19 – 24.
- Brewer, M.B. (1999). The psychology of prejudice: Ingroup love or outgroup hate? *Journal of Social Issues*, 55, 429 – 444.
- Brockhaus, G. (2008). „Bloß nicht moralisieren!“ Emotionale Prozesse in der pädagogischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. In Bayrische Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit (Hrsg.), *Holocaust Education [Themenheft]. Einsichten und Perspektiven*, Bayrische Zeitschrift für Politik und Geschichte, 1, 28 – 33.

- Broder, H.M. (2021). Vom Mitgefühl der Deutschen bleibt für Würzburgs Opfer nicht viel übrig. www.welt.de/debatte/plus232327089 (Zugriff am 14.07.2021).
- Brodkorb, M (2021). Kulturelle Aneignung. Rassistischer Reis. Frankfurter Allgemeine vom 30.09.2021. www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/die-theorie-der-kulturellen-aneignung-fuehrt-zum-voelkischen-denken-zurueck-17558262.html. (Zugriff am 30.09.2021).
- Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (Hrsg.).(2020). Abschlussbericht der Kommission „30 Jahre Friedliche Revolution und Deutsche Einheit“. www.bmi.bund.de
- Butler, J. (1990). Gender trouble. Feminism and the subversion of identity. New York/London: Routledge.
- Ciampi, L. (1997). Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Crenshaw, K. et al. (1995).(Eds.). Critical Race Theory. New York: New Press.
- Decker, O., Rothe, K., Weissmann, M., Geißler, N.& Brähler, E. (2008). Ein Blick in die Mitte. Zur Entstehung rechtsextremer und demokratischer Einstellungen in Deutschland. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Delgado, R. & Stefancic, J. (2017). Critical Race Theory: An introduction. New York: University Press.
- Der Tagesspiegel (2021). Disney thematisiert Rassismus in Kinderklassikern. www.tagesspiegel.de vom 3.2.2021 (Zugriff am 4.02.2021).
- Deutscher Hochschulverband (Hrsg.). (2021). DHV Jahresbericht 2020. Bonn: Selbstverlag.
- DiAngelo, R.J. (2021). Wir müssen über Rassismus sprechen. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Dorren, G. (2021). Die größten Sprachen und was sie besonders macht. München: C.H. Beck.
- Douthat, R. (2018). The rise of woke capital. New York Times, 28.2.18.
- Dyk, S. van (2019). Identitätspolitik gegen ihre Kritik gelesen. Für einen rebellischen Universalismus. Aus Politik und Zeitgeschichte. Identitätspolitik. 9, 11, 25 – 32.

- Eigen, M. & Schuster, P. (1979). *The hypercycle. A principal of natural self organization*. Berlin: Springer.
- Einfeldt, C. (2021). Skurille Gender-Forderung bei den Tagesthemen. www.24hamburg.de/niedersachsen (Zugriff am 15.06.2021).
- Eisenberg, P. (2021). Die Genderfraktion verachtet die deutsche Sprache. www.berliner-zeitung.de/kultur-vergnuegen/debate (Zugriff am 12.5.2021).
- El-Mafaalani, A. (2019). Alle an einem Tisch. Identitätspolitik und die paradoxen Verhältnisse zwischen Teilhabe und Diskriminierung. *Aus Politik und Zeitgeschichte. Identitätspolitik*, 9 – 11, 69, 41 – 45.
- Erich, N. (2021). Gendergerechte Sprache. „Wir bilden eine veränderte sprachliche Realität ab“. *Zeit-Online* vom 29.01.2021.
- Erikson, E.H. (1950/99). *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Erikson, E.H. (1959/73). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Erikson, E.H. (1970). *Jugend und Krise*. Stuttgart: Klett.
- Fachkommission Integrationsfähigkeit. (2020). *Gemeinsam die Integrationsfähigkeit gestalten. Bericht der Fachkommission der Bundesregierung zu den Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit*. www.integrationsbeauftragte.de
- Feshbach, S. (1991). Attachment processes in adult political ideology: Patriotism and nationalism. In J.L. Gewirtz & W.M. Kurtines (Eds.), *Intersections with attachment* (pp. 207 – 226). Hillsdale, N.J.: Lawrence Erlbaum.
- Foroutan, N. (2019). *Die postmigrantische Gesellschaft: Ein Versprechen der pluralen Demokratie*. Bielefeld: transcript.
- Fraser, N. (2017). Vom Regen des progressiven Neo-Liberalismus in die Traufe des reaktionären Populismus. In H. Geiselberger (Hrsg.), *Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit* (S. 77 – 91). Berlin: Suhrkamp.
- Frenkel-Brunswik, E. (1949). Intolerance of ambiguity as an emotional and perceptual personality variable. *Journal of Personality*, 18, 108 – 143.
- Freud, S. (1961). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Fukuyama, F. (2018). *Identität. Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

- Fukuyama, F. (2019). Identitätspolitik. Die Forderung nach Würde und die Zukunft des Nationalstaats. www.magazine.erstestiftung.org (Zugriff am 16.12.2020).
- Gehlen, A. (1950/ 2016). *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Wiesbaden: Aula/ Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Gergen, K.J. & Gergen, M.M. (1988). Narrative and the self as relationship. *Advances in Experimental Social Psychology*, 21, 17-56.
- Habermas, J. (1998). *Die postnationale Konstellation*. Frankfurt .M.: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.).(2003). *Deutsche Zustände (Folge 2)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.).(2012). *Deutsche Zustände (Folge 10)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hoquet, T. (2016). *Des sexes innombrables*. Paris: Seuil.
- Hübl, P. (2019). *Die aufgeregte Gesellschaft: Wie Emotionen unsere Moral prägen und die Polarisierung verstärken*. München: Bertelsmann.
- IPSOS (2021). *Das Misstrauen ist groß – Studie zu Vertrauen, Populismus und Politikverdrossenheit*. www.ipsos.com.
- Jaensch, E.R. (1923). *Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und ihre Struktur im Jugendalter*. Leipzig: Barth.
- Jaensch, E.R. (1927). *Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode*. Leipzig: Quelle & Meyer.
- Jann, O. (2017). „Heartland“ oder: Die Kritik der infamen Bürger. In D. Jörke & O. Nachtwey (Hrsg.), *Das Volk gegen die (liberale) Demokratie* (S. 279 – 302). Baden-Baden: Nomos.
- Kade, C. (2021). *Nach dem Anschlag. Würzburg wird bereits vergessen – eine Schande*. www.welt.de/debatte/kommentare/plus232325625 (Zugriff am 06.07.2021).
- Kastner, J. & Susemichel, L. (2019). Zur Geschichte linker Identitätspolitik. *Aus Politik und Zeitgeschichte. Identitätspolitik*, 9 – 11, 69, 11 – 17.
- Kelle, B. (2015). *Gender Gaga. Wie eine absurde Ideologie unseren Alltag erobern will*. München: FBV.

- Kelle, B. (2020). Noch normal? Das lässt sich gernern! Gender-Politik ist das Problem, nicht die Lösung. München: FBV.
- Keupp, H. (1997). Diskursarena Identität. Lernprozesse in der Identitätsforschung. In H. Keupp & R. Höfer (Hrsg.), Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung (S. 11 – 39). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kölner Statistische Nachrichten (10/2021). Nationalitäten in Köln. www.stadt-koeln.de/mediasset/pdf15 (Zugriff am 30.7.2021).
- Kölner Stadt-Anzeiger (2021). „Gendern ist verlogen und verhunzt die Sprache“. 03.06.2021, S. 24.
- Koopmans, R. & Orgad, L. (2020). Majority-minority-constellations: Towards a group-differentiated approach. Discussion paper SP VI 2020-104. WZB Berlin Social Science Center.
- Katholisch.de (2021). Theologin: „Gott*“ mit Stern führt zu biblischer Sprache hin. www.katholisch.de/artikel/31837 (Zugriff am 5.11.2021).
- Kraus, W. (1996). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Kronschläger, T. (2021). Entgendern nach Phettberg. www.stern.de/panorama/gesellschaft (Zugriff am 9.4.21)
- Kühner, A., Langer, P.C. & Sigel, R. (2008). Ausgewählte Studienergebnisse im Überblick. In Bayrische Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit (Hrsg.), Holocaust Education [Themenheft]. Einsichten und Perspektiven, Bayrische Zeitschrift für Politik und Geschichte, 1, 76 – 83.
- Küveler, J. (2021a). Wo jeder Deutsche gleich zum „Menschen mit Nazi-Hintergrund“ wird. www.welt.de/kultur/literatur (Zugriff am 8.3.2021).
- Küveler, J. (2021b). Amazons Identitätspolitik. Das Ende der Schauspielerei. www.welt.de/kultur/kino/ (Zugriff am 9.08.2021).
- Lenzen, D. (2021). Interventionswissenschaft. *Forschung & Lehre* 6/28, 454 - 456.
- Leo, P. (2021). Tränen ohne Trauer. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lilla, M. (2017). Das Scheitern der Identitätspolitik. *Blätter für deutsche und internationale Politik* 1, 48 – 52.
- Lohr, M. (2021). Gutachten wird erstellt. Universität Kassel: Streit ums Gen-

- dern – Jetzt reagiert die Uni. www.hna.de/kassel/universität-laesst-das-gendern-prüfen-90477093.html. (Zugriff am 24.04.2021).
- London, P. (1970). The rescuers: Motivational hypotheses about Christians who saved Jews from the Nazis. In J. Macaula & L. Berkowitz (Eds.), *Altruism and helping behavior* (pp. 241 – 250). New York: Academic Press.
- Lotter, M.-L. (2021). Begriffliche Falschmünzerei. Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit unter Druck. *zeitzeichen.net*, 5/21, 8 – 11.
- Luhmann, N. (1985). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie* (2. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maehler, D. (2012). *Akkulturation und Identifikation bei eingebürgerten Migranten in Deutschland*. Münster: Waxmann.
- Manow, P. (2019). Politischer Populismus als Ausdruck von Identitätspolitik? Über einen ökonomischen Ursachenkomplex. *Aus Politik und Zeitgeschichte. Identitätspolitik*, 9 – 11, 69, 33 – 40.
- Manske, A. (2009). Im Mainstream vereinen. Ursprünge und Konfliktfelder der US-amerikanischen Political Correctness-Diskussion. *Forschung & Lehre*, 2, 16, 94 – 96.
- Mansour, A. (2021). Die Bluttat von Würzburg und ihre Folgen: Nur, wer sich sicher fühlt, ist tolerant. www.focus.de/politik/meinungsmacher/klartext-die-klumne-vonahmad-mansour (Zugriff am 03.07.2021).
- Marcia, J.E. (1966). Development and validation of ego-identity status. *Journal of Personality and Social Psychology*, 3, 551-558.
- Marsal, E. (2004). Identität und Selbst bei Erik H. Erikson. In H. Hoffmann & A. Stiksrud (Hrsg.), *Dem Leben Gestalt geben* (S. 79 – 93). Wien: Krammer.
- Mbembe, A. (2017). *Die Politik der Feindschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Moffett, M.W. (2019). *Was uns zusammenhält. Eine Naturgeschichte der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Moses, A. D. (2021a). *The problems of genocide*. Cambridge: University Press.
- Moses, A.D. (2021b). *Der Katechismus der Deutschen*. www.geschichteder-gegenwart.ch/der-katechismus-der-deutschen (Zugriff am 02.07.2021).
- Moses, A.D. (2021c). Wir haben keinen neuen Historikerstreit, sondern einen neuen Illiberalismus. www.berliner-zeitung.de/wochenende (Zugriff am 7.8.2021).

- Mrozek, B. (2020). Sinneskolumne. Sensorischer Rassismus. Merkur, 74, 858, 57 – 66.
- Netzwerk Wissenschaftsfreiheit (2021). Manifest. www.netzwerk-wissenschaftsfreiheit.de/ueber-uns/manifest (Zugriff am 11.02.2021).
- Noelle-Neumann, E. (1987). Nationalgefühl und Glück. In E. Noelle-Neumann & R. Köcher (Hrsg.), Die verletzte Nation: Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern (S. 17 – 47). Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Oesch, D. (2013). The class basis of the cleavage between the new left and the radical right: An analysis for Austria, Denmark, Norway and Switzerland. In J. Rydgren (Ed.), Class politics and the radical right (S. 31 – 52). London: Routledge.
- Ohanwe, M. (2021). Kommentare über „ausländisches Essen“ können verletzend und rassistisch sein. www.jetzt.de (Zugriff am 18.01.2021).
- Onuegbu, A. (2020). „Hallo, hier spricht der Mohrenkopf!“ Sprachnachrichten, Nr. 88 (4/2020). S. 3.
- Petersen, T. (2021). Eine Mehrheit fühlt sich gegängelt. Allensbach-Umfrage. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16.06.2021. www.faz.net/aktuell/politik/inland (Zugriff am 17.06.2021)
- Pfaller, R. (2018). Sprecht wie Mimosen! Handelt wie Bestien! In J. Richardt (Hrsg.), Die sortierte Gesellschaft (S. 123 – 137). Frankfurt a.M.: Novo.
- Pokorny, S. & v. Wilamowitz-Moellendorf, U. (2021). Was eint die Einwanderungsgesellschaft? Bonn: Konrad Adenauer Stiftung.
- Popper, K.R. (2005). Logik der Forschung (11. Aufl.). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Radtke, U. (2016). „We feel offended“. Forschung & Lehre, 6, 23, S. 465.
- Reis, J. (1996). Inventar zur Messung der Ambiguitätstoleranz (IMA). Manual. Heidelberg: Asanger.
- Reuter, J., Gamper, M., Möller, C. & Blome, F. (Hrsg.). (2020). Vom Arbeiterkind zum Professor. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Bielefeld: transcript.
- Rheingold-Institut (2021). Deutschlands Zukunft zwischen No-Future-Modus und Gestaltungskraft im kleinen Kreis. www.rheingold-marktforschung.de/zukunftsstudie-2021.

- Rothberg, M. (2021). *Multidirektionale Erinnerung: Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonialisierung*. Berlin: Metropol.
- RP Online (2021). Wächterpreis-Verleihung. Publizist Wolffsohn wirft deutschen Medien selbstgerechte Bevormundung vor. www.rp-online.de/panorama/deutschland/waechterpreis (Zugriff am 04.06.2021).
- Rusesabagina, P. (2006). *Ein gewöhnlicher Mensch. Die wahre Geschichte hinter „Hotel Ruanda“*. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.
- Sapolsky, R. (2019). *Gewalt und Mitgefühl. Die Biologie des menschlichen Verhaltens*. München: Hanser.
- Schmidt-Denter, U. (1994). Prosoziales und aggressives Verhalten. In A. Schneewind (Hrsg.), *Psychologie der Erziehung und Sozialisation. Enzyklopädie der Psychologie, D,1,1* (S. 285 – 314). Göttingen: Hogrefe.
- Schmidt-Denter, U. (2005). *Soziale Beziehungen im Lebenslauf. Lehrbuch der sozialen Entwicklung, 4. Aufl.* Weinheim: Beltz/PVU.
- Schmidt-Denter, U. (2011). *Die Deutschen und ihre Migranten. Ergebnisse der europäischen Identitätsstudie*. Weinheim: Beltz/Juventa. www.schmidt-denter.de/forschung/dokumente.
- Schmidt-Denter, U. (2018). *Identitätserziehung in Deutschland: Wirkungen auf Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. (Band 41), S. 125 – 146.* www.humboldt-gesellschaft.org/sites/default/files/downloads/Humboldt_41-Sept.2018-e.pdf
- Schmidt-Denter, U., Hoever, I., Görgens, I., Skuballa, I. & Mikaberidse, S. (2008). Interviewdaten zur sozialen Identität von Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund: ein Zeitvergleich von 2001/2002 und 2007. (Forschungsbericht Nr. 30 zum Projekt „Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität. www.schmidt-denter.de/forschung/identitaet/forschungsberichte.html
- Schmidt-Denter, U. & Spangler, G. (2005). *Entwicklung von Beziehungen und Bindungen*. In J.B. Asendorpf (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie, C, V, Band 3: Soziale, emotionale und Persönlichkeitsentwicklung* (S. 425 – 523). Göttingen: Hogrefe.
- Schmidt-Denter, U. & Stubig, S. (2011). *Holocaust Education: Lehrplanrecherche, TV-Recherche und Untersuchungen* (Forschungsbericht Nr. 35 zum Projekt “Personale und soziale Identität im Kontext von Globalisierung und

nationaler Abgrenzung“). Köln: Universität. [www.schmidt-denter.de/ forschung/identitaet/forschungsberichte.html](http://www.schmidt-denter.de/forschung/identitaet/forschungsberichte.html)

- Schreiber, C. (2017). *Inside Islam*. Berlin: Ullstein.
- Schwarzer, A. (2016). *Der Schock. Die Silvesternacht von Köln*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Seuff, M. (2021). Wird in anderen europäischen Ländern gegendert? www.jetzt.de (Zugriff am 18.01.2021)
- SINUS-Institut (2021). *Die Sinus-Milieus 2021*. www.sinus-institut.de/media-center/presse.
- Smith, T.W. & Jarkko, L. (1998). *National pride: A cross-national analysis (GSS Cross-national report No. 19)*. Chicago: University, NORC.
- Spiegel (2021). *Das Erwachen*. Nr. 28 vom 10.07.21, S. 9 – 15.
- Staub, E. (1997). Blind vs. constructive patriotism: Moving from embeddedness in the groups to critical loyalty and action. In D. Bar-Tal & E. Staub (Eds.), *Patriotism in the lifes of individuals and nations* (pp. 213 – 228). Chicago: Nelson-Hall.
- Stegemann, B. (2021). *Die Öffentlichkeit und ihre Feinde*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stern (2020). *Ungewöhnlicher Kalender: Vulva-Nahaufnahmen für jeden Tag*. www.stern.de/kultur vom 05.12.2020 (Zugriff am 26.02.2021).
- Sternberger, D. (1990). *Verfassungspatriotismus*. Frankfurt a.M.: Insel.
- Strauß, S. (2019). Bürgerliche Bekenntniskultur statt Identitätspolitik. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 9-11, 69, 4 – 9.
- Strittmatter, K. (2018). *Die Neuerfindung der Diktatur. Wie China den digitalen Überwachungsstaat aufbaut und uns damit herausfordert*. München: Piper.
- Stubig, S. (2015). *Die Wirkung des Geschichtsunterrichts zu Nationalsozialismus und Holocaust auf die Identität von Jugendlichen*. Aachen: Shaker.
- Süddeutsche Zeitung (2020). *Wieviel Polemik ist noch erträglich?* www.sueddeutsche.de/kolumne/lisa-eckhart-wieviel-polemik-ist-noch-ertraeglich (Zugriff am 13.12.2020).
- Süddeutsche Zeitung. *Magazin* (2021). „Wir sind schon da.“ Heft 5 vom 4.2.2021. www.sz-magazin.sueddeutsche.de/kunst/schauspielerinnen-schauspieler-coming-out (Zugriff am 4.2.2021).

- Süddeutsche Zeitung (2021). Deutscher Schauspielpreis geht an Initiative #Act Out. www.sueddeutsche.de/medien (Zugriff am 29.07.2021).
- Süllwold, F. (1988). Zur Diagnose und Theorie von Ethnophilie und Ethnohostilität. *Zeitschrift für experimentelle and angewandte Psychologie*, 35, 476 – 495.
- TAG24 (2021). Absurd? Woke-Lifestyle-Aktivist*innen finden „Rassismus“ in Matheaufgaben. www.tag24.de/justiz/rassismus (Zugriff am 26.6.2021).
- Tajfel, H. (1982). *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen*. Bern: Huber.
- Tajfel, H. & Turner, J.C. (1986). The social identity theory of intergroup behavior. In S. Worchel & W.G. Austin (Eds.), *Psychology of intergroup relations* (pp. 7 – 24). Chicago: Nelson-Hall.
- Takeaways, K. (2021). 34% of white college students lied about their race to improve chances of admission, financial aid benefits. www.intelligent.com (Zugriff am 10.02.2021).
- Thierse, W. (2021). Wieviel Identität verträgt die Gesellschaft? Grabenkämpfe gegen Gemeinsinn. www.faz.de/feuilleton/debatte (Zugriff am 22.02.2021).
- Tibi, B. (1998). *Europa ohne Identität? Die Krise der multikulturellen Gesellschaft*. München: Bertelsmann.
- TNS Infratest (2010). *Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland – Was geht uns das noch an? Fragen an die vierte Generation. Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung im Auftrag von DIE ZEIT*. Berlin: TNS Infratest.
- t-online (2021). „Ein deutscher Liederabend“. Ärger um Werbeplakat von Heino. www.t-online.de/unterhaltung/musik (Zugriff am 12.04.2021)
- Topçu, C. (2007). *EinBÜRGERung. Ein Lesebuch über das Deutschwerden*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Ulrich, B., Topcu, Ö. & Wefing, A. (2010). Deutschtürken und der Holocaust: Geteilte Erinnerung. www.zeit.de/2010/04/editorial Umfrage. Page = 2. (Zugriff am 25.02.2011).
- Vogel, S. (2021). Das Erbe von ´68: Identitätspolitik als Kulturrevolution. *Blätter für deutsche und internationale Politik*. www.blaetter.de/ausgabe/2021/april.
- Wagenknecht, S. (2021a). *Die Selbstgerechten. Mein Gegenprogramm - für Gemeinsinn und Zusammenhalt*. Frankfurt: Campus.

- Wagenknecht, S. (2021b). Gender, Queer, Flüchtlinge: Mit billigem Trick macht Lifestyle-Linke die Mehrheit zu Rechten. www.focus.de/kultur/gesellschaft (Zugriff am 12.05.2021).
- Wehling, E. (2016). Alles, nur bitte keine „Political Correctness“. *Forschung & Lehre*, 4, 23 (S. 300 – 301).
- Weiß, V. (2018). Die Rechte beansprucht für sich das Recht auf Differenz – und kommt damit durch. In J. Richardt (Hrsg.), *Die sortierte Gesellschaft. Zur Kritik der Identitätspolitik* (S. 80 – 90). Frankfurt a.M.: Novo Argumente Verlag.
- Welt (2021). Obama warnt vor den Gefahren der „Cancel Culture“. www.welt.de/politik/ausland/article/231687313 (Zugriff am 11.06.2021)
- Westle, B. (1995). Nationale Identität und Nationalismus. In U. Hoffmann-Lange (Hrsg.), *Jugend und Demokratie in Deutschland. DJI-Jugendsurvey 2* (S. 195 – 243). Opladen: Leske + Budruck.
- Westle, B. (1999). Kollektive Identität im vereinten Deutschland. *Nation und Demokratie in der Wahrnehmung der Deutschen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Wiarda, J.-M. (2021). Austeilen und Einstecken. *Netzwerk Wissenschaftsfreiheit*. www.SZ.de (Zugriff am 11.02.2021).
- Winnicott, D.W. (1965). From dependence toward independence in the development of the individual. In *The maturational process and the facilitating environment* (pp. 83 – 112). New York: International Universities Press.
- Zimbardo, P. (2008). *Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen*. Heidelberg: Springer.
- Zoske, S. (2021). Gendern und Biologie. Neues Ameisy entdeckt. www.faz.net/aktuell/rhein-main-region-und-hessen/17327435.html. (Zugriff am 7.05.2021).

Die Grammatik und das Gendern¹

VON HELMUT GLÜCK

Im „Corpus Iuris Civilis“, einer spätantiken Gesetzessammlung, ist zu lesen: „Pronuntiatio sermonis in sexu masculino ad utrumque sexum plerumque porrigitur“ (Digesten 50, 16, 195). Auf Deutsch heißt das: „Eine Bezeichnung mit männlichem Geschlecht erstreckt sich in der Regel auf jedes der beiden Geschlechter.“ Diese Aussage soll auf den Juristen und Politiker Domitius Ulpianus zurückgehen, der im Jahr 223 oder 228 verstarb. Sie ist eingegangen in die Pandekten (oder Digesten) des Kaisers Justinian, in denen von 530 bis 533 das juristische Wissen seiner Zeit geordnet und zusammenfassend dargestellt wurde.² Dieser Satz hat bei den Juristen bis heute seine Gültigkeit behalten: Rechtstexte verwenden Maskulina generisch.³ Und viele andere Texte auch.

Diese Praxis wird seit einigen Jahren angegriffen. Begründet wird das damit, dass die Sprache „geschlechtergerecht“ sein müsse. Was darunter genau zu verstehen ist, ist unklar. Einig sind sich die Verfechter dieses Programms darüber, dass das generische Maskulinum ein öffentliches Ärgernis und deshalb abzuschaffen sei.

In diesem Beitrag geht es darum zu zeigen, welche Bereiche der Grammatik und des Wortschatzes des Deutschen als nicht „geschlechtergerecht“ gelten und deshalb vom Gendern betroffen sind, weiterhin um Folgen des Genderns in den Strukturen und Funktionsweisen unserer Sprache. Auf politische Wertungen werde ich weitgehend verzichten und stilistische und sprachästhetische Gesichtspunkte, die mir eigentlich sehr am Herzen liegen, nur am Rande berühren. Auch der Umstand, dass die Sprachgemeinschaft das Gendern mehrheitlich ablehnt, soll lediglich erwähnt, aber nicht näher beleuchtet werden. Sie haben, geschätzte Leser, eine Abhandlung zu grammatischen Fragen vor sich, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Darin habe ich mich darum bemüht, verständlich und anschaulich zu schreiben und Fachbegriffe erläutert, wenn ich annahm, dass sie

-
- 1 Im folgenden Text greife ich auf Artikel zurück, die ich am 2. 5. 2018 (Geschlecht und Schreibweise: Eine kleine Sexgrammatik), am 21. 2. 2019 (Die Ersatzreligion der sprachlichen Anbieterung) und am 8. 8. 2019 (Studenten sind nicht immer Studierende) in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) veröffentlicht habe. Diese Artikel sind wieder abgedruckt in: Ammer, Jessica (Hg.), Die deutsche Sprache und ihre Geschlechter (Schriften der Stiftung Deutsche Sprache, Band 3). Paderborn: IFB Verlag Deutsche Sprache, 2. Auflage 2020.
 - 2 Vgl. dazu Giaro, Tomasz, Ulpianus. In: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Hg. von Cancik, Helmut/Schneider, Helmut. Altertum Bd. 12/I. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2002, Sp. 980f.
 - 3 Vgl. dazu Kowalski, Philipp, Geschlechtergerechte Sprache im Spannungsfeld mit rechtswissenschaftlicher Methodik. In: Neue Juristische Wochenschrift 31, 23. 7. 2020, S. 2229-2234.

das Schulwissen über grammatische Dinge übersteigen.

Vielleicht sind Sie gerade über die Anrede *geschätzte Leser* gestolpert und fragen sich, ob ich nicht auch für Leserinnen schreibe. Doch, das ist der Fall. Ich habe Sie so angeredet, weil diese maskuline Form die beste Möglichkeit ist, alle denkbaren Menschen anzusprechen, die sich für diesen Text interessieren. Man nennt diese Verwendung eines Maskulinums *generisch*.

Die Reduktionsgrammatik der Gleichstellungsbeauftragten (RGG)

Der Gegenstand der Sprachwissenschaft ist die Sprache, sonst nichts. Ihr Kerngeschäft ist die Erforschung der Grammatik und des Wortschatzes der Sprache. Es gibt viele Berührungen der Sprache mit anderen Gegenständen, etwa der sozialen Schichtung (Soziolinguistik), den Usancen der Sprachverwendung (Pragmalinguistik), der neuronalen Verarbeitung von Sprache (Neurolinguistik), aber ihr Studium muss in allen Fällen auf das Kerngebiet der Sprachforschung bezogen bleiben. Die „Genderlinguistik“ hat sich von dieser Übereinkunft verabschiedet. Sie stellt das Konstrukt „Gender“ in den Mittelpunkt ihrer Arbeit und betrachtet sprachliche Sachverhalte aus dieser einzigen, überaus eingeschränkten Perspektive, die wesentliche Merkmale einer Ideologie aufweist.⁴ Sie hat damit der Sprachforschung „buchstäblich den Boden unter den Füßen weggezogen. Denn wo bleibt eine Disziplin, die ihren Gegenstand erst einmal politisch zurichtet, statt ihn zu bearbeiten, wie er ist?“⁵ Die Genderlinguistik ist keine neue Teildisziplin der Linguistik, sondern eine Reduktion des Gegenstands der Sprachforschung auf „Gender“. Ich habe sie an anderer Stelle als „Reduktionsgrammatik der Gleichstellungsbeauftragten“ (RGG) bezeichnet.⁶ Dieses Kürzel werde ich im Folgenden verwenden.

4 Vgl. dazu Elsbroek, Martin, Aufklärung geht anders. Zum geschlossenen Weltbild der Gender Studies. Düren: Shaker Verlag 2020, sowie Payr, Fabian, Von Menschen und Mensch*innen. 20 gute Gründe, mit dem Gendern aufzuhören. Wiesbaden: Springer 2021. Auf den vorzüglichen Beitrag von Daniel Scholten möchte ich besonders hinweisen: Das Genus ist dem Sexus sein Nexus. Die empirische Forschung der feministischen Linguistik [<https://www.belleslettres.eu/content/deklination/gender-nubling-lobin-sueddeutsche.php>].

5 Eisenberg, Peter, Unter dem Muff von hundert Jahren. Jetzt knickt auch noch der Duden ein: Die Anhänger des sprachlichen Genderns wollen uns Vorschriften machen, kennen aber die Sprachgeschichte nicht. In: FAZ, 8. 1. 2021, S. 12.

6 Glück, Helmut, Das Partizip I im Deutschen und seine Karriere als Sexusmarker. In: In vri-unterschaft als es was gedäht. Freundschaftsschrift für Hans-Joachim Solms. Hg. von Jessica Ammer, Gerhard Meiser und Heike Link. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2020, S. 381-412. Nachgedruckt mit einer Einleitung von Rüdiger Harnisch als Band 4 der Schriften der Stiftung Deutsche Sprache. Paderborn: IFB Verlag Deutsche Sprache. 2. Aufl. 2020.

Was ist Genus?

Was Sexus ist, weiß jeder. Aber was ist Genus? Genus ist ein formales Mittel, den großen Bestand der Substantive zu ordnen und innerhalb der Nominalgruppe Kongruenz herzustellen, d.h. dafür zu sorgen, dass Substantiv, Artikel, Adjektiv und Pronomen zusammenpassen.

Kongruieren kommt von lat. *congruere*. Das bedeutet ‚zusammentreffen, übereinstimmen, entsprechen‘, das Substantiv dazu heißt Kongruenz. Kongruenzregeln spielen eine maßgebliche Rolle in Nominalgruppen, bestehend aus Artikelwort, Adjektiv(en) und Substantiv(en), z.B. *die/diesel/jene junge Frau* oder *sein dicker versoffener Nachbar und Freund*. In solchen Nominalgruppen müssen die Artikelwörter und die Adjektive in Genus, Numerus und Kasus mit dem Substantiv übereinstimmen, das sie regiert, hier also *Frau* und *Nachbar und Freund*. Auch die Pronomina, die sich auf ein Substantiv beziehen, müssen sich ihm grammatisch zuordnen, z.B. *Unsere Lehrerin schimpfte oft so laut, dass sie bis ins Treppenhaus zu hören war. Das war ihrem Ruf nicht zuträglich und trug ihr Spott ein*.

Die Griechen der Antike nannten dieses Mittel, Kongruenz herzustellen, *génos* (von *gígnomai* ‚entstehen, werden‘), die Römer *genus*, was ‚Familie, Geschlecht, Stamm‘ oder ‚Gattung, Art, Sorte‘ bedeutet. Allerdings riss schon Aristophanes im fünften Jahrhundert vor Christus Witze über die Zweideutigkeit von *génos*, so in der Komödie „Die Wolken“ (423 v. Chr.), in der er Sokrates Menschen- und Tiernamen gendern und über das „richtige“ Genus des femininen Wortes *kárdopos* (Mulde, Backtrog) scherzen lässt.

Genus bedeutete und bedeutet als grammatischer Terminus stets ‚Art, Sorte‘. Das deutsche Wort ‚Geschlecht‘ geht auf das althochdeutsche *slahta* zurück, das ‚Generation, Art, Ursprung‘ bedeutete. Im 17. Jahrhundert übersetzten deutsche Grammatiker Genus mit ‚(grammatisches) Geschlecht‘ und nannten den Artikel ‚Geschlechtswort‘. Das hatte unselige Folgen, denn es öffnete der Verwechslung von Genus mit Sexus Tür und Tor, umso mehr, als die Genera auf Deutsch nun männlich, weiblich und sächlich genannt wurden. Das waren Lehnprägungen nach dem Lateinischen, wo die Genera *masculinum*, *femininum* und *ne-utrum* ‚keins von beiden‘ heißen. Johann Christoph Adelung, der wichtigste Grammatiker des 18. Jahrhunderts, nannte die Neutra „Wörter ungewissen Geschlechts“ und „geschlechtslos“, wobei er das dritte Geschlecht unserer Tage nicht im Auge hatte. So wurde die grammatische Terminologie durch eine Übersetzung sexualisiert: Ein Fachbegriff bekam eine alltagssprachliche Nebenbedeutung. Diese Nebenbedeutung liegt dem Streit über das generische Maskulinum zugrunde. Hätte man im 17. Jahrhundert die Genera mit eins, zwei und drei oder mit A, B und C bezeichnet, hätte dieser Streit gar nicht ausbrechen können.

Geschlecht ist eine zentrale Kategorie in der Fremd- und Eigenwahrnehmung aller Menschen. Sie stellt persönliche Identität her. Zum Ich der meisten Menschen gehört, dass sie Mann oder Frau, Mädchen oder Junge sind. Aber das bedeutet nicht, dass das natürliche Geschlecht (Sexus) in der Sprache gegenüber anderen Kategorien dieser Art – etwa ethnischem Hintergrund, sozialer Herkunft, Lebensalter, Religionszugehörigkeit, Hautfarbe, Beruf – Vorrang hätte oder gar absolut gesetzt werden könnte. Wer das tut, muss damit rechnen, dass jemand auf die Idee kommt, ganz andere Kategorien in der Sprache „sichtbar“ machen zu wollen. Denn Minderheiten gibt es viele, z.B. FDP-Wähler, Vegetarier und Tankstellenbesitzer. Die Gleichsetzung von Genus und Sexus in der RGG öffnet eine Büchse der Pandora: Welche Gruppe wird als nächste festgestellt, dass sie in der Sprache nicht befriedigend repräsentiert ist, und das einklagen?

Nur mitgemeint?

Seit langem wird behauptet, Frauen seien in generischen Maskulina „nur mitgemeint“. Das verkennt eine elementare Funktion der Sprache: Sprache bezeichnet, sie meint nie etwas von sich aus. Etwas meinen können nur Menschen beim Sprechen oder Schreiben. Wenn wir Maskulina generisch verwenden, etwa in *Alle Kreter lügen*, dann ist niemand „mitgemeint“, denn personenbezeichnende Substantive bezeichnen in ihrer generischen Grundbedeutung beide Geschlechter gleichermaßen, auch alle Spielarten von „divers“.

In generischen Maskulina sind Frauen mitnichten „mitgemeint“ und deshalb „unsichtbar“, denn solche Maskulina sind in ihrer Grundbedeutung nach Sexus überhaupt nicht spezifiziert. Sie bezeichnen eine Person ganz unabhängig vom ihrem Sexus. Die oft zitierte Aussage von Luise Pusch, generische Maskulina machten die Frauen „besser unsichtbar als jede Burka“⁷, ist grammatisch gegenstandslos und zeigt, dass Pusch einen zentralen sprachlichen Sachverhalt verkennt. Denn unter dieser Burka befindet sich: nichts.

Die Markiertheitstheorie

Sprachen sind unterschiedlich aufgebaut. Manche Sprachen haben ein reiches Inventar von Wortformen, die unterschiedliche Bedeutungen und syntaktische Sachverhalte ausdrücken, andere haben nur wenige Möglichkeiten dieser Art. Sie nutzen dafür lexikalische Mittel, Wörter also, oder sie verwenden Wortstel-

7 Pusch, Luise, Generisches Femininum erregt Maskulinguisten (2014). In: Baumann, Antje/Meinunger, André (Hgg.), *Die Teufelin steckt im Detail. Zur Debatte um Gender und Sprache*. Berlin: Kadmos 2017, S. 80.

lungsregeln. Zu den Sprachen des ersten Typs gehören z.B. das Lateinische oder das Russische, die viele Endungen haben, in denen grammatische Beziehungen ausgedrückt werden. Zu den Sprachen des zweiten Typs gehören z.B. das Englische oder das Chinesische, die kaum solche Endungen haben. Das Deutsche gehört eher zum ersten Typ. In allen Sprachen gibt es allerdings grammatische Grundkategorien, die unmarkiert sind. Was bedeutet das?

Vor etwa 100 Jahren hat der große Sprachforscher Roman Jakobson (1896-1982) den Sachverhalt thematisiert, dass der Akkusativ im Russischen weniger semantische Merkmale aufweist als der Nominativ (und alle anderen Kasus noch weniger). Der Nominativ kann deshalb bei (fast) allen Verben stehen, der Akkusativ aber nicht. Das gilt auch für das Deutsche. Es gibt nur wenige Verben, die ohne Nominativ stehen können (z.B. *mich friert, mir graut vor dir*), aber es gibt viele Verben, die nicht mit dem Akkusativ stehen können, z.B. *helfen*. Der Nominativ ist demnach der Kasus mit sehr wenigen Merkmalen, der Akkusativ weist erheblich mehr davon auf (und die anderen Kasus noch mehr, sie sind die „Randkasus“⁸). Diese Überlegung wurde später zur Theorie der Markiertheit weiterentwickelt. Sie besagt Folgendes: Wenn sich zwei grammatische Kategorien gegenüberstehen, dann ist eine davon durch ein Merkmal (oder ein Bündel von Merkmalen) gekennzeichnet, während die andere diese(s) Merkmal(e) nicht aufweist und neutral bleibt. Erstere heißt markiert, letztere unmarkiert.

Nehmen wir den Numerus, eine der grammatischen Grundkategorien, als Beispiel. Oft wird der Singular bei den Substantiven durch den einfachen Stamm ausgedrückt, während der Plural durch eine Endung oder einen Wechsel des Stammvokals oder beides ausgedrückt wird, z.B. in *Haus – Häuser, Baum – Bäume, Mutter – Mütter* oder *Sofa – Sofas*. Der Plural ist hier markiert. Es gibt aber auch Wörter, bei denen Singular und Plural identisch sind, z.B. *Eimer, Bäcker, Meißel, Wagen*. Hier muss der Kontext klären, was gemeint ist, und das tut er auch. Wenn aber eine Aussage nach Numerus nicht spezifiziert werden muss, wird der Singular verwendet, z. B. *Der FDP-Wähler erwartet Steuersenkungen* oder *Der Löwe ist ein Raubtier*. Er bezeichnet in solchen Fällen keine Einzahl, sondern eine Gruppe. Man hat hier einen generischen Singular vor sich.

Dieser elementare Sachverhalt findet sich an vielen Stellen in der Grammatik. So steht der unmarkierte Indikativ dem markierten Konjunktiv gegenüber, das unmarkierte Präsens allen anderen Tempora. In Sätzen wie *drei mal drei ist neune* oder *Marmor, Stein und Eisen bricht* hat das Präsens gar keinen Zeitbezug, es ist generisch. Dem unmarkierten Aktiv steht das markierte Passiv gegenüber. Bei den Genera ist das Maskulinum der unmarkierte Pol. Ihm steht in

8 Metzler Lexikon Sprache (MLS), 5. Auflage. Hg. von Glück, Helmut/Rödel, Michael. Stuttgart: J. B. Metzler 2016, S. 522.

den Bezeichnungen für höhere Lebewesen und Personen das markierte Femininum gegenüber.

Vergleichbares gibt es auf der Ebene der einfachen Wörter. Man sagt, ein Kind sei so und so viele Monate, später dann Jahre alt, auch wenn es ganz jung ist, und man fragt, wie groß ein Kind sei, auch wenn es noch ganz klein ist. Man sagt, ein Haus sei so und so hoch, auch wenn es sehr niedrig ist. Man kann sogar sagen: *Das Haus ist winzig, es ist bloß vier Meter hoch.* Man kann fragen, wie viele Tage jemand noch Urlaub habe, ohne die Nächte dabei eigens zu benennen. Sie sind dann in den Tagen eingeschlossen. Das jeweils unmarkierte Wort kann sein markiertes Gegenstück ohne weiteres einschließen. Das ist das Prinzip der „inkluisiven Opposition“.⁹

Es geht bei generischen Kategorien um den Gegensatz von Hintergrund und Bild. Für den Hintergrund steht die unspezifische, unmarkierte, allgemeine Form, für das Bild die spezifische, markierte, besondere Form. Das Bild kann sich erst auf (oder: vor) seinem Hintergrund aufbauen. Das drückt sich darin aus, dass markierte Formen sprachlich aufwendiger sind. Sie haben mehr lautliche und formale Substanz, so beim Konjunktiv, bei den Tempusformen und bei der Movierung (der Ableitung von Feminina aus Maskulina, dazu unten Näheres), weil sie zusätzliche Bedeutung ausdrücken. Oder sie weisen eine höhere formale Komplexität auf als ihr unmarkiertes Gegenstück. Sie brauchen dann zusätzliche Wortformen wie das Passiv gegenüber dem Aktiv.

Das generische Maskulinum

Maskuline Bezeichnungen von höheren Lebewesen und Menschen werden in zwei deutlich verschiedenen Funktionen verwendet. Funktion A ist die unmarkierte, neutrale, generische, inklusive Verwendung, bei der der Sexusgegensatz neutralisiert ist, weil er keine Rolle spielt, z.B. in *Fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker* oder *Jeder ist seines Glückes Schmied*. Generische Maskulina sind in Bezug auf Sexus eine Art Oberbegriff, der von Sexus abstrahiert, es aber erlaubt, in einer speziellen Funktion Sexus auszudrücken. Das ist seine Funktion B: die kontrastierende, differenzierende, eingrenzende Verwendung, in der die Generik durch die Einführung eines Kontrasts aufgehoben wird, z.B. *Das Kollegium besteht aus sieben Lehrerinnen, fünf Lehrern und der Schulleiterin*.

In der Funktion A sind Männer und Frauen (und alle denkbaren weiteren Geschlechter) gleichermaßen bezeichnet, und zwar deshalb, weil hier Geschlechts-

9 Vgl. dazu die Nachhilfestunde, die Rüdiger Harnisch unter der Überschrift *Inklusiver Gegensatz. Logik und Sprachlogik* (FAZ, 28. 10. 2020) Anatol Stefanowitsch erteilt hat, der dieses Prinzip nicht kannte.

zugehörigkeit nicht ausgedrückt ist und schon gar nicht ‚mitgemeint‘ wird: Sie spielt hier einfach keine Rolle. Anatol Stefanowitsch hält diese simple Einsicht für eine „kuriose Hypothese“¹⁰, was zeigt, dass er einen elementaren linguistischen Mechanismus nicht versteht. In Funktion B wird nach Sexus kontrastiert, und zwar binär. Hier wird zwischen Männern und Frauen differenziert. Besondere Endungen für weitere Geschlechter sind nicht bekannt.

Stefanowitsch behauptet, es gebe „auf der Ebene des aktuellen Forschungsstandes keine einzige linguistisch fundierte Verteidigung des generischen Maskulinums.“¹¹ Einen grammatischen Sachverhalt braucht man nicht zu verteidigen, es reicht, ihn plausibel zu beschreiben. Stefanowitsch ist kein Grammatiker.

Das generische Maskulinum ist keineswegs eine neue Erscheinung, wie gelegentlich behauptet wird: „Das generische Maskulinum ist aus sprachhistorischer Perspektive übrigens [...] vergleichsweise ‚neu‘ und wird [...] erst seit Anfang des 20. Jahrhunderts verwendet.“¹² Das ist falsch und beruht auf einer Verwechslung von Weltwissen und Sprache. Es trifft zu, dass bis vor einigen Jahrzehnten viele Berufe und Tätigkeiten Männerdomänen waren. Deshalb bezeichneten Ausdrücke wie *Pfarrer*, *Professor* oder *Kommissar*, aber auch solche mit weniger Prestige wie *Sauhirt*, *Abdecker* oder *Henkersknecht* nur Männer. Dies ist eine historische Tatsache, die die generische Grundbedeutung dieser Wörter keineswegs außer Kraft setzt. Die Welt hat sich geändert, nicht die Sprache, und deshalb gibt es heute Pfarrerinnen, Professorinnen und Kommissarinnen. Dass es keine Sauhirtinnen, Abdeckerinnen und Henkersmägde gibt, hat keine sprachlichen, sondern historische Gründe. Wörter wie *Bauer*, *Bürger*, *Töpfer* zeigen, dass maskuline Personenbezeichnungen in früheren Zeiten genauso generisch funktionierten wie heute und dass man sie movierte zu *Bäurin*, *Bürgerin*, *Töpferin*, wenn das erforderlich war.

Es wird immer wieder empfohlen, generische Maskulina zu vermeiden, um in der Sprache „Geschlechtergerechtigkeit“ herzustellen. Diese Ratgeber haben nicht verstanden, dass die generischen Maskulina (und Feminina und Neutra) den großen Vorzug haben, in ihrer Grundbedeutung keinen Sexusbezug zu haben, dass sie neutral für Personen beliebigen Geschlechts stehen. Diese Empfehlung ist oft von der Behauptung begleitet, die generischen Maskulina seien nur eine schlechte Angewohnheit, nachlässiger Sprachgebrauch, den man verändern

10 Stefanowitsch, Anatol, Wer redet hier von wem? Gender-Narzissmus. In: FAZ, 21. 10. 2020, S. N3.

11 Die Zeit, 30. 5. 2018, zit. nach Eisenberg, Peter, Sprache nicht misshandeln. In: Tagesspiegel, 6. 8. 2018.

12 Kirstin Schindler, Professorin für Germanistik in Köln [<https://www.news4teachers.de/2021/02/expertin-zum-dudenstreit-das-generische-maskulinum-ist-vergleichsweise-neu/>].

könne, wenn man hinreichend „sprachsensibel“ sei. Sie verkennt, wie tief generische Mechanismen in der Grammatik verankert sind – nicht nur beim Genus, wie ich gezeigt habe.

Die Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Hannover antwortete auf die Frage, ob ein Mitarbeiter der Stadtverwaltung, der sich weigere, nach Vorschrift zu gendern, bestraft werden würde: „Im Moment wird niemand sanktioniert, wenn er oder sie eine andere geschlechtergerechte Formulierung oder sogar das generische Maskulinum verwendet.“¹³ „Im Moment“ bedeutet, dass sich das ändern wird, und das ist eine Drohung. „Oder sogar das generische Maskulinum“ ist zu lesen als: „Das generische Maskulinum ist eine extreme, abseitige, un gute Form“. Sie ist zwar im grammatischen System des Deutschen bestens verankert, wird aber in Hannover und andernorts von Amts wegen bekämpft.

Das Gendern kann zu sachlichen Fehlern führen. Die Aussage, im November 1938 seien in Deutschland die „jüdischen Münchner*innen“ nach Dachau verschleppt worden, ist falsch: davon waren nur die (im Sinne der nationalsozialistischen Rassegesetze) jüdischen Männer betroffen.¹⁴

Das Gendern kann zu Fälschungen führen, etwa in der Übersetzung des Wortes „Americans“ im folgenden Satz Donald Trumps (im ZDF am 18. 11. 2020, 12.24h): „Wir haben alle Amerikaner*innen gebeten, wachsam zu bleiben [...]“.

Die Sapir-Whorf-Hypothese und die Sprechakttheorie

Die Sapir-Whorf-Hypothese ist benannt nach den amerikanischen Sprachforschern Edward Sapir (1884-1939) und Benjamin Lee Whorf (1897-1941). Sie besagt, dass die grammatische Struktur jeder Sprache die Denkmöglichkeiten ihrer Sprecher determiniere. Man spricht deshalb auch von „Sprachdeterminismus“ oder „sprachlichem Relativismus“, weil menschliches Erkennen und Denken dieser Hypothese zufolge nur im Rahmen der Möglichkeiten erfolgen kann, die die Strukturen der jeweiligen Sprache vorgeben. Ausgearbeitet wurde diese Hypothese an der Hopi-Sprache, einer uto-aztekischen Sprache, die in Arizona gesprochen wird. Whorf behauptete, dass diese Sprache ihre Sprecher daran hindere, einen physikalischen Zeitbegriff zu entwickeln, weil sie ihnen dazu keine Mittel bereitstelle. Das ist inzwischen widerlegt. Die Sapir-Whorf-Hypothese gehört zu den sogenannten Weltbild-Theorien, zu denen auch Wilhelm von Humboldts Vorstellungen von einer „inneren Sprachform“ gehören, ebenso die von Leo Weisgerber entwickelte „inhaltbezogene Grammatik“, Samu-

13 Die Zeit, 8. 10. 2020, S. 10.

14 Presser, Ellen, Jüd*innen und anderer Gender-Stuss. Jüdische Allgemeine, 11. 3. 2021.

el Ichiye Hayakawas „General Semantics“ oder die „Semantic Primitives“ von Anna Wierzbicka.

Unbestritten ist, dass Sprache und Denken miteinander zusammenhängen und einander bedingen. Unklar und umstritten ist, wie das genau funktioniert und welche sprachlichen und kognitiven Strukturen und Funktionen dabei welche Rolle spielen. Es ist deshalb ratsam, allenfalls vorsichtige, schwache Versionen solcher Theorien in Betracht zu ziehen. Höchst zweifelhaft ist es, ob und wie durch planmäßige Eingriffe in eine Sprache das Denken ihrer Sprecher beeinflusst werden kann. Ein entsprechendes Gedankenexperiment hat George Orwell in seinem Roman „1984“ vorgestellt. Totalitäre Regimes haben immer wieder in Sprachen eingegriffen, um ihre Untertanen zum „richtigen“ Denken zu bringen. Das geschah durch Verbote bestimmter Wörter und Gebote anderer Wörter, bisher aber nicht durch Verbote oder Gebote, die grammatische Strukturen betreffen.

Die RGG mischt eine sehr starke Version der Sapir-Whorf-Hypothese mit einer nicht einmal oberflächlich verstandenen Sprechakttheorie. Die Sprechakttheorie besagt, dass man durch Sprechen handeln kann, dass Sprechakte soziale Handlungen sein können. So schreibt Robert Habeck: „Nur was wir sagen können, können wir denken. Was wir aussprechen, wird Wirklichkeit.“¹⁵ Das trifft nicht zu. Wir können vieles denken, was wir nicht sagen können, z.B. Musik, Tanz oder Farben. Und nur in den sogenannten performativen Sprechakten wird Wirklichkeit geschaffen, z.B. *Hiermit verurteile ich Sie zu 20 Tagessätzen*, gesprochen von einem Richter im vorgesehenen institutionellen Rahmen.¹⁶ Normalerweise reden wir über die Wirklichkeit und schaffen keine neue Wirklichkeit.

Weiter schreibt Habeck: „Sprache schafft eine ganz bestimmte Wahrnehmung von Wirklichkeit.“¹⁷ Angewandt auf unser Thema heißt das, dass das Gendern das Mittel ist, die Wahrnehmung des Geschlechts von Menschen durch sprachliche Mittel zu steuern. Sprache wird als Instrument betrachtet, eine politisch gewünschte Wahrnehmung herbeizuführen. Man nennt das Sprachlenkung.¹⁸

Die RGG will grammatische Strukturen ändern, um das Denken der Sprecher zu ändern und so auf das reale Sein einzuwirken. Sie stellt damit die Beziehung zwischen Ursachen und Folgen auf den Kopf: Bisher galt, dass Benachteiligungen von Frauen im Sein, in realen Leben zu bekämpfen seien, was dann (vielleicht) Folgen für das Denken haben könne. Ob es von dort aus auf die Sprache übergreift und ggf. in welchen Formen, ist nicht seriös vorherzusagen.

15 Habeck, Robert, Wer wir sein könnten. Warum unsere Demokratie eine offene und vielfältige Sprache braucht. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2018, S. 11.

16 MLS (wie Anm. 8), s.v. Performative Äußerung S. 504, s.v. Sprechaktklassifikation, S. 662.

17 Habeck, Wer wir sein könnten (wie Anm. 15), S. 35.

18 MLS (wie Anm. 8), s.v. Sprachlenkung, S. 647.

Die RGG hegt magische Vorstellungen von der Sprache und ihrer Veränderung. Wenn sprachliche Sachverhalte durch politische Vorschriften verändert werden, so glaubt sie, dann verändern sich auch die realen Verhältnisse. Sie will die Sprache gezielt verändern, um die Wirklichkeit zu verändern. Sie verhängt Tabus gegen einzelne Wörter und ganze grammatische Strukturen, um die Welt zu verbessern. Man nennt das Exorzismus. Das Ganze ist eine Karikatur der Weltbild-Theorien.

Das Bundesverfassungsgericht hat 2017 entschieden, dass in Personenstandsdokumenten, etwa in Geburtsurkunden, neben „männlich“ und „weiblich“ eine dritte Möglichkeit geschaffen werden müsse, die dann „divers“ genannt wurde. Sehr schnell kam die Forderung auf, dafür müsse eine sprachliche Entsprechung geschaffen werden (was sich aus dem Urteil keineswegs ergibt). In einem Kommentar dazu heißt es im Sinne der RGG: „Darüber hinaus existieren, wie man weiss, verschiedene andere Ausprägungen [sexuelle Orientierungen, Verf.]. Für Letztere gibt es im Deutschen bis anhin kaum lexikalische Ausdrucksmöglichkeiten, es liegt eine Benennungslücke vor.“¹⁹ Das kann man bezweifeln: Brauchen wir wirklich separate Benennungen für die inzwischen etwa 60 Ausprägungen von „divers“ samt den dafür erforderlichen Pronomina?

Zur Forschungsgeschichte

In der Fachliteratur zur Kategorie Genus werden zwei entgegengesetzte Positionen vertreten. Position A vertritt den Standpunkt, dass Genus und Sexus eng miteinander zusammenhängen und dass sich Genus historisch als Ausdruck des Sexusgegensatzes entwickelt habe. Position B bestreitet dies und erklärt Genus zu einer formalen grammatischen Kategorie, die (weitgehend) unabhängig von Sexus entstanden und dementsprechend in ihren Formen und Funktionen autonom sei.²⁰

Position A beruft sich gern auf die Deutsche Grammatik von Jacob Grimm²¹, in der dieser Zusammenhang nachdrücklich behauptet wurde. Grimm beschreibt

19 Diewald, Gabriele/Nübling, Damaris, Genus und Sexus: Es ist kompliziert. Natürliches und grammatisches Geschlecht sind enger verwoben, als behauptet wird. Das gilt bei Tieren, Flüssen und Menschen. In: Neue Zürcher Zeitung, 17. 12. 2020.

20 Vgl. zur Geschichte der Grammatikschreibung zum Genus im Deutschen Doleschal, Ursula, Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. In: Linguistik online 11, 2, 2002, S. 39-70 [https://doi.org/10.13092/lo.11.915]. Doleschal trägt die expliziten Aussagen der Grammatiker zum Genus seit dem 16. Jahrhundert vor, legt aber keine konsistente Analyse des grammatischen Gehalts ihrer Beschreibungen vor. Der Ausdruck „generisches Maskulinum“ taucht ihr zufolge erst im späten 20. Jahrhundert auf. Das besagt aber nicht, dass der damit bezeichnete Sachverhalt nicht schon deutlich früher gesehen wurde.

21 https://www.deutschestextarchiv.de/book/show/grimm_grammatik01_1822.

ihn so: „das maskulinum scheint das frühere, größere, festere, raschere, das thätige, bewegliche, zeugende; das femininum das spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende“. Es ist offenkundig, dass Grimm hier biedermeierliche Geschlechterrollen vortrug und keine grammatische Aussage traf.

Doris Weber hat die Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Positionen bis zum Ende des 20. Jahrhunderts nachgezeichnet.²² Sie zeigt, dass die Position A seit Karl Brugmanns Kritik an Grimms romantischem, „animistischem“ Genus-Konzept kaum mehr vertreten wurde. Brugmann schrieb: „[Es] muß behauptet werden, daß Maskulinum und Femininum als grammatische Geschlechter für die Sprache des gewöhnlichen Lebens eine nichtssagende Form sind, daß die Vorstellung der Männlichkeit oder die der Weiblichkeit durch sie weder im eigentlichen noch auch im bildlichen Sinne angeregt wird.“²³ Neue grammatische Argumente sind seither nicht dazugekommen, wohl aber politisch-ideologische Behauptungen zugunsten der Position A. Auf sie stützt sich die RGG.

Empirische Befunde

Regelmäßig wird auf Assoziationstests verwiesen, um zu begründen, dass generische Maskulina ohne oder mit nur wenig Kontext eher auf Männer bezogen würden als auf ihre generische Grundbedeutung. Diese Tests stammen aus der Psychologie und sind anfällig für suggestive Manipulation: Werden die Fragen „richtig“ gestellt, sind die Ergebnisse vorhersagbar. Zudem haben Tests, die nach Assoziationen bei Einzelwörtern und kleinen Sätzen fragen, keinen Kontext. Reale Sprachverwendung hat jedoch Kontext. Die getestete Gruppe ist in der Regel sehr klein, und sie ist sozial homogen (meist Psychologiestudenten). Bei Fernfahrern oder Supermarktkassiererinnen wären andere Ergebnisse zu erwarten. In der Grammatikforschung spielen Assoziationstests aus guten Gründen keine Rolle.

Solche Tests gehen davon aus, dass Personenbezeichnungen ein „soziales Geschlecht“ („male bias“) eingeschrieben sei, dass sie – im Sinne der Markiertheitstheorie – gar nicht unmarkiert sein könnten. Wörtern wie *Spion*, *Soldat* oder *Mörder* sei „männlich“ als „soziales Geschlecht“ eingeschrieben, weil Testpersonen, denen man solche Wörter vorgelegt hat, bei ihnen zunächst und vor allem an Männer denken. Bei Wörtern wie *Kosmetiker*, *Florist* oder *Grundschullehrer* sei das weniger ausgeprägt. Das hat mit Weltwissen zu tun: Spione, Soldaten

22 Weber, Doris, Genus. Zur Funktion einer Nominalkategorie, exemplarisch dargestellt am Deutschen. Frankfurt am Main: Lang 2001.

23 Brugmann, Karl, Das Nominalgeschlecht in den indogermanischen Sprachen (1889). Wieder abgedruckt in: Sieburg, Heinz (Hg.), Sprache – Genus/Sexu. Frankfurt am Main usw.: Lang 1997, S. 33-43, hier: S. 33.

und Mörder sind bis heute meistens Männer, Floristen, Kosmetiker und Grundschullehrer sind meistens Frauen. Mit Grammatik hat das nichts zu tun: Wer Sexus markieren will, kann alle diese Wörter movieren, doch wenn Sexus keine Rolle spielt, lässt man das bleiben. Der Satz *Inzwischen sind etwa 10% der Bundeswehrsoldaten weiblich* ist grammatisch und semantisch völlig in Ordnung. Würde man *Soldaten* in *Soldatinnen* movieren, würde er sinnlos.

Sprachwandel

Es ist völlig klar, dass alle Sprachen sich ständig wandeln. Wäre das nicht so, sprächen wir heute noch Althochdeutsch. Am raschesten vollzieht sich Sprachwandel im Wortschatz, in der Grammatik dauert er länger, und ausgebaute Schrift- und Standardsprachen sind gegen Veränderungen stabiler als nur gesprochene Sprachen oder Dialekte.

Sprachwandel ist ein evolutionärer Prozess, der sich in der Regel „hinter dem Rücken“ der Sprachgemeinschaft abspielt, in der er abläuft. Rudi Keller hat das im Titel seines Buches „Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache“ griffig formuliert.²⁴ Er geht darin ausführlich auf die Frage ein, ob und inwiefern Sprachwandel „von Menschen gemacht“ ist oder nicht (v.a. S. 81-86). Die RGG beachtet diese höchst plausible Sprachwandeltheorie nicht.

Die Vertreter der RGG behaupten, dass das Gendern einfach nur Sprachwandel sei, wie er in vielen anderen Bereichen seit Jahrhunderten abläuft. Das ist ein Irrglaube. Das Gendern ist ein politisch motivierter Eingriff, durch den die Sprache verändert werden soll, kein natürlicher, spontaner, ungeplanter Prozess.

Allerdings wurde auch schon früher mit politischen Absichten in Sprachentwicklungen eingegriffen. Manchmal waren solche Eingriffe erfolgreich, etwa bei den puristischen Kampagnen des späten 19. Jahrhunderts, die keineswegs nur das Deutsche betrafen. Temporär erfolgreich, weil mit Sanktionen bedroht, waren die Sprachregelungen während der NS-Zeit und diejenigen in der DDR. All diese Eingriffe betrafen Wortschätze. Das Gendern hingegen greift tief in grammatische Strukturen ein und geht deshalb viel weiter als seine totalitären Vorbilder.

Die Movierung

Movierung bedeutet, dass man ein Lebewesen explizit als weiblich bezeichnet, indem man einem generischen Maskulinum eine Endung anhängt, z.B. *Lehrer-*

24 2. Überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen, Basel: Francke 1994.

in, *Löw-in*; manchmal löst das Umlaut aus, z.B. *Fransö-sin*, *Köch-in*.²⁵ Sie sind dann als Feminina markiert. Feminine Movierungen bezeichnen ausschließlich weibliche, maskuline Movierungen (z.B. *Witwer*, *Enterich*) ausschließlich männliche Lebewesen. Fast jede Bezeichnung für Personen und höhere Säugetiere lässt sich movieren.

Im Kernbereich des Wortschatzes erfolgt Sexusmarkierung vor allem durch Wortpaare, in deren Bedeutung der Sexusgegensatz enthalten ist: *Mann – Frau*, *Vater – Mutter*, *Sohn – Tochter*, *Katze – Kater*, *Stute – Hengst*. Man kann sie nicht movieren. Sie beruhen auf dem binären Gegensatz von weiblich und männlich, andere Geschlechtszuordnungen sieht die Sprache nicht vor. Das hat gute Gründe; es existiert hier keineswegs eine „Bezeichnungslücke“ (s.o.). Häufig gibt es zusammenfassende Oberbegriffe (sog. Hyperonyme) wie *Mensch*, *Eltern*, *Kind*, *Katze*, *Pferd*. In *Katze* sind alle Kater eingeschlossen, in *Pferd* ist der Sexusgegensatz aufgehoben. *Wallach* hat eine sexuelle Zusatzbedeutung: es ist die Bezeichnung für ein kastriertes männliches Pferd.

Der weitaus größte Teil der Personenbezeichnungen im Deutschen sind Wörter, die auf einem Verbstamm beruhen und davon mittels der Endung *-er* abgeleitet sind, z.B. *Bäcker*, *Lehrer*, *Räuber*. Diese Endung wurde in althochdeutscher Zeit aus dem Lateinischen entlehnt (*-arius*), wo sie eine ähnliche Funktion hatte, nämlich die Ableitung von Personen- und Funktionsbezeichnungen, z.B. *salararius* ‚Salzfischhändler‘ (zu *sal* ‚Salz‘), *aviarius* ‚Vogelwärter‘ (zu *avis* ‚Vogel‘), *lanarius* ‚Wollarbeiter‘ (zu *lana* ‚Wolle‘), *ficarius* ‚Feigenhändler‘ (zu *fica* ‚Feige‘).²⁶ Die Feminina dazu enden auf *-aria*, also *lanaria* usw. Sie sind parallele Bildungen, keine Ableitungen von den Maskulina. Die Behauptung, dieses Suffix habe „von Anfang an [...] das semantische Merkmal männlich“²⁷ besessen, ist schon deshalb falsch.

Die Endung *-er* gehört im heutigen Deutsch zu den produktivsten Ableitungssuffixen. Es gibt Tausende Wörter, die so gebildet sind. Hierher gehören auch die wenig zahlreichen Bildungen auf *-ler*, z.B. *Wissenschaft-ler*, und *-ner*, z.B. *Glöckner*. Solche Wörter sind Nomina agentis oder Handlungsnomina. Es gibt aber auch viele Bildungen auf *-er*, die keine Personen, sondern Gegenstände oder Instrumente bezeichnen, z.B. *Büstenhalter*, *Flaschenöffner*, *Hingucker*,

25 Vgl. dazu Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. 2. durchgesehene und ergänzte Auflage. Tübingen: Niemeyer 1995, S. 182-185.

26 Dieses Wortbildungsmittel wurde aus dem Deutschen in mehrere westslawische Sprachen entlehnt, wo es ebenfalls sehr produktiv wurde, z.B. tschechisch *pekař* ‚Bäcker‘, polnisch *piekarz* ‚Bäcker‘. Auch in den nord- und westgermanischen Sprachen hat sich diese Endung verbreitet, z.B. englisch *baker*, niederländisch *bakker*, schwedisch *bagare*.

27 Diewald, Gabriele, Mitgemeint, aber ausgeschlossen. Streit um das generische Maskulinum. In: Tagesspiegel, 17. 10. 2018.

Doppeldecker, Kartoffelpuffer, Müllschlucker. Weitere Bildungen auf *-er* gehören in andere Kategorien, z. B. *Walzer, Patzer, Seufzer, Paarhufer, Einzeller*. Man kann sie nicht gendern, und sie sind hier nicht weiter von Belang.

Weitere kleine Gruppen von maskulinen Personenbezeichnungen bildet man mit den Suffixen *-ling*, z.B. *Lehr-ling, Säug-ling, -bold*, z.B. *Tugend-bold, Witz-bold, -er-ich*, z.B. *Wüterich*, und *-er-jan* oder *-i-an*, z.B. *Dumm-er-jan, Blöd-i-an*. Sie alle kann man nicht movieren. Zumindest die Bildungen auf *-ling* sind sexusneutral verwendbar. Bildungen auf *-ling* und *-er-ich* können auch Sachbezeichnungen sein, z.B. *Fäustling, Bratling* oder *Knöterich*.

Handlungsnomina haben eine im Hinblick auf Sexus unspezifische Grundbedeutung, d.h. sie bezeichnen Personen beiderlei Geschlechts gleichermaßen. Sätze wie *Der pflichtbewusste Lehrer korrigiert auch sonntags* oder *Ein Arzt muss auch nein sagen können* sind unspezifisch: sie sagen nichts über Sexus aus, sie umfassen beide Geschlechter. *Lehrer* und *Arzt* werden hier im generischen Maskulinum und im generischen Singular verwendet.

Das Hauptmittel der Movierung ist die feminine Endung *-in*. Man kann sie bei (fast) jeder maskulinen Personenbezeichnung (und bei vielen Tierbezeichnungen) verwenden, wenn man ein weibliches Lebewesen bezeichnen will. Nicht einmal *Papst* ist eine Ausnahme. *Vater, Sohn, Bruder* sind das schon, aber aus semantischen Gründen. Movierte Formen können Umlaut aufweisen, z.B. *Ärztin, Köchin, Französin*, müssen das aber nicht, z.B. *Gattin, Botin*. Bei Zweisilblern mit unbetonter Endsilbe *-er* unterbleibt der Umlaut in der Regel, z.B. *Malerin, Fahrerin*.²⁸

Eine elementare Regel besagt, dass bei Wörtern, die mehrere Endungen haben, diejenige Endung das grammatische Verhalten des ganzen Wortes festlegt, die am Ende steht, hier also *-in*. Das Maskulinum des Grundworts spielt dann keine Rolle mehr. Der Plural lautet in allen Kasus *-in-nen* (*Lehr-er-in-nen*), der Genitiv Singular ist endungslos. Die Behauptung, die Endung *-er* an einem Verbstamm, die Maskulina herstellt (*Lehr-er*), und die Endung *-in*, die davon Feminina ableitet (*Lehr-er-in*), stünden auf derselben grammatischen Ebene, ist falsch. Das zeigt sich auch daran, dass mit *-in* auch Maskulina moviert werden, die endungslos sind, also kein *-er* aufweisen (*Köch-in, Nachbar-in*), aber auch solche, die entlehnte Endungen aufweisen und deren Stamm auf einen Konsonanten endet, z.B. *Konfirm-and-in, Quer-ul-ant-in, Kandid-at-in, Refer-ent-in, Millon-är-in, Kontroll-eur-in, Cell-ist-in, Band-it-in*.

Daneben gibt es ein paar entlehnte Endungen, die Movierung ermöglichen, z.B. *-ess(e)* (*Baron-ess, Polit-esse*), *-isse* (*Diakonisse*), *-euse* (*Disease*). Es gibt einen Fall, in dem doppelt moviert wird, nämlich *Prinz-ess-in*. Sehr selten ist –

28 Fleischer/Barz, Wortbildung (wie Anm. 25), S. 182f.

ine, z.B. *Cousine*, *Blondine*, auch in Eigennamen: *Christine*, *Wilhelmine*, *Hermine*. Umgangssprachlich sind Bildungen auf *-se* wie *Tippse* und *-sche* bei Familiennamen wie *die Müllersche* (die Frau eines Herrn Müller). Matrimoniale Ausdrücke, die die Ehefrau eines Funktionsträgers bezeichnen, sind weitgehend veraltet, z.B. *Arztfrau*, *Pfarrfrau*, ebenso die „patronymische Movierung“, mit der man eine Tochter nach ihrem Vater bezeichnen konnte, z.B. *Luise Millerin*, und die matrimoniale Movierung für Ehefrauen, z.B. *die Gottschedin*, *Katharina Lutherin*.²⁹

Zu *Wöchnerin* gibt es aus semantischen Gründen kein Maskulinum, obwohl *Wöchnerin* eine wohlgeformte Ableitung von **Wöchner* (<*Woche*) ist (das hochgestellte Sternchen bedeutet, dass diese Form ungrammatisch ist).

Die Behauptung, personenbezeichnende Maskulina seien auf ‚männlich‘ festgenagelt, ist falsch. Ebenso falsch ist die Behauptung, Ableitungen auf *-in* könnten generisch verwendet werden. Das können sie nicht: Sie bezeichnen ausschließlich weibliche Lebewesen.

Wer behauptet, movierte Feminina würden Männer ‚mitmeinen‘, der hat nicht verstanden, was ‚generisch‘ bedeutet. Das gilt z.B. für das Bundesjustizministerium, das 2020 einen Gesetzentwurf zum Sanierungs- und Insolvenzrecht vorlegte, in dem nur movierte Personenbezeichnungen wie *Geschäftsführerin* oder *Verbraucherin* vorkamen. Das sind zwar Feminina, aber keine generischen Feminina, sondern Movierungen auf *-in*, und die bezeichnen ausschließlich weibliche Personen. Das hätte bedeutet, dass das Gesetz lediglich für Frauen gegolten hätte, nicht aber für Männer und ‚Diverse‘. Es wäre an diesem Punkt hinter Ulpianus zurückgefallen. Der Entwurf wurde vom Bundesinnenministerium noch rechtzeitig gestoppt. Man ließ mitteilen, das ‚generische Femininum‘ sei bisher ‚sprachwissenschaftlich nicht anerkannt‘.³⁰ Das trifft nicht zu: Es gibt sehr wohl generische Feminina wie *Waise* oder *Geisel*. Auch das Innenministerium hat nicht verstanden, was ‚generisch‘ bedeutet.

29 Vgl. dazu Werth, Alexander, Die onymische Movierung. In: Christine Ganslmayer/Christian Schwarz (Hgg.): Historische Wortbildung. Hildesheim: Olms 2021, S. 349-381 sowie Schmuck, Mirjam, Movierung weiblicher Familiennamen im Frühneuhochdeutschen und ihre heutigen Reflexe. In: Johannes Helmbrecht (Hg.), Namengrammatik. Linguistische Berichte Sonderheft 23. Hamburg: Buske 2017, S. 33-58.

30 Bergmann, Julia, Besser keine ‚Geschäftsführerin‘ und ‚Schuldnerin‘. Süddeutsche Zeitung, 12. 10. 2020. Vgl. dazu auch Eisenberg, Peter, Das falsche Weibliche zieht uns hinan. Wer ist gemeint, wer ist mitgemeint? Anmerkungen zum Unterschied zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht. FAZ, 23. 10. 2020, S. 9 sowie Brodkorb, Matthias, Gendersternchen und generisches Femininum – Der Narzissmus der gendergerechten Sprache. In: Cicero, 13. 10. 2020 [https://www.cicero.de/innenpolitik/gendersternchen-generisches-femininum-narzissmus-sprache].

Wenn personenbezeichnende Maskulina auf die Bezeichnung männlicher Lebewesen festgelegt wären, wäre Movierung gar nicht möglich. *Lehrerin* kann nur deshalb die Bedeutung ‚Frau, die lehrt‘ haben, weil *Lehrer* die Grundbedeutung ‚Person beliebigen Geschlechts, die lehrt‘ hat. Hätte *Lehrer* die Bedeutung ‚Mann, der lehrt‘, würde *Lehrerin* sinnlos, denn das Wort würde dann ‚männliche Lehrerin‘ bedeuten. Hätte das Femininum *Geisel* die Bedeutung ‚weibliche Person, die sich in Geiselhaf befindet‘, dann wäre der Satz *Hans-Georg war ein Jahr lang Geisel der Islamisten* sinnlos, es sei denn, Hans-Georg wäre eine Frau.³¹ Das ist ein sehr starkes Argument dafür, maskulinen Bezeichnungen für Lebewesen eine generische Grundbedeutung zuzuschreiben. Das zweite Beispiel zeigt, dass das auch für generische Feminina gilt.

Feminina, die Institutionen bezeichnen, ziehen generische Maskulina nach sich, z.B. *Die Polizei, dein Freund und Helfer* oder *Die Universität ist der größte Arbeitgeber in Tübingen*. Das liegt daran, dass Institutionen kein natürliches Geschlecht haben.

Der alltägliche Sprachgebrauch sperrt sich ebenfalls gegen das Gendern. Wir gehen zum Friseur, zum Zahnarzt, zum Italiener, und damit sind auch alle Friseurinnen, Zahnärztinnen und Italienerinnen, die ein Restaurant betreiben, bezeichnet. Der Bäcker um die Ecke, der Rechtsanwalt am Bahnhof, der Gemüsetürke in der Mohnstraße: Sie alle sind nicht auf „männlich“ festgelegt, sondern können sehr wohl Frauen sein. Aber auch Männer oder „Diverse“.

Logische Probleme

Es gibt Fälle, in denen die Movierung Unsinn erzeugt, z.B. in *Frauen sind die besseren Autofahrerinnen*. Der Satz ist sinnlos, weil man eine Menge X (die Frauen) nicht vergleichen kann mit einer Menge Y (den Autofahrerinnen), die in der Extension von X enthalten ist (mit ‚Extension‘ wird der Bedeutungsumfang eines Ausdrucks bezeichnet): X impliziert Y. Das schließt aus, dass man X mit Y vergleichen kann. Man kann diesen Satz auf die Spitze treiben mit *Frauen sind die besseren Frauen*. Sinnvoll ist der Satz nur, wenn das generische Maskulinum verwendet wird, nämlich: *Frauen sind die besseren Autofahrer*. Dann ist klar, dass hier *Frauen* der markierte, *Autofahrer* der unmarkierte Pol ist, der sämtliche Autofahrerinnen einschließt. Nur dann ist diese Aussage sinnvoll.

31 Vgl. dazu Trutkowski, Ewa, Wie generisch ist das generische Maskulinum? Über Genus und Sexus im Deutschen. In: ZAS Papers in Linguistics 59, 2018, S. 83-96.

Unsinnig ist auch die doppelte Markierung mittels des Adjektivs *weiblich*, z.B. *weibliche Teilnehmerinnen* oder *weibliche Spitzenkandidatin*.³² Die Movierung reicht völlig aus, um mitzuteilen, dass es sich (ausschließlich) um Frauen handelt.

Logische Probleme gibt es auch in den folgenden Beispielen. In *Maja ist die beste Mathematikerin Kölns* wird Maja mit allen Mathematikerinnen Kölns verglichen, nicht aber mit den Mathematikern. Will man ausdrücken, dass sie auch in dieser Konkurrenz auf Platz 1 steht, kommt nur das Maskulinum in Frage: *Maja ist der beste Mathematiker Kölns*. Der grüne Europa-Abgeordnete Sven Giegold sagte, die EU müsse die Aufnahmen von bedrohten Afghanen zur „Cheffinnensache“ machen.³³ Er setzte damit Ursula von der Leyen in den Plural, was Unsinn ist. Angela Merkel gehört zweifellos zu den bedeutendsten Kanzlern unserer Republik. Die Aussage, sie gehöre zu den bedeutendsten Kanzlerinnen, wäre sinnlos, denn es gibt keine Vergleichsmöglichkeit.

Generische Feminina und Neutra

Einige generische Feminina kann man nicht movieren, z.B. *Geisel*, *Person*, *(Leit-) Figur*, *(Lehr-) Kraft*, *Wache*, *Leuchte*, *Ordonnanz*, *Kanaille*, *Koryphäe* oder *Leiche* und – aus semantischen Gründen – *Ammen*. Bei einigen Tierbezeichnungen kann man die Endung *-erich* zu diesem Zweck verwenden, z.B. *Gänserich* (neben *Ganter*), *Enterich* (neben *Erpel*). Es gibt auch Maskulina, die ausschließlich Frauen bezeichnen, z.B. *Blaustrumpf* und *Backfisch*. Das liegt daran, dass es Metaphern sind und das Zweitglied ein Maskulinum ist. Mit den Maskulina *Teenager* und *Teenie* kann man Mädchen und Buben gleichermaßen bezeichnen.

Andere generische Feminina kann man movieren, um männliche Lebewesen zu bezeichnen. Beispiel sind *Witwe-r*, *Hexe-r* oder *Bräut-igam*. Die Witwenrente steht auch Männern zu, die Hexenprozesse in der Frühen Neuzeit betrafen nicht nur Frauen, und die einst übliche Brautzeit zwischen Verlobung und Hochzeit wäre ohne einen Bräutigam nicht möglich gewesen. Aber auch hier ist schon Unfug zu besichtigen: „Im Übrigen zieht es bei den Witwern und Witwerrinnen eher die Männer vor den Traualtar.“³⁴ Auch bei Tierbezeichnungen gibt es solche Fälle, z.B. *Tauber*, *Ganter* (zu *Gans*).

32 Vgl. dazu Harnisch, Rüdiger, Von weiblichen Leserinnen und Frauenskispringerinnen. Tautologische Syntagmen auf dem Weg zu festen Konstruktionen. In: Anja Binanzer et al. (Hgg.): Prototypen – Schemata – Konstruktionen. Berlin, Boston: de Gruyter 2021, S. 13-30.

33 FAZ online, 31. 8. 2021.

34 Brandstetter, Barbara, Wenn Senioren wieder heiraten. FAZ, 7. 8. 21, S. 29.

Es gibt nur wenige Personenbezeichnungen im Genus Neutrum. *Mädchen* und *Fräulein* sind Neutra, weil ihre Endung das verlangt: alle Wörter auf *-chen* und *-lein* sind Neutra. Man kann sie nicht movieren, weshalb man Frauen wie Männer als *Schätzchen* oder *Kindlein* bezeichnen kann. Über die Frage, weshalb *Weib* ein Neutrum ist, wurde viel spekuliert; die Etymologie dieses Wortes ist ganz unklar.³⁵ *Mannequin* und *Model* sind Neutra, die vor allem Frauen bezeichnen. Das „Femineutrum“ (z.B. *das Anna, unsa Hildegaard*) wird in einigen Dialekten in informellen, familiären Registern verwendet (auf Kölsch: *unsa Schangtal sin Jürtel sin Schnall*).³⁶

Es wird behauptet, personenbezeichnende Neutra seien grundsätzlich abwertend. Das Wort *Weib* wird gern als Paradebeispiel für das „dehumanisierende Neutrum“ herangezogen.³⁷ Was heißt das? Kann eine Formklasse wie ein Genus oder ein Kasus „dehumanisierend“ sein?

Der bereits erwähnte Leo Weisgerber beklagte in mehreren Schriften die „Akkusativierung des Menschen“, die darin liege, dass Dativobjekte (z.B. *ich liefere jemandem etwas*) durch Akkusativobjekte (*ich beliefere jemanden mit etwas*) ersetzt würden. Er erblickte darin eine Abkehr von einem persönlichen Verhältnis zu einem kalten, sachlichen Zugriff. Verben mit *be-*, die den Akkusativ regieren, wurde eine „herrschsüchtige Vorsilbe“ angekreidet. Der Akkusativ wurde damit moralisch diskreditiert. Hermann Kolb wies diese Auffassung zurück: „Der Akkusativ ist weder inhuman noch human, sondern eine grammatische Form, die von human und inhuman Gesinnten gebraucht werden kann.“³⁸ Ulrich Engel hat (ironisch) mit dem „inhumanen Dativ“ repliziert, denn Dativobjekte können auch Unangenehmes ausdrücken, z.B. *nehmen, entwenden, rauben*.³⁹ Dass Damaris Nübling das Genus Neutrum beschuldigt, „dehumanisierend“ zu sein, bezeugt ein vorwissenschaftliches Verständnis von Grammatik.

Es gibt personenbezeichnende Neutra, die abwertende Bedeutung haben, z.B. *Luder, Ekel, Monster*. Die Abwertung beruht aber nicht auf ihrem Genus, sondern auf der Wortbedeutung. Neben ihnen steht eine Reihe von Neutra, die kei-

35 Vgl. Kluge Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 25. durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin, Boston: de Gruyter 2011, S. 976.

36 MLS (wie Anm. 8), s.v. Femineutrum, S. 199.

37 Nübling, Damaris, Genus und Geschlecht: Zum Zusammenhang von grammatischer, biologischer und sozialer Kategorisierung (=Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz). Stuttgart: Franz Steiner 2020, S. 27.

38 Kolb, Hermann, Der inhumane Akkusativ. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 16, 1960, S. 168-177, hier: S. 177.

39 Engel, Ulrich, Der inhumane Dativ. In: Blächut, Edyta/Jarosz, Józef/Małgorzewicz, Anna/Opilowski, Roman (Hgg.): Sprachwissenschaft im Fokus germanistischer Forschung und Lehre (Sprache – Literatur – Kultur im germanistischen Gefüge, 1). Wrocław, Dresden: ATUT/Neisse, 2013, S. 65-70, hier: S. 67.

neswegs abwertende Bedeutung haben, z. B. *Kind, Mitglied, Genie, Individuum*. Man kann sie weder zu Feminina noch zu Maskulina gendern. Personenbezeichnende Neutra können ohne Probleme mit generischen Maskulina prädikativ verbunden werden, z.B. *Dieses Model ist ein Versager* oder *Dieses Individuum ist ein schlechter Lügner*.

Nominalklassen und Klassensprachen

Ich habe bereits erwähnt, dass manche Sprachen drei Genera haben wie das Deutsche, andere nur zwei (wie das Französische oder das Schwedische). Man nennt sie Genussprachen. Klassensprachen unterteilen das Inventar ihrer Nomina, manchmal auch ihrer Verben, durch Affixe (Vor- und Nachsilben) in verschiedene Klassen. Diese Klassen können mit Sachverhalten der äußeren Welt korrespondieren, z.B. belebt vs. unbelebt, groß vs. klein, rund vs. spitz, aber sie können auch rein der Form nach gebildet sein. Klassenmarker werden in der Regel auch an Pronomina und Adjektiven angefügt, um Kongruenz sicherzustellen.⁴⁰ Formal gesehen sind die Genussprachen eine Teilmenge der Klassensprachen: Sie enthalten zwei oder drei solche Klassen, nämlich die Genera.

Daneben gibt es Sprachen, die gar kein Genus aufweisen, z.B. das Finnische, das Ungarische oder das Bengalische. In solchen Sprachen kommt allenfalls bei den Pronomina Sexusdifferenzierung vor. Ein Beispiel dafür ist das Englische, das zwischen *he* und *she* (und ihren Flexionsformen) unterscheidet, aber kein Nominalgenus (mehr) hat – Sprachwandel hat es zum Verschwinden gebracht. In Gemeinschaften, deren Sprachen kein nominales Genus kennen, müsste es also völlig „geschlechtergerecht“ zugehen, weil Diskriminierung auf der Grundlage von Genus dort gar nicht möglich ist, etwa im Türkischen.

Das Gendern und die Deklination

Substantive kann man deklinieren, also in den Plural setzen (*Frau – Frauen*) oder in den Genitiv (*Kind – Kindes*). Man kann sie aber nicht nach Genus deklinieren – bisher hat noch niemand behauptet, dass Frau das Femininum von Mann oder Mann das Maskulinum von Frau sei. Aber Wörter anderer Wortarten dekliniert man nach Genus, nämlich die Artikel, die Adjektive, die Pronomina und die Partizipien. Das liegt daran, dass sie in vielen Fällen mit dem Substantiv, auf das sie sich beziehen, übereinstimmen müssen: *der/dieser schöne Mann, ein schöner Mann, mein geliebter Mann, ihr liebender Mann*. Das Substantiv zwingt seiner syntaktischen Umgebung sein Genus auf.

40 MLS (wie Anm. 8). s.v. Klassensprache, S. 336.

Genus ist den Substantiven inhärent (mit ein paar Sonderfällen wie *der/das Joghurt, der/das/die Band*). Es ist bei den Substantiven im Prinzip unveränderlich. Das schließt nicht aus, dass manche von ihnen im Laufe der Sprachgeschichte das Genus gewechselt haben und dass Dialekte von Standard abweichen, z.B. das Schwäbische: *der Butter, der Sofa*.

Im Deutschen werden die Substantive in vier Deklinationen eingeteilt, von denen drei die Maskulina und Neutra betreffen und die vierte die Feminina, was uns hier nicht näher interessieren muss.⁴¹ Wenn man sie nach der Pluralbildung einteilt, ergeben sich sechs Typen, von denen einer für unseren Gegenstand bedeutsam ist: der s-Plural.⁴² Er tritt bei Substantiven unabhängig von ihrem Genus auf – anders als bei den fünf anderen Typen, und er ist grundsätzlich nichtsilbisch. Die Klasse der Substantive, die den s-Plural haben, umfasst die Eigennamen, z.B. *die beiden Koreas, alle Monikas meines Jahrgangs, die Bachs* (im Unterschied zum Gattungsnamen: *die Bäche*), viele Fremdwörter, z.B. *Tunnels, Stars, Kretins*, Buchstabenabkürzungen, z.B. *BMW's, BH's, TOP's*, und Kurzwörter, z.B. *Prolls, Loks*, auch solche, die auf *-i* oder *-o* abgeleitet sind, z.B. *Assi, Realo*. Und schließlich all die Wörter, die zwei Vollvokalen aufweisen, z.B. *Oma, Auto, Uhu, Mutti*.

Wörter mit zwei Vollvokalen und Abkürzungswörter auf Vollvokal (*-a, -i, -o, -u*) mit s-Plural sind kaum zu gendern. Beispiele auf *-i* sind *Chauvi, Hippie, Assi* und *Nazi*. Für weibliche Nazis gab es schon in den 1930er Jahren die spöttische Bildung *Nazisse*, für die leicht ein regulärer n-Plural zu bilden ist: *Nazissen*. Wenn man *Chauvi* und *Assi* die Endung *-in(nen)* anfügt, dann ergeben sich die problematischen Schreibungen *Chauvi*in(nen)*, *Assi*in(nen)*. Im Gesprochenen würde ein silbentrennender Hiatus erforderlich, also ein neuer Stimmeinsatz nach einem Knacklaut: *Chauvi?in(nen)*, *Assi?in(nen)*.⁴³ Vergleichbare Probleme ergeben sich bei Wörtern, die auf einen der anderen Vollvokale enden, z.B. *Papua, Rasta, Desperado, Eskimo, Guru, Hindu*. Auf betontes *-e* enden ein paar Fremdwörter aus dem Französischen, z.B. *Attaché, Envoyé*. Im Geschriebenen kann man das Femininum nach französischem Vorbild durch ein weiteres *-e* bilden: *Attachée, Envoyée*. Aber im Gesprochenen: *Attacheuse, Envoyeuse* oder *Attaché?in, Envoyé?in*? Bei den (wenigen) Wörtern auf *-a* und *-u* wird man sich damit begnügen müssen, den Sexusunterschied nur am Artikel auszudrücken, also *der/die Papua, der/die Rasta, der/die Guru, der/die Hindu*. Mitunter wird *-a* als prototypische Femininendung verwendet: *Realo* vs. *Reala, Norma-*

41 Vgl. dazu Eisenberg, Peter, Grundriss der deutschen Grammatik. Das Wort. 5. Auflage unter Mitarbeit von Nanna Fuhrhop. Heidelberg, Berlin: J. B Metzler im Springer-Verlag 2020, S. 167-178.

42 Eisenberg, Grundriss der deutschen Grammatik (wie Anm. 41), S. 173-176.

43 Das Zeichen ? bezeichnet im phonetischen Alphabet den glottalen Knacklaut (Glottisschlag).

lo vs. *Normala*. Bei *Desperado* kann man die ausgangssprachliche Möglichkeit verwenden, das Femininum zu markieren: *Desperada*. Aber **Eskima?* Erhebliche Probleme ergeben sich beim Plural: die *Papuas*innen?* die *Eskimos*innen?* die *Hindus*innen?*

In den anderen Kasus ergeben sich weitere Probleme. Lautet der Dativ Plural *den Bürgern*innen* oder *den Bürger*innen*n?* Die Schreibung *Bürgern*innen* verändert die Silbenstruktur, weil das Plural-n von *Bürgern* zum Anfangsrand der Folgesilbe wird, die Schreibung *Bürger*innen*n* zerstört die morphologische Struktur der Endung *-innen*. Beim Genitiv ergeben sich weitere Probleme: *das Recht jede*s*r Bürgers*in auf [...]*, *die Freude des/der Lesers*in an [...]*.

Im Singular ergeben sich dann Probleme, wenn die maskuline Form eine nicht betonbare Schwa-Endung aufweist, z.B. *Kollege*, *Gatte*, *Halunke*, *Geologe*. Sie muss bei der Movierung getilgt werden, damit kein störender Hiatus entsteht. Die Schreibungen *Kolleg*in*, *Gatt*in*, *Halunk*in*, *Geolog*in* ergeben ein nicht existierendes Grundwort: **Kolleg*, **Gatt*, **Halunk*, **Geolog*.

Auch Abkürzungswörter mit auslautendem Konsonanten und s-Plural sind ebenfalls kaum zu gendern, z.B.: *Prof*, *Proll*: *Prof*in?* *Proll*in?* Im Plural dann *Prof*s*innen?* *Proll*s*innen?*

Die Rechtschreibung und der Genderstern

In der Schreibung des Deutschen sind Wörter dadurch gekennzeichnet, dass sie links und rechts Leerstellen haben, die sie von ihren Wortnachbarn trennen. Innerhalb von Wörtern sind Klammern (z.B. *Lehrer(in)*), der Apostroph (z.B. *Held'sche Apotheke*), der Schrägstrich (z.B. *Lehrer/in*) und Binde- und Abkürzungsstriche (z.B. *zum Aus-der-Haut-fahren*; *Wach- und Schließgesellschaft*) zugelassen, sonst nichts.⁴⁴ Der Trennstrich trennt Wörter bei Bedarf an Grenzen von Schreibsilben am Zeilenende (z.B. *Zeilen-en-de*). Die Amtliche Rechtschreibung regelt zudem den Punkt bei Abkürzungen (K1 – K6), die Anführungszeichen (K7 – K12) und den Gedankenstrich (K43 – K46)⁴⁵; sie sind für unser Thema ohne Belang.

Möglich sind demnach im Plural die Doppelnennung, das sogenannte Splitting (*Bürger und Bürgerinnen*; dazu unten Näheres), die Klammerung (*Bürger(innen)*) und der Schrägstrich (*Bürger/innen*). Bei Wörtern, die im Maskulinum eine Endung aufweisen, müssen Klammer und Schrägstrich doppelt gesetzt werden:

44 Vgl. dazu Eisenberg, Peter, Deutsche Orthografie. Regelwerk und Kommentar. Verfasst im Auftrag der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Berlin, Boston: de Gruyter 2017, S. 82f., 88f., 93, 96-98, 106-109.

45 Duden Die deutsche Rechtschreibung. 24. Auflage. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag 2006, S. 27-100.

Polizist(inn)en, Polizist/inn/en. Bei Wörtern, bei denen das Femininum Umlaut verlangt, funktioniert nur die Doppelnennung (Ärzte und Ärztinnen, aber nicht **Arzt(innen)* oder **Arzt/innen* oder **Ärzt(innen)* oder **Ärzt/innen*, denn es gibt weder einen Plural *Arzt* noch einen Singular *Ärzt*. Die „Offizielle Zeitschrift der Ärztekammer Berlin“ trug bis Mai 2021 den Namen *Berliner Ärzte*, seither heißt sie *Berliner Ärzt:innen* (die Berliner Ärztekammer heißt weiterhin so, versteht sich aber als „Abbild der Berliner Ärzt:innenschaft“).⁴⁶ Hier ist die Pluralendung *-e* auf der Strecke geblieben; das Wort **Ärzt*, wie gesagt, gibt es nicht.

Andere Beispiele, bei denen die Movierung Umlaut bewirkt, sind *Koch/Köchin, Jude/Jüdin, Anwalt/Anwältin*. Bei *Bauer/Bäurin* oder *Bayer/Bayrin* wird das Schwa in *Bauer* bzw. *Bayer* getilgt und die Endung *-in* an den auslautenden Konsonanten des Stammes angefügt wird, so dass die Silbenzahl erhalten bleibt und die Silbengrenze verschoben wird: *Bäu-rin, Bay-rin*.

Die RGG brachte zunächst das Binnen-I (*BürgerIn*), danach den Unterstrich (*Bürger_in*) ins Spiel, später dann den Genderstern (*Bürger*in*) und den Binnen-Doppelpunkt (*Bürger:in*). Der Genderstern hat keine sprachliche Referenz, er drückt keinen sprachlichen Sachverhalt aus. Er dient ausschließlich der Kundgabe einer Gesinnung. In der Linguistik ist der Asterisk etabliert erstens als Markierung einer rekonstruierten (nicht belegten) Form und zweitens als Markierung einer falschen, ungrammatischen Form. Er steht hochgestellt vor der entsprechenden Form, nie innerhalb einer Form. Der Genderstern markiert nach dieser Konvention eine falsche Form, was sicher nicht die Absicht seiner Verfechter ist. Der Doppelpunkt ist ein Satzzeichen, das innerhalb von Wörtern nicht vorkommen kann. Das x als Platzhalter (*Professx, Lehrx, Bürgx*), der das Genus ganz tilgen soll, ist eine eher lustige Arabeske. Die amtliche Rechtschreibung lässt alle diese Gender-Markierungen nicht zu.

Der „GenderStar“ kommt bei Robert Habeck nur einmal vor: „Wir Grüne [...] benutzen in unseren offiziellen Texten wie selbstverständlich den GenderStar, um sichtbar zu machen, dass alle Menschen in der Sprache ihren Platz haben.“⁴⁷ „Wie selbstverständlich“ heißt, dass dazu im November 2015 ein Parteitagsbeschluss gefasst wurde. Die Grünen haben über einen grammatischen Sachverhalt abgestimmt und beschlossen, der die ganze Sprachgemeinschaft betrifft. Das ist ein höchst bedenkliches Verständnis von Sprache, das jeder, der bei dieser Abstimmung nicht mitstimmen durfte, als autoritären Übergriff verstehen muss.

Gibt es überhaupt eine Institution, die Entscheidungen über Grammatik und Rechtschreibung treffen und dem Sprachvolk vorschreiben kann?

⁴⁶ Berliner Ärzt:innen, Ausgabe 06/2021.

⁴⁷ Habeck, Wer wir sein könnten (wie Anm. 15), S. 92.

Der Rat für deutsche Rechtschreibung hat klar begrenzte Kompetenzen⁴⁸. Er soll die Schreibleitung ständig beobachten, Zweifelsfälle klären und Vorschläge zur Anpassung des Regelwerks an den allgemeinen Wandel der Sprache erarbeiten und wissenschaftlich begründen. Er hat über seine Arbeit den zuständigen staatlichen Stellen regelmäßig zu berichten und sie zu begründen. Größere Veränderungen im Wörterverzeichnis oder gar Regelveränderungen darf er nicht vornehmen. „Die Kultusministerkonferenz der Länder beschließt dann gegebenenfalls, dass die vorgeschlagenen Änderungen in die Amtliche Regelung der deutschen Rechtschreibung aufgenommen werden sollen. Diese soll dann ihrerseits die verbindliche Grundlage des Unterrichts an allen Schulen werden.“⁴⁹

Das Gutachten der Wissenschaftlichen Dienste schließt mit folgendem Fazit: „1. Die amtliche Regelung der deutschen Rechtschreibung ist die verbindliche Grundlage des Unterrichts an allen Schulen. [...] Daher ist es nicht wahrscheinlich, dass eine davon abweichende Rechtschreibung an deutschen Schulen gelehrt oder praktiziert wird. Anderslautende Informationen liegen nicht vor. 2. Beamte und Angestellte des Bundes und der Länder haben im amtlichen Schriftverkehr das Regelwerk „Deutsche Rechtschreibung, Regeln und Wörterverzeichnis“ zu beachten. 3. Das Regelwerk „Deutsche Rechtschreibung, Regeln und Wörterverzeichnis“ ist auch für die Normsprache verbindlich.“⁵⁰

Was die RGG verlangt, sind Eingriffe, die weit über die Rechtschreibung hinausgehen, nämlich Eingriffe in zentrale Bereiche des grammatischen Systems. Das liegt jenseits der Kompetenzen des Rechtschreibrates, der sein Sekretariat im Institut für deutsche Sprache in Mannheim hat. Dessen Direktor Hennig Lobin ist ein kämpferischer Verfechter der RGG.

Die Doppelnennung

Es gibt im Deutschen eine Vielzahl formelhafter Ausdrücke, in denen zwei Ausdrücke durch ein *und* fest verbunden sind: *Kind und Kegel*, *beten und arbeiten*, (*sich*) *dumm und dämlich* (*verdienen*). Sie heißen Zwillingsformeln.⁵¹ Dabei gilt die Regel, dass der kürzere Ausdruck links (vorne) steht, der längere rechts (hinten). Diese Regel wird in Anreden verletzt, in denen das (längere) Femininum vor das (kürzere) Maskulinum gestellt wird, z.B. *Liebe Mitbürgerin*

48 Vgl. dazu Ickler, Theodor, Der Rat für deutsche Rechtschreibung in Dokumenten und Kommentaren. Berlin: Frank & Timme 2021.

49 Vgl. dazu Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages, Rechtsverbindlichkeit der Verwendung der deutschen Rechtschreibung in Schulen und anderen Einrichtungen. WD 10 – 3000 – 001/20 vom 27. Februar 2020, S. 5

50 Wissenschaftliche Dienste, Rechtsverbindlichkeit (wie Anm. 49), S. 11.

51 MLS (wie Anm. 8), s.v. Zwillingsformel, S. 792.

nen und Mitbürger! Solche Anreden werden als Höflichkeitsgesten den Frauen gegenüber verstanden. Sie erzwingen aber für das zweite Glied (die Mitbürger) die sexusmarkierte Lesart: die Mitbürger sind hier ausschließlich Männer. Die generische Lesart wird unterdrückt. Solche Doppelnennungen sind unhandlich und unökonomisch. Beispiel sind *Bayerischer Lehrer- und Lehrerinnenverband*, *Schweizerischer Mieterinnen- und Mieterverband*, *Deutsches Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt*, *Hörerinnen- und Hörertelefon*. Sie erzwingen die sexusmarkierte Lesart des Maskulinums: hier legt die *innen*-Form das Maskulinum kontrastierende auf ‚männlich‘ fest und verhindert die generische Lesart.

Zu Fehlern führt es, wenn nur ein Konjunktionsglied moviert wird. Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft warb auf einem Buchumschlag mit dem Satz: „Kommen Sie ins Gespräch mit Leserinnen und Autoren“. ⁵² In vielen Sendungen werden *Hörer und Zuschauerinnen* informiert, man liest, dass *Ärztinnen und Pfleger* demonstrieren, man hört, dass *Schülerinnen und Lehrer* unter Corona-Beschränkungen leiden. Diese Doppelungen sollen Geschlechtergerechtigkeit herstellen, indem ein Glied der Konjunktion moviert wird. Doch das funktioniert nicht, weil das movierte Femininum die männlichen Mitglieder der jeweiligen Gruppe ausschließt, hier also alle Leser, Zuschauer, Ärzte und Schüler.

Morphemgrenzen und Silbengrenzen

Die Verwendung movierter Feminina führt häufig dazu, dass eine Morphemgrenze fälschlich als Silbengrenze bestimmt wird. Was bedeutet das? Eine Grenze zwischen zwei Morphemen verläuft zwischen zwei bedeutungstragenden Einheiten innerhalb eines Wortes, z.B. *Haus#tür*, *tief#blau*, *auf#tun*, ebenso *Les#er#in*, *Steward#ess*. Eine Silbengrenze hingegen ist phonologisch definiert. ⁵³ In den ersten drei Beispielen fallen Morphem- und Silbengrenzen zusammen: *Haus-tür*, *tief-blau*, *auf-tun*. In den beiden anderen Beispielen ist das nicht der Fall: hier liegt die Silbengrenze links vor dem letzten Konsonanten des Erstglieds: *Le-se-rin*, *Ste-war-dess*.

52 Dekel, Mikhal, Die Kinder von Teheran. Eine lange Flucht vor dem Holocaust. Darmstadt: wbg Theiss 2021.

53 Im Deutschen verläuft die Silbengrenze bei offener Silbe (auf Vokal endend) zwischen diesem Vokal und dem Silbenkopf (Anfang) der folgenden Silbe, z.B. *Le-ser*, *La-ge*. Bei geschlossener, schwach geschnittener Silbe (auf Konsonant endend) verläuft sie vor dem letzten Konsonanten der Silbencoda (dem Silbenauslaut), z.B. *haf-ten*, *wär-men*. Bei geschlossenen, stark geschnittenen Silben liegt sie im Silbengelenk, d.h. dass der betreffende Konsonant zu zwei Silben gerechnet wird, z.B. *fassen* [faʃən], *rennen* [rɛnən], *lachen* [laχən] (das Silbengelenk wird durch einen Punkt unter dem betreffenden Konsonanten bezeichnet). Vgl. dazu Eisenberg, Grundriss der deutschen Grammatik (wie Anm. 41), S. 108-110, 126-129, 136-141.

Sprechsilben sind eine elementare Gliederungseinheit, die man nicht ohne Not missachtet. Wenn *Leser?in* oder *Leser?innen* mit einem Knacklaut an der Morphemgrenze gesprochen wird, verletzt das die Silbengrenze. Es führt außerdem dazu, dass die unbetonte Silbe *-in* einen Nebenakzent erhält: *Léserin*, *Léserinnen*. Beides ist grob strukturwidrig.

Der Knacklaut steht regulär am Anfang (Vorderrand) von Wörtern, die im Geschriebenen mit einem Vokal anfangen, z.B. *aus*, *in*, *ab*. An seiner Position kann ein anderer Konsonant stehen, was dann andere Wörter ergibt, z.B. *Haus*, *Laus*, *Maus* oder *hin*, *bin*, *Sinn* oder (*ich*) *hab*, *gab*. In manchen Fremdwörtern (z.B. *na?iv*, *Po?esie*) und in Zusammensetzungen (z.B. *be?achten*, *Tee?ei*) stehen sie am Vorderrand einer Silbe im Wortinnern. Weil der Knacklaut nicht geschrieben wird, sehen Wörter wie *Eule* oder *As* im Geschriebenen so aus, als würden sie mit einem Vokal beginnen. Tun sie aber nicht: Sagen Sie mal *Schneeeule* oder *Karo-As* ohne Knacklaut. Dann kommt ungefähr *Schneule* oder *Karwas* dabei heraus. Das allgemeine Silbenbaugesetz besagt, dass eine „gute“ Silbe niemals mit einem Vokal beginnt (Onsetmaximierung). Die Lautung *_?in(nen)* verstößt gegen dieses Gesetz.

Bei Endkonsonanten, die der sogenannten Auslautverhärtung unterliegen, kommt ein weiteres Problem dazu: Sie verlieren ihre Stimmhaftigkeit. Aus einer *Diebin* wird dann eine *Diep?in*, aus einer *Geologin* eine *Geolok?in*, aus einer *Löwin* eine *Löpf?in*, aus einer *Feindin* eine *Feint?in*. Derselbe Prozess greift bei der Spirantisierung eines auslautenden *g* [g], das zu einem *ch* [ç, x] wird, z.B. bei *Prediger* [predigə] gegenüber *Predigt* [prediçt] oder bei *König* [kœniç] gegenüber *Könige* [kœniçə]. Das führt beim Gendern zu falschen Aussprachen wie *Könik?in* oder *Zwerk?in*.

Das Partizip I, das Adjektiv und die Abstrakta als Genderinstrumente

Adjektive und Partizipien wurden zu einem Hauptinstrument des Genderns gemacht. Denn man kann sie substantivieren und nach Genus deklinieren: *der/die Alte*, *der/die Vertriebene*, *der/die Fliehende*. Bei den Adjektiven geht das problemlos, bei den Partizipien aber nicht, denn sie haben eine eigene Konstruktionsbedeutung. Sie bezeichnen entweder den Abschluss einer Handlung oder den aktuellen Ablauf einer Handlung. Vertriebene sind Leute, die vertrieben worden sind, Fliehende sind Leute, die gerade fliehen, und wenn sie ihre Flucht beendet haben, sind sie Flüchtlinge. Die aktionale Bedeutung des Partizips I verdeutlicht das folgende Beispiel: Wer aus einem *Raubmörder* einen *Raubmordenden* machen will, drückt damit aus, dass die so bezeichnete Person gerade dabei ist, jemanden beim Rauben gleich auch umzubringen. Wenn man diese Bedeutung vermeiden will, müsste man sie einen *Raubgemordethabenden* oder, genauer, ei-

nen *Geraubt- und Gemordethabenden* nennen. Ähnlich ist es beim Gerundiv, dem „Partizip der Notwendigkeit“. Es bezeichnet das Ziel einer Handlung, Sexus ist nachrangig: *Der/die Auszubildende* ist jemand, der ausgebildet werden soll.

Einige dieser Partizipien sind lexikalisiert, d.h. sie sind zu selbständigen Wörtern geworden, zu denen es kein Handlungsnomen vom selben Verbstamm gibt. Beispiele sind *Reisende, Trauernde, Liebende, Hungernde*. Man kann sie im Singular leicht nach Feminina und Maskulina unterscheiden. Aber es gibt keine **Reiser*, **Trauerer*, **Lieber* oder **Hungerer* (*Hungerleider* dagegen schon). Warum ist das so? Das ist so, weil es sich um Tätigkeiten oder Zustände handelt, die eine Zeitlang andauern, aber nicht habituell sind. Sonst könnte man zwischen einem *Trinkenden* oder einem *Spielenden* und einem *Trinker* oder einem *Spieler* nicht unterscheiden.

All dies sind grammatische Sachverhalte, keine Ansichten oder Meinungen.⁵⁴ Es gibt keine ernstzunehmende Richtung der grammatischen Forschung, die diese strukturellen und semantischen Gegebenheiten in Wortbildung und nominaler Syntax in Frage stellen würde. Die RGG ignoriert sie.

Ein weiteres Verfahren ist die Verwendung von Kollektivausdrücken und Abstrakta anstelle von Personenbezeichnungen. Der Lehrer und die Lehrerin werden zur *Lehrkraft*, die Rednerliste wird zur *Redeliste*, der Abteilungsleiter zur *Abteilungsleitung*, aus den Studenten und Studentinnen wird die *Studierendenschaft*. Nur bei der Lehrkraft ist noch eine Person erkennbar, in den anderen drei Fällen wurde entpersonalisiert. Dies geschieht auch dann, wenn Passivkonstruktionen verwendet werden, um Personenbezeichnungen zu vermeiden: Aus *Die Besucher unseres Hauses melden sich beim Pförtner* wird dann zu *Vor dem Besuch unseres Hauses melde man sich an der Pforte*. Hier wird nicht sexualisiert, sondern man lässt die handelnde Person verschwinden, um „Geschlechtergerechtigkeit“ herzustellen.

Die Pronomina

Das generische Maskulinum ist einigen Pronomina eingeschrieben. Sie lassen nur maskuline Kongruenz zu. *Jemand, niemand, man* und *wer* legen die von ihnen regierten Pronomina auf ‚maskulin‘ und ‚Singular‘ fest.

Hat jemand seine Brille liegenlassen? ist ein grammatischer Satz. Ändert man das Pronomen, das sich auf *jemand* bezieht, erhält er eine andere Bedeutung: *Hat jemand ihre/Ihre Brille liegenlassen?* Es ist dann von einer Brille die Rede, die einer anderen, als weiblich markierten Person (*ihre*) gehört, und bei Großschreibung würde sie einer anwesenden und direkt angesprochenen Per-

⁵⁴ Das habe ich an anderer Stelle gründlich dargestellt: Glück, Das Partizip I (wie Anm. 6).

son unbestimmten Geschlechts (*Ihre*) gehören. Auch dies wurde bereits in Ulpian's Digesten klar gesehen: „Verbum hoc ‚si quis‘ tam masculos quam feminas complectitur“ (Digesten 50, 16, 1), auf Deutsch: „Der Ausdruck ‚wenn irgendjemand‘ umfasst Männer wie Frauen gleichermaßen.“

Berühmt ist der Beispielsatz *Niemand wird je seine Schwangerschaftserfahrungen vergessen können*. Ersetzt man *seine* durch *ihre* oder *Ihre* (als Anrede), wird er unsinnig: Wie soll jemand die Erfahrungen einer anderen Person, die er selbst nicht gemacht haben kann, vergessen können?

Auch das Fragepronomen *wer* kongruiert nur maskulin. *Wer das kann, den bewundern wir*. Feminine Kongruenz ist ausgeschlossen.

Die Wörter *demzufolge, deshalb, deswegen, infolgedessen, indes(sen), indem, nachdem* beruhen auf maskulinen Formen, während die Wörter *derart(ig), derlei, derweil, derzeit, dermaßen* auf einem femininen Genitiv Singular beruhen. Man kann sie nicht gendern.

Erhebliche Probleme verursacht die pronominale Repräsentation von „divers“, die im Englischen in woken Kreisen durch *they* geregelt wurde; die schwedische Akademie hat *hen* (neben *han* ‚er‘ und *hun* ‚sie‘) ins Wörterbuch aufnehmen lassen. Fürs Deutsche wurden (u. a.) *hen, iks, nin, per, sier, sir, x* und *xier* vorgeschlagen. All diese Vorschläge betreffen nicht nur die Wortebene (man „erfindet“ einfach ein neues Pronomen), sondern sie stellen einen gravierenden Eingriff ins grammatische System dar.

Zahl- und Mengenangaben

In vielen Gender-Ratgebern wird empfohlen, das Pronomen *jeder* durch *alle* zu ersetzen, weil ersteres ein Maskulinum ist. Man solle also *Jeder Bürger hat das Recht ...* ersetzen durch *Alle Bürger haben das Recht ...* Beide Pronomina werden in der neueren Forschung zu den Quantoren gezählt. Das sind Wörter, die Mengen bezeichnen. Manche Mengen kann man zählen, andere nicht.

Der Unterschied zwischen *jeder* und *alle* besteht darin, dass *alle* eine Gesamtheit bezeichnet, *jeder* hingegen jedes einzelne Element einer Menge. Der Liedanfang *Alle Vögel sind schon da* ist eine Aussage über eine nicht näher bestimmte Menge von Vögeln, der Satz *Jeder Vogel singt anders* ist eine Aussage über eine Menge einzelner Vögel, die im Prinzip zählbar ist. *Alle* benennt ein Kollektiv, eine Gesamtheit, *jeder* bezieht sich auf Einzelne, es individualisiert.

Jeder fand Peters Auftritt gut, nur Gisela nicht ist ein grammatischer Satz, *Jede fand Peters Auftritt gut, nur Hans-Peter nicht* ist das nicht. Der Satz *Einer hat sich daneben benommen, das war Sabine* ist grammatisch, *Eine hat sich daneben benommen, das war Fritz* nicht. Das zeigt, dass die maskuline Form generisch funktioniert, die feminine nicht.

Komposita mit Personenbezeichnungen als Erstglied

Es gibt viele abgeleitete Wörter, deren Basis ein generisches Maskulinum ist, z.B. *Bäck-er-ei*, *Genossen-schaft*, *Christen-tum*. Sie zu gendern ist nicht möglich, weil die Endung *-in* stets rechts zu stehen hat und nur ein Pluralsuffix rechts von sich duldet. **Bäck-er-in-ei* und **Bäck-er-in-nen-ei* sind deshalb ausgeschlossen, sie sind strukturwidrig.

Wie sieht es bei den Substantivkomposita aus? Das sind Verbindungen von zwei oder mehreren Wortstämmen zu neuen, manchmal sehr langen Wörtern, z.B. *Bürger-meister-stellvertreter*. Wenn man aber eine Bürgermeisterstellvertreterin von einem Bürgermeisterstellvertreter unterschieden will, sollte man die beiden Erstglieder unverändert lassen, denn Bürgermeister beiderlei Geschlechts sind (hoffentlich) für alle Bürger beiderlei Geschlechts da. Wörter wie *Bürgermeister* oder *Schülersprecher* bezeichnen Frauen und Männer, Mädchen und Buben gleichermaßen. Bildungen wie *Bürgerinnenmeisterin* oder *Schülerinnensprecherin* würden ausschließlich weibliche Wesen bezeichnen, und sie würden ausschließen, dass die Trägerin dieses Amtes auch für männliche Wesen zuständig ist. Die Bildungen *Bürger- und Bürgerinnenmeister* und *-meisterin* oder *Schüler- und Schülerinnensprecher* und *-sprecherin* wären sehr unhandlich. *Meisterschaftsteilnehmersprecher* müsste man zu *Meister- und Meisterinnenschaftsteilnehmer* und *-teilnehmerinnensprecher* und *-sprecherin* gendern. Es gibt also klare strukturelle Grenzen bei Zusammensetzungen, die auf Personenbezeichnungen beruhen. Das haben sogar die Grünen geahnt, als sie ihren fatalen Beschluss fassten: Sie wollen innerhalb eines Wortes nicht zweimal gendern, z.B. *Verbraucherschützer*in* statt *Verbraucher*innenschützer*in*, und das Gendern nur bei Personenbezeichnungen vornehmen und sonst unterlassen, z.B. *Investorstaatsklagen* statt *Investor*innenstaatsklagen*.⁵⁵

Annalena Baerbock wurde von den Grünen 2021 als *Kanzlerinnenkandidatin* aufgestellt; von ihr stammt die Bildung „Bund der Steuer*innenzahler“. Nun ist *Kanzlerinnen* eine Pluralform, und Baerbock wollte sich mutmaßlich nicht vervielfachen. Da sie nicht *Kanzler* werden sollte, weil unbedingt gegendert werden musste, durfte sie keine *Kanzlerkandidatin* sein, was grammatisch richtig gewesen wäre.

Semantisch ist die Bildung *Kanzlerinnenkandidatin* unsinnig. Warum machte sie dennoch Karriere? Das liegt vermutlich an ihrer prosodischen Struktur. Das Wort hat acht Silben, von denen vier betont sind, die erste und dritte mit Hauptakzenten, die zweite und vierte mit Nebenakzenten: x-x-x-x-. Das ergibt vier Trochäen, ist also gut sprechbar. Streicht man die Pluralendung bei

⁵⁵ Baumann /Meinunger, *Die Teufelin steckt im Detail* (wie Anm. 7), S. 47.

Kanzlerin-nen, ergibt sich *Kanzlerinkandidatin* mit der prosodischen Struktur x--x-x-. Dann beginnt das Wort mit einer Hebung und zwei Senkungen, was die Aussprache behindert. Vermutlich aus diesem Grund sind Bildungen wie *Mitglieder*innen* (Anne Will), *Delegiert*innen* (Jürgen Trittin) und *Gäst*innen* nur im Plural im Umlauf.

Wenig geeignet zum Gendern sind alle Komposita, deren Erstglied eine Personenbezeichnung ist, z.B. *Henkersmahlzeit*, *Zigeunerbaron*, *Räuberpistole* (Erstglied Maskulinum), *Geiselnahme*, *Waisenrente*, *Hexenhaus* (Erstglied Femininum). *Geniestreich* oder *Kindbett* (Erstglied Neutrum) kann man ohnehin nicht gendern. Das gilt ebenso für Erstglieder, die Tiere bezeichnen, wie *Löwenmädchen*, *Affenliebe*, *Katerfrühstück* (Erstglied Maskulinum), *Katzenmusik*, (etwas ist zum) *Mäusemelken* (Erstglied Femininum), *Rehrücken*, *Nashornhorn* (Erstglied Neutrum). Wenn Personenbezeichnungen zu Sachbezeichnungen werden, werden sie gegen das Gendern immun: *Pariser* (Kondom), *Berliner* (Schmalzgebäck), *Burgunder*, *grüner Veltliner*, *Trollinger* (Weinreben). Das gilt auch für Produktnamen wie *Jägermeister*, *Königspilsener*. Werktitel sind bisher vom Gendern unbehelligt geblieben, z.B. *Die Räuber*, *Die Weber*.

Viele Adjektive haben generische Maskulina als Wortstamm und sind von ihnen mit Endungen wie *-isch* (z.B. *künstlerisch*, *betrügerisch*), *-lich* (*bürgerlich*, *meisterlich*), *-haft* (*stümperhaft*, *lehrerhaft*) und *-los* (*fahrerlos*, *schaffnerlos*) abgeleitet. Sie zu gendern wäre semantisch unsinnig und zudem ein Verstoß gegen Wortbildungsregeln, die es verbieten, zwischen Wortstamm und Endung eine weitere Endung einzufügen: **künstler-in-isch* oder **stümper-in-haft*. Es ist auch prosodisch unbefriedigend (drei unbetonte Silben hintereinander). Wer hier gendern will, der könnte zum Plural greifen: **künstler-in-nen-isch*, **stümper-in-nen-haft*, was zwar eine zweite (Neben-) Akzentsilbe bewirkt, aber semantisch noch unsinniger ist.

Verben, die auf Personenbezeichnungen beruhen

Einige Verben beruhen auf generischen Maskulina, z. B. *gärtnern*, *tischlern*, *schneidern*, *malern*, (*sich*) *verpartnern*, *schmieden*, *philosophieren*. Man nimmt ein Maskulinum und fügt ihm im Infinitiv ein *-n* an, was völlig ausreicht, weil es mit *-er* schon eine Nebentonsilbe besitzt. Bei *schmied-en* steht die reguläre Infinitivendung, bei *philosoph-ier-en* die zusätzliche Silbe *-ier-*. Dann kann man leicht konjugieren: *ich gärtnere*, *wie tischlerten*, *sie hat geschneidert*. Sogar Personennamen kann man zu Verben ableiten, z.B. (*jemanden*) *abmeiern*, *genschern*, *södern*. Auch Substantivkomposita können zu Verben abgeleitet werden: *schriftstellern*, *quacksalbern*, *schulmeistern*, *schauspielern*. Verben mit entlehnten Stämmen wie (*herum*)*doktern*, *sponsern* beruhen ebenfalls auf Mas-

kulina. Es ist aus strukturellen Gründen unmöglich, diese Verben zu gendern. Warum? Weil zwischen dem abgeleiteten Stamm – zu dem die Endung *-er* gehört – und der Endung *-(e)n* keine weiteren Endungen stehen können. Deshalb sind Bildungen wie **gärtner-in-en* oder **gärtner-in-nen-en* unmöglich.

Schimpfwörter, Metaphern, feste Wendungen

Schimpfwörter sind genusfest und meistens generisch, weshalb man mit ihnen Frauen und Männer gleichermaßen beleidigen kann: *Pfeife*, *Flasche*, *Dumppbake* sind feminin, *Schwachkopf*, *Schluckspecht*, *Drecksatz*, *Rindvieh*, *Kameradenschwein* sind Neutra. Das gilt auch für Personenbezeichnungen, die auf Metaphern beruhen, z.B. *Frohnatur*, *Landplage*, *Knallcharge* (feminin), *Putzteufel*, *Plagegeist*, *Wonneproppen* (maskulin), *Adlerauge*, *Klatschmaul*, *Hinkebein* (Neutrum). Sexusbezug kann man dadurch herstellen, dass man Tierbezeichnungen verwendet, die offen sexusmarkiert sind wie *dumme Gans*, *alte Ziege* versus *geiler Bock*, *blöder Hammel*. Das funktioniert aber nicht durchgängig: *Dumme Sau* geht für beide Geschlechter, *Boxenluder* hingegen sind stets weiblich, obwohl das Wort ein Neutrum ist.

Bildungen, die auf sexusmarkierten Personennamen beruhen wie *Heulsuse* oder *Zappelphilipp*, kann man für beide Sexus verwenden. Das gilt auch für die meisten Sprichwörter und stehenden Wendungen, z.B. *Haltet den Dieb! Der Teufel steckt im Detail. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Viele Köche verderben den Brei.*

Dann gibt es Wörter, die aus Sätzen entstanden sind und als Neutra oder Maskulina ins Wörterbuch eingegangen sind, z.B. als Neutra *Rührmichnichtan*, *Vergissmeinnicht*, als Maskulina *Gottseibeius*, *Habenichts*, *Hansguckindieluft*, *Haudrauf*, *Möchtegern*, *Saufaus*, *Taugenichts*, *Tunichtgut*, *Schlagetot*, *Springinsfeld*. Man kann sie nicht gendern.

Schlussbemerkungen

Das Gendern ist in sich widersprüchlich: zum einen sollen generische Maskulina gegendert werden, wo immer das geht, was den Sprachgebrauch zwanghaft sexualisiert.⁵⁶ Zum anderen sollen ebendiese Maskulina vermieden werden, indem man Personenbezeichnungen zum Verschwinden bringen und durch abstrakte Ausdrücke ersetzen soll.

⁵⁶ Vgl. dazu Leiss, Elisabeth: Genus und Sexus, Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik (1994). Wieder abgedruckt in: Sieburg, Sprache – Genus/Sexus (wie Anm. 23), S. 322-345.

Die Forderung, alle personenbezeichnenden Maskulina zu gendern, verkennt die Tatsache, dass solche Maskulina in Bezug auf Sexus grundsätzlich unmarkiert sind – sonst könnte man sie nicht movieren, man könnte aus *Lehrer* nicht *Lehrerin* ableiten. Genus ist ein grammatischer Mechanismus, über den niemand nach Gusto verfügen kann. Die Behauptung, das Gendern sei eine Frage der Moral und des Anstands⁵⁷, ist eine politische Anmaßung; sie hat keine grammatische Grundlage. Hier macht sich ein Tugendbold für „betreutes Sprechen“ (Joachim Gauck) stark.

Robert Habeck schreibt: „[...] Politik schwächt sich, wenn sie davon ausgeht, dass auch ihre Ziele moralisch überlegen sind und sie selbst im Besitz einer höheren Wahrheit ist – und deshalb die Moral Argumente ersetzt.“⁵⁸ Für unser Thema heißt das: Man möge grammatischen Argumenten mit grammatischen Gegenargumenten begegnen – wenn man welche hat. Stefanowitsch mag im Besitz höherer Wahrheiten sein, doch wissenschaftlicher Streit muss im Rahmen der Gegenstände, Theorien und Methoden des Faches geführt werden. Wer das nicht kann und Grammatik moralisch betreiben will, schweige still.

In den Wahlprogrammen der politischen Parteien zur Bundestagswahl 2021 wurde entlang der Lagergrenzen gegendert. Die Grünen brachten es auf 590 Gendernsterne (auf 272 Seiten). Im „Zukunftsprogramm“ der SPD fanden sich 157 Sternchen (auf 66 Seiten), die Linkspartei brachte es auf 266 (auf 148 Seiten). Dort findet sich die Forderung „Wir brauchen ein*e unabhängige*r Lobbybeauftragte*r.“⁵⁹ CDU/CSU und FDP kamen mit orthographisch unbedenklichen Paarformeln aus, die AfD sprach sich gegen das Gendern aus. Henning Lobin zieht daraus den Schluss, dass jeder, der das Gendern ablehnt, der AfD nahesteht.⁶⁰ Das ist eine niederträchtige Entgleisung.

Solange das Gendern im privaten Bereich betrieben wird, mag das als Kundgabe einer Gesinnung durchgehen; niemand muss sie teilen. Wer nicht gendert, hat jedenfalls Grammatik und Rechtschreibung auf seiner Seite. Wenn aber das Gendern zum politischen Programm erhoben und als Tugendnachweis eingefordert wird, liegen ein autoritärer Eingriff in die Sprache und ein Übergriff auf ein Bürgerrecht vor, das darin besteht, dass das Deutsche in der Öffentlichkeit ohne Gängelei und erhobene Zeigefinger verwendet wird. Das Gendern sexualisiert die Sprache, es missbraucht die Sprache, es missachtet grammatische Gesetz-

57 Stefanowitsch, Anatol, Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen. Berlin: Bibliographisches Institut 2018.

58 Habeck, Wer wir sein könnten (wie Anm. 15), S. 99.

59 Alle Angaben nach Kürschner, Wilfried, Sterndeutsch, Paardeutsch – Alltagsdeutsch. Oldenburgische Volkszeitung (Vechta), 11. 9. 2021.

60 Lobin, Hennig. Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert. Berlin: Bibliographisches Institut 2021.

mäßigkeiten. Die Gender-Ideologie der Lifestyle-Linken (Sahra Wagenknecht) zwingt die Sprachteilhaber, beim Sprechen und Schreiben unentwegt daran zu denken, wer was zwischen den Beinen hat.

Die Sprache ist weder Männchen noch Weibchen. Zum „kleinen Unterschied“, den die Genderideologie zu einer tiefen Kluft gemacht hat, die die Gesellschaft spaltet, trägt sie nur so viel bei, dass man über ihn sprechen und schreiben kann. Zum Erringen von Frauenrechten taugt das Gendern nicht. Es fügt aber der Sprache empfindliche Schäden zu.

Auf den Spuren von Mohren, Mauren und Kammertürken

Ein kulturwissenschaftlicher Beitrag zur aktuellen Rassismusdebatte

VON PETER KAUPP

Mohren und Mauren

Seit biblischen Zeiten begleiten Farbige aus anderen Kontinenten die europäische Religions- und Kulturgeschichte. In den älteren Bibelausgaben von Martin Luther (hier zit. nach der 21. Aufl. 1886) ist mehrfach von Mohren die Rede. So heißt es in 4. Mose 12,1: „Und Mirjam und Aaron redeten wider Mose um seines Weibes willen, der Mohrin, die er genommen hatte, darum, daß er eine Mohrin zum Weibe genommen hatte“. Beim kuschitischen Heerzug gegen König Asa (2. Buch der Chronik, 13,14) lesen wir: „Und der Herr plagte die Mohren vor Assa und vor Juda, daß sie flohen .. und die Mohren fielen, daß ihrer keiner lebendig blieb“. Im 2. Buch der Könige 19,9 ist von „Thirhaka, dem Könige der Mohren“ die Rede und bei Jesaja 37,9 findet „Thirhaka, der Mohren König“ Erwähnung. In der Apostelgeschichte des Lukas 8,27 tritt „ein Mann aus Mohrenland“ auf, „ein Kämmerer und Gewaltiger der Königin Kandaces im Mohrenland“. Da Luther in seiner Bibelübersetzung die Kuschiter generell mit Mohren identifiziert, ist in den neueren Einheitsübersetzungen statt von Mohren durchgehend von Kuschitern die Rede. Der heilige Mauritius (gest. um 290) wurde aufgrund seines Namens in langer Tradition als Mohr gedeutet. Als Mohrin abgebildet wurde von mittelalterlichen Malern auch die Königin von Saba.

Die abwertende Bezeichnung „Neger“ bürgerte sich erst mit dem Aufkommen der mit der Geschichte von Kolonialismus, Sklaverei und Rassentrennung verbundenen, inzwischen überholten Vorstellungen einer minderwertigen „negriden Rasse“ seit dem 18. Jahrhundert in der Umgangs- Literatur- und Wissenschaftssprache ein. Im Gegensatz zu Begriffen wie „Neger“ oder „Heide“ ist „Mohr“ nicht kulturell oder physiologisch diskriminierend. Dass einer der heiligen drei Könige ein Mohr gewesen sei (zumeist Caspar, nach anderen Quellen auch Melchior, seltener Balthasar), der den Kontinent Afrika repräsentierte, stützt sich nicht auf die Bibel, sondern bürgerte sich erst im 13. Jahrhundert ein. Im Neuen Testament ist lediglich von Weisen aus dem Morgenland die Rede, die Jesus bei der Geburt in Bethlehem Gold, Weihrauch und Myrrhe als Gaben mitbrachten (vgl. Matthäus 2). Genau sowenig als diskriminierender oder gar rassistischer Begriff geeignet ist der Mohr bei den Mohren-Apotheken, von denen es in Deutschland etwa 100 gibt (die beiden ältesten in Wien seit 1350

und in Nürnberg seit 1578). Hier ist die Ableitung von den Mauren naheliegender und plausibler als von den Mohren oder von dem bereits erwähnten heiligen Mauritius.

Die Mauren (spanisch „moros“, unklare Etymologie, vielleicht vom Griechischen „mauros“ dunkel), vom 7. bis 10. Jahrhundert von den Arabern islamisierte nordafrikanische Araber, eroberten 711 unter Tāriq ibn Ziyād von Nordafrika aus große Teile Spaniens. Bis zur endgültigen Vertreibung durch König Ferdinand II. von Aragon und Isabella I. von Kastilien 1492 („Reconquista“) war das von ihnen gegründete Al-Andalus das kulturelle und wirtschaftliche Zentrum Europas, in dem Christen, Juden und Muslime tolerant zusammenlebten sowie die Künste und Wissenschaften, u. a. die Heilkunde und die Pharmazie, zu hoher Blüte gelangten. Als Beispiel für die dort von den Mauren geförderten Wissenschaftler sei hier vor allem Ibn Ruschd (latinisiert Averroes, geb. 1126 in Córdoba, gest. 1198 in Marrakesch) genannt. Von Raffael in sein Fresko „Die Schule von Athen“ aufgenommen und in Dantes „Göttlicher Komödie“ erwähnt, befasste er sich in seinen Werken auch mit Arzneimitteln und Pharmakologie. In Bartolomeo de Rogatis „Bericht von dem Verlust des Königreichs Spanien und dessen Wieder-Eroberung aus den Händen der Mohren“ (1728) sind natürlich die Mauren gemeint. Auch in der Medizinalordnung des Stauferkaisers Friedrich II. für Sizilien (1241), die in der Folgezeit auf ganz Europa wirkten (mit der erstmaligen Trennung von Arzt und Apotheker), sind maurische Einflüsse deutlich erkennbar. Die Beispiele von Mohren in der Literatur reichen von Shakespeares Schauspiel „Othello“ (Erstdruck 1622, vertont von Rossini 1816 und Verdi 1887) bis zu Tankred Dorsts Theaterstück „Die Mohrin“ (1964). Aus dem Bereich der Musik wären der Mohr Monostatos in Mozarts „Zauberflöte“, Antonio Salieris Musikkomödie „Il moro“ (1796) und der König der Nubier Amonasro in Verdis „Aida“ (1871) zu nennen. Aus der Bildhauerei und Malerei wären der Heilige Mauritius im Magdeburger Dom (um 1240/50), die Mohrin „Katharina“ von Albrecht Dürer (1521) und der Mohren-Page auf dem Gemälde des „Gastmahls im Hause des Levi“ von Paolo Veronese (1573) zu nennen.

Obwohl sich im Deutschen anstelle von „Neger“ die wertfreien Begriffe „Afrodeutscher“, „Farbiger“ und „Schwarzer“ durchgesetzt haben (vgl. „Initiative Schwarze Menschen in Deutschland“, ISD e. V., seit 1986), wird neuerdings im vorausseilenden publizistischen Gehorsam in einigen Großstädten die Formulierung „Schwarzfahren“ durch „Kunde ohne gültigen Fahrausweis“ ohne „Kunde ohne gültiges Ticket“ ersetzt. Dabei hat Schwarzfahren nichts mit einer Farbe zu tun. Der Ursprung liegt im Jiddischen „Shvarts“ (= Armut). Schwarzfahrer sind also eigentlich „Armfahrer“.

Hofmohren und Kammertürken

Wie die Mauren haben auch die Kammer- oder Hofmohren, wie man seit dem 18. Jahrhundert im deutschen Sprachraum die an Fürstenhöfen tätigen Diener schwarzer Hautfarbe bezeichnete, in Europa genetische Spuren hinterlassen. Seit der Kolonialzeit wurden zumeist Männer schwarzer Hautfarbe aus dem Orient, Afrika und Amerika nach Europa verkauft, wo sie als Kammerdiener oder Pagen sehr beliebt waren. Prächtig ausgestattet dienten sie in Livree kirchlichen und weltlichen Würdenträgern sowie reichen Kaufleuten als exotisches Statussymbol. Kuhlmann-Smirnov hat für den Zeitraum von etwa 1600 bis ca. 1800 an deutschen Höfen (mit auffallender Häufung in Kassel) 380 „Mohren“ ermittelt, die vor allem als Diener an den Höfen, im Militär sowie als Musiker tätig waren¹.

Bekannte Hofmohren waren u. a. Anton Wilhelm Amo, Angelino Soliman, Ignatius Fortuna, Ibrahim Petrowitsch Hannibal und August Sabac el Cher. Neben den Hofmohren gehörten auch Riesen, Zwerge, Hofnarren und Kammertürken zur Entourage barocker europäischer Fürstenhäuser. Der trinkfeste Hofzwerge Perkeo (ca. 1702-1735) des Kurfürsten Karl III. Philipp von der Pfalz, Hüter des großen Fasses im Heidelberger Schloss, wurde vor allem durch das Trinklied von Viktor von Scheffel bekannt. Kammertürken waren zumeist gefangen genommene osmanische Soldaten, die (oft mit ihren Familien) bei den Schlachten des ausgehenden 17. Jahrhunderts um Wien, Belgrad und Budapest von den europäischen Kriegsherren gefangen und verschleppt wurden oder als Souvenir verschenkt wurden.

Wie die Afrikaner an den europäischen Höfen wahrgenommen wurden, belegt ein Singballett von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (1633-1714) aus dem Jahr 1681, das am Hof von Durlach in Baden aufgeführt wurde :

„Hier aus Africa die Mohren,
Sind geböhren
Wo sich schwellt des Nilus Fluth
Ihr Gesicht ist von der Sonnen
Zwar entbrönnen
Dennoch ist das Herze gut. (...)

1 Vgl. Anne Kuhlmann-Smirnov: *Schwarze Europäer im Alten Reich. Handel, Migration*. Göttingen V&R unipress 2013, Anhang S. 288-373.

Bey Entrée der Mohren:
Wie braun und schwartz wir sind an Farb und an Geblüth
So sind wir doch schneeweiß an Hertz und an Gemüth;
Es liegt nicht jederzeit an euserlichem Schein
Die Muscheln schließen auch die weißen Perlen ein.“²

Die verschleppten Frauen erlitt mitunter ein Schicksal als Mätressen. Alexandre Dumas d. Ä. (1802-1870) berichtet von einem Besuch im Rastatter Schloss, in dem die Beute des „Türkenlouis“ (Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden 1655-1707) zu bewundern war.

„Ein dritter Raum enthält eine nicht minder merkwürdige Trophäe: Es sind vier Bildnisse in natürlicher Größe von den vier Frauen des Paschas, die der Sieger gefangen nach Rastatt verbracht hat.

Man versichert, die Markgräfin habe diesen Teil der Beute am allerwenigsten zu schätzen gewusst.“³

Maria Aurora von Spiegel (Fatima)

Die berühmteste „Beutetürkin“ war sicher Maria Aurora von Spiegel. Ursprünglich hieß sie Fatima. Als junge verheiratete Frau hatte sie während des Großen Türkenkrieges die 1685 die Rückeroberung der Festung Neuhäusel (heute Nové Zámky, Slowakei) überlebt. Mit drei anderen Frauen wurde sie von dem wohl in österreichischen Diensten stehenden schwedischen Baron Philipp Alexander Erskine gerettet, nach Beendigung des Feldzuges mit nach Stockholm gebracht und dort der königlichen Familie vorgestellt. Bei der Taufe am 7. November 1686 waren neben anderen Adligen der damals erst vierjährige Kronprinz Karl von Schweden (später Karl XII.) und die damals in der Residenz weilende Gräfin Maria Aurora von Königsmarck (1662-1728) die Paten. Mit der gebildeten Gräfin, die ihre Erziehung übernahm, übersiedelte Fatima im August 1694 nach Dresden.

Als Geliebte des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen („der Starke“, 1750-1827) gebar Maria Aurora von Königsmarck 1696 einen Knaben, der spä-

2 Firla, Monika: *Hof- und andere Mohren als früheste Schicht des Eintreffens von Afrikanern in Deutschland*, in: Heller, Hartmut (Hrsg.), *Neue Heimat Deutschland - Aspekte der Zuwanderung, Akkulturation und emotionalen Bindung*, Erlangen, Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg, 2001, S. 161 f.

3 Petrasch, Ernst/Sänger, Richard: *Die Karlsruher Türkenbeute. Die `Türkische Kammer` des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden. Die `Türkischen Curiosaeten` der Markgrafen von Baden-Durlach*, München Hirmer 1991, S. 36.

ter als Moritz von Sachsen einer der größten Feldherren seiner Zeit wurde. Als Gesellschafterin begleitete Fatima die Gräfin auf ihren Reisen und kümmerte sich um die Erziehung des Knaben. Ab 1701 die neue Mätresse August des Starken, inzwischen in Personalunion als August II. auch König von Polen, gebar Fatima 1702 einen Sohn, den sie Friedrich August nannte. Zum Schein hatte sie schon während der Schwangerschaft den wahrscheinlich aus einer kur-sächsischen Adelsfamilie stammenden Kammerdiener Johann Georg Spiegel geheiratet, der wohl zu seiner und Fatimas Absicherung um 1709 die Stelle des Oberintendanten der Königlichen Domänen in Polen und später den Rang eines Oberstleutnants im Garderegiment erhielt. 1706 wurde als zweites illegitimes Kind des Königs die Tochter Katharina geboren. Nach dem Tod ihres Ehemannes (1715) übersiedelte Maria Aurora von Lemberg nach Dresden, wo sie 1717 einen repräsentativen Neubau erwarb. Bereits vor 1727 vom Protestantismus zum Katholizismus konvertiert, wandte sie sich im Alter immer mehr der Religion zu. Danach verlieren sich die Spuren Fatima Maria Aurora von Spiegels. Ihre beiden Kinder mussten 1722 auf Weisung des Königs den Namen Rutowski annehmen und wurden 1724 in den Grafenstand erhoben. Friedrich August, seit 1739 mit der polnischen Prinzessin Lubomirska verheiratet, brachte es bis zum sächsischen Generalfeldmarschall und verstarb 1764. Katharina, seit 1728 mit dem polnischen Grafen M. Bielinski, nach der Scheidung mit dem savoyischen Adligen C. M. Bellegarde verheiratet, verstarb bereits 1746. Beide Kinder der „Beutetürken“ hinterließen keine Nachkommen. Das außergewöhnliche Schicksal ihrer Mutter diente als Vorlage zu mehreren historischen Romanen.

Anton Wilhelm Amo

Anton Wilhelm Amo (geb. um 1703 in Nkubeam bei Axim an der damaligen „Goldküste“ (heute Ghana) war der erste bekannte Philosoph und Rechtswissenschaftler afrikanischer Herkunft an einer deutschen Universität und gilt als ein Vordenker des Antirassismus. Als Kind wurde er von Sklavenräubern geraubt und von der Niederländisch-Westindischen Gesellschaft nach Amsterdam verschleppt. 1707 gelangte er als „Mohr“ an den Hof des bereits erwähnten gebildeten und weitgereisten Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Im gleichen Jahr wurde er in der Schlosskapelle zu Salzthal evangelisch getauft (und 1721 konfirmiert). Paten und Namensgeber waren der Herzog und dessen Sohn, Erbprinz August Wilhelm. Vielleicht war er dort als Page oder Lakai beschäftigt.

Amo genoss eine vorzügliche Ausbildung und beherrschte nicht nur Hochdeutsch und Latein, sondern auch Französisch, Griechisch, Hebräisch und Niederdeutsch. Dass er 1717-1721 die Ritterakademie Rudolph-Antoniana in Wol-



Abb. 1: Anton Wilhelm Amo mit seiner Frau (Bronzeplastik von Gerhardt Geyer vor der Universität Halle/Saale)

fenbüttel und 1721-1727 die Universität Rinteln besuchte, ist aus den Matrikeln nicht belegt. Ab 1727 studierte er als erster Schwarzafrikaner in Deutschland an der Universität Halle Philosophie und Rechtswissenschaften. Mit Stolz auf seine afrikanische Herkunft trug er sich in die Matrikel als „Antonius Guilielmus Cognominatus Amo, Aethiops. Ab Aximo in Gúinea Africana“ ein. Seine nicht erhaltene erste Disputation „De iure Maurorum in Europa“ schrieb er vermut-

lich im Herbst 1729. Sein Studium setzte er an der Universität Wittenberg fort, wo er die Fächer Medizin, Physiologie und Pneumatologie (Seelenkunde) studierte. 1730 erwarb Amo dort den Grad eines Magisters der Philosophie und der Freien Künste und wurde 1734 mit einer Dissertation über das Leib-Seele-Problem („De humanae mentis apatheia“) zum Dr. phil. promoviert.

1736 kehrte er als Privatdozent an die Universität Halle zurück und wechselte 1739 nach Jena, wo er Vorlesungen ankündigte. Dort erinnert noch heute eine Gedenktafel an einem Haus in der Jenergasse an ihn: „Zur Erinnerung an den Aufklärungsphilosophen Anton Wilhelm Amo aus Axim in Ghana, 1739 Dozent an der Universität Jena“. In der „Geschichte der Universität Jena 1548/58-1958“ (2 Bde., Jena 1958 und 1962) wird er nicht erwähnt. Ab 1740 verliert sich Amos Spur. Hintergründe sind wahrscheinlich der Tod einiger Freunde und Mentoren, berufliche Schwierigkeiten, wachsender Rassismus, gesellschaftliche Isolation und die Abweisung eines Liebesantrags an eine unbekannte „Mademoiselle Astrine“. 1746 ist seine Abreise von Rotterdam nach Ghana belegt. Zuletzt lebte er als Einsiedler in Axim, später im damals holländischen Fort Chama im heutigen Ghana, wo er nach 1753 verstarb. Sein genaues Sterbedatum ist unbekannt. Ein neuer Grabstein vor dem Fort San Sebastian in Shama (Ghana) gibt als Sterbejahr 1784 an. Seit 1994 verleiht die Universität Halle-Wittenberg an Studenten und Graduierte den Anton-Wilhelm-Amo-Preis. Seit 2016 finden dort auch regelmäßig Anton-Wilhelm-Amos Lectures statt. Eine Bronzeplastik vor der Universität Halle erinnert an ihn (**Abb. 1**).

Angelo Soliman

„Der hochfürstliche Mohr“ Angelo Soliman (eigentlich Mmadi-Make, geb. um 1720 im heutigem Nordostnigeria, gest. 1796 in Wien) war wohl der berühmteste Hofmohr Wiens. Er entstammte nach eigenen Angaben der Häuptlingsfamilie des Stammes der Magumia Kanuri. Mit zehn Jahren per Schiff nach Messina gebracht, wurde er dort als Geschenk für eine Marquise verkauft, die für seine Erziehung sorgte. Er beherrschte mehrere Sprachen und galt als brillanter Schachspieler. 1731 getauft, wurde er um 1734 dem Fürsten Johann Georg Christian von Lobkowitz (1680-1755) geschenkt, den er als Kammerdiener, Soldat sowie auf Audienzen und Feldzügen begleitete. Neben seiner unbekanntenen Muttersprache und Deutsch soll er Italienisch, Französisch, Englisch, Latein und Tschechisch gesprochen haben. In einer Schlacht rettete Soliman ihm das Leben, was seine spätere hohe soziale Stellung erklären dürfte. Nach dem Tod seines Herrn gelangte er um 1753 in den Besitz von Fürst Josef Wenzel von Liechtenstein (1696-1772) und begleitete diesen auf dessen Audienzen und Feldzügen. Soliman soll sogar mit einer „Art von Aufsicht über die Erziehung

seines Sohnes“ betraut worden sein. Für alle seine Dienste wurde er fürstlich besoldet. 1760 begleitete er den Fürsten in dessen Funktion als Brautwerber für Isabella von Bourbon-Parma, die zukünftige Gemahlin Franz Josephs II. (1741-1790). Der Kaiser schätzte ihn als hochgebildeten Gesprächspartner. Als er ohne Zustimmung seines Dienstherrn 1768 insgeheim Magdalena Christina von Kellermann, die Witwe eines gräflichen Sekretärs, heiratete, wurde er entlassen. Der neue Fürst stellte ihn jedoch wieder ein.

Mit seiner Ehefrau hatte Soliman mehrere Kinder. 1781 wurde er in die Wiener Freimaurerloge „Zur wahren Eintracht“ aufgenommen (zu deren Mitgliedern auch Joseph Haydn und Besuchern auch Wolfgang Amadeus Mozart gehörte), wo er es später bis zum Vize-Zeremonienmeister brachte. In diesem Kreis war er u. a. mit dem ungarischen Nationaldichter Ferenc Kazinczy (1759-1831) befreundet. Soliman starb 1796 in Wien. Seine Tochter Josephine (geb. 1772) war mit dem damaligen Militäringenieur Eduard Freiherr von Feuchtersleben (1798-1857) verheiratet, einem Halbbruder des Arztes, Lyrikers und Essayisten Ernst von Feuchtersleben (1806-1849). Ungeachtet der Proteste seiner Tochter wurde Solimans Leichnam nicht christlich beerdigt, sondern vom k. k. Hof-Naturalienkabinett erworben. Dort wurde er als Ausstellungsstück präpariert und mit Lendenschurz, Federkrone und Muschelketten entwürdigend zum „edlen Wilden“ degradiert dem Publikum zur Schau gestellt.

„Angelo Soliman war in stehender Stellung mit zurückgerücktem rechten Fuße und vorgestreckter linker Hand dargestellt, mit einem Federgürtel um die Lenden und einer Federkrone auf dem Haupte, die beide aus rothen, weißen und blauen, abwechselnd aneinander gereihten Straußenfedern zusammengesetzt waren. Arme und Beine waren mit einer Schnur weißer Glasperlen geziert, und eine breite, aus gelblichweißen Münzporcellanschnecken zierlich geflochtene Halskette hing bis tief an die Brust herab“⁴

Drei Jahre später wurde ihm ein ausgestopftes kleines Mädchen vor die Füße gesetzt. Später folgten ein schwarzer Tierwärter und weitere Afrikaner.

Angelo Solimans sterbliche Überreste verbrannten während des Wiener Oktoberaufstandes 1848. Erhalten ist seine Darstellung auf dem Gemälde des Hochzeitszugs Isabella von Bourbon-Parmas in Schönbrunn (von Martin van Meytens d. J.) und als Gipsbüste im Rollett-Museum in Baden bei Wien. Ein Bild von Bernardo Bellotto, genannt „Canaletto“, im Liechtensteinischen Palais in Roßau, gemalt zwischen 1758 und 1760, zeigt einen kleinen Schwarzen, bei dem es sich wahrscheinlich um den jungen Soliman handelt. Mozart und Schi-

4 Wieser, Michaela/Schautz, Irmela: *Von Kaffeeriechern, Abtrittanbietern und Fischbeinreißern. Berufe in vergangenen Zeiten*, München Pantheon 2012, S. 85 f.



Abb. 2:
Angelo Soliman (Wien Museum Ausstellungskatalog 2011)

kaneder haben ihm in Gestalt des Monostatos in der „Zauberflöte“ (1791) ein musikalisches Denkmal gesetzt. Der österreichische Dichter Fritz von Herzmannovsky-Orlando lässt ihn in einer Erzählung („Apoll von Nichts“) und einem Drama („Exzellenzen ausstopfen - ein Unfug. Ein skandalöses Begebnis aus dem alten Wien“) auftreten. Sogar in die Weltliteratur hat Soliman Eingang gefunden: in seinem zwischen 1930 und 1952 entstanden Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ macht Robert Musil ihn zu Arnheims Diener (**Abb. 2**).

Ignatius Christianus Fridericus Fortuna



Abb. 3: Ignatius Christianus Fridericus Fortuna (Ausschnitt aus dem Gemälde der Fürstbäbtissin Franziska Christine von Pfalz-Sulzbach)

Der ursprünglicher Name und die Geburtsdaten dieses Hofmohren sind unbekannt. Als Kind wurde er von dem Kaufmann und späteren Rentmeister Franz Adam Schiffer 1735 wahrscheinlich aus Surinam in das Reichsstift Essen gebracht. Bei der Taufe 1738 war die Fürstbäbtissin Franziska Christine von Pfalz-Sulzbach (1696-1776) die Patin und Friedrich Christian Freiherr von Brabeck, ein Kanoniker des Stiftes Thorn, der Pate. Den Nachnamen Fortuna legte er sich erst nach dem Tod der Fürstbäbtissin (1776) zu. In deren Haushalt genoss er eine herausgehobene Position. Im Essener Abteigebäude und in Schloss Borbeck verfügte er über ein beheizbares Zimmer jeweils auf der gleichen Etage wie seine Herrin, während die Lakaien, Knechte, Mägde und der Koch ungeheizte Kammern unter dem Dach bewohnten. Über seine Pflichten beim höfischen Zeremoniell ist

wenig bekannt. Wahrscheinlich unterhielt er Gesellschaften der Fürstin musikalisch und mit Schauspielerei. Von seiner Dienstherrin reich beschenkt, gelangte er zu einem für einen Mohren ungewöhnlichen Wohlstand und wurde auch in ihrem Testament besonders reich bedacht. Ignatius Fortuna starb, ohne ein Testament oder Erben zu hinterlassen, 1789 an „Schlagfluss“ (Schlaganfall). Er hinterließ ein Erbe im Wert von etwa 1000 Reichstalern. Im Vergleich dazu betrug der Nachlass Solimans nur 35 Reichstaler. Das entwürdigende Schicksal Solimans, nach dem Tod ausgestopft als Kuriosität dem Publikum zur Schau gestellt zu werden, blieb ihm erspart. Fürstbäbtissin Franziska Christine hatte verfügt, ihren Mohren in ihrer Nähe zu bestatten. Ignatius Fortuna wurde am 26. November 1789 in der Kapelle des Waisenhauses zu Steele beigesetzt, wo noch heute eine Gedenktafel an ihn erinnert (**Abb. 3**).

Abram Petrowitsch Hannibal

Auch der Urgroßvater mütterlicherseits des russischen Dichters Alexander Sergejewitsch Puschkin (1799-1837) war ein Kammermohr. Abram (Abraham, Ibrahim) Petrowitsch Hannibal wurde um 1696 wahrscheinlich als Sohn eines lokalen afrikanischen Fürsten im heutigen Eritrea geboren. Den Namen Hannibal wählte er später selbst. Nach eigenen Angaben stammte er aus Logon im heutigen Kamerun und wurde von osmanischen Truppen an die Küste, von dort aus nach Konstantinopel gebracht. Zar Peter I. (1672-1725) bemühte sich Anfang des 18. Jahrhunderts über seinen Gesandten in Konstantinopel, „etliche afrikanische Mohrenknaben von guten Fähigkeiten“ zu erwerben. Dort 1705 von dem Gesandten Graf Pjotr Andrejewitsch Tolstoi gekauft, wurde er 1707 als Peter Petrowitsch Petrow (wörtlich: Peter, Sohn des Peter) in Wilna getauft. Paten waren Zar Peter I. und Christiane-Eberhardine (1671-1727), die Frau Augusts des Starken von Sachsen-Polen. Der Zar kümmerte sich persönlich um seine Erziehung. Abram schloß in der Drechslerwerkstatt des Zaren und begleitete diesen auf allen seinen Feldzügen.

1716/17 nahm er ihn mit auf seine große Reise nach Westeuropa und ließ ihn (zusammen mit drei anderen jungen Leuten) zur weiteren Ausbildung unter der Obhut des Herzogs Philippe von Orléans (1674-1723), des damaligen „Regenten von Frankreich“, in Paris zurück, wo er an der École Militaire Militärwissenschaften, vor allem aber Mathematik studierte und als Artillerieoffizier abschloß. Abram Petrowitsch nahm am Spanischen Erbfolgekrieg teil, aus dem er nach schwerer Verwundung und Gefangenschaft nach Frankreich zurückkehrte. Weitere Studien führen ihn an die École d'Artillerie in Metz. 1723 kehrte er mit einer Bibliothek von mehr als 400 Bänden über Naturwissenschaften, Mathematik, Geschichte, Philosophie, Politik und Belletristik (was die Spannweite seines Wissens und seiner Interessen belegte) nach Russland zurück. Dort machte er unter Peter I., danach vor allem unter den Zarinne Katharina I. (1684-1727) und Elisabeth I. (1709-1761), eine beispiellose Karriere als Mathematiklehrer und später als Kapitänleutnant der Artillerie des vom Zaren befehligten Preobraschenskij-Garde-Regiments, Oberkommandant in Reval (wo ihm die Leitung beim Bau der neuen Festungswerke übertragen wurde), Lehrer des Kronprinzen Alexei Petrowitsch von Russland (1690-1718) sowie als Generalmajor, Generalingenieur, General en Chef und Direktor der Kanäle, Ritter des Alexander-Newski-Ordens. Abram Petrowitsch Hannibal verstarb 1781 in seinem Landhaus in Suida bei St. Petersburg. Erhalten ist ein den Zaren Peter I. und ihn darstellender anonymer Kupferstich (um 1710) sowie eine Büste in Petrowskoje (**Abb. 4**).

Verheiratet war er in erster Ehe mit der Griechin Eudoxia Dioper. Seine zweite Ehefrau, die deutsch-schwedische Adlige Christina Regina Siöberg (1705-



Abb. 4: Abraham Petrowitsch Hannibal (DER SPIEGEL v. 03.03.2021, Afrikaner in Europa: Die Sklaven, die nicht so hießen. Bedienstete am Hof: Die ersten Afrikaner in Europa)

1781), brachte in rascher Folge elf Kinder zur Welt, denen er alle möglichen ungewöhnlichen Namen gab. Sein Urenkel Puschkin, der zeitlebens stolz auf seinen afrikanischen Vorfahren war, hat ihm in seinem 1827 begonnenen, leider unvollendeten Roman „Der Mohr Peters des Großen“ ein literarisches Denkmal gesetzt. Dieser erschien postum 1837 im 6. Band der Literaturzeitschrift „Sowremennik“, nachdem dort bereits vorher einige Vorabdrucke publiziert wurden. Eine Übertragung ins Deutsche von Wilhelm Lange erschien 1882 in Leipzig bei Reclam. Ein Jahr später erschien „Der Mohr des Zaren“, eine Bühnenadaptation von Richard Voß.

Von Abrams zahlreichen weiteren Nachkommen ist Natalia Ayesha Philipps (geb. 1959), Ehefrau von Gerald Grosvenor, 6. Duke of Westminster (1951-2016) und Patentante von Prinz William Mountbatton-Windsor (geb. 1982) hervorzuheben. Eine andere genetische Spur führt direkt in das britische Königshaus. Gräfin Nadeschda (Nadja) Michailowna Romanova, Countess de Torby (1896-1963), zweite Tochter des russischen Großfürsten Michael Michailowitsch Romanow (1861-1929), war mütterlicherseits ebenfalls eine entfernte Nachkomm(in) des Hofmohren Ibrahim. Sie war die Tante und Patentante von Prinz Philipp Mountbatton, Duke of Edinburgh, dem Ehemann der heutigen britischen Königin Elisabeth II. (1921-2021). Deren umstrittene Schwiegertochter Meghan, Duchess of Sussex, geb. Markle, verheiratet mit Prinz William, Duke of Cambridge, war also nicht das erste farbige Mitglied der britischen Königsfamilie. Dass auch Sophie-Charlotte von Mecklenburg-Strelitz (1744-1818, Namengeberin der Paradiesvogelblumen, der Strelitzien) - seit 1761 mit König George III. (1738-1820) verheiratet - wegen ihrer direkten Abstammung von der brasilianischen Linie des portugiesischen Königshauses afrikanischer Abstammung war, ist dagegen nicht belegt, auch wenn ein Gemälde des schottischen Malers Allan Ramsay (mit krausem Haar und afrikanischen Gesichtszügen) das nahelegt. Als erste Afro-Amerikanerin, die in eine europäische Monarchie eingeheiratet hat, gilt die in Panama geborene farbige Anna Gisela Brown Burke (geb. 1958), seit 2000 verheiratet mit Prinz Maximilian von und zu Liechtenstein (geb. 1969).

Die Mohren des Herzogs Maximilian in Bayern

Wenige Tage nachdem Fürst Pückler 1838 auf dem Sklavenmarkt in Kairo seine frühverstorbene Machbuba erworben hatte kaufte Herzog Maximilian Joseph in Bayern (Ps. „Phantasia“, 1808-1888) - später ein bedeutender Förderer der bayrischen Volksmusik und Vater von Elisabeth („Sissi“) von Österreich (1837-1898) - auf seiner Orientreise bei seinem Besuch des Vizekönigs Muhammad Ali Pascha dort vier junge Sudanesen und befreite sie damit von der Sklaverei. Diese waren aus ihrer Heimat gestohlen und durch Händler nach Kairo verschleppt worden. „Es ist empörend“, schreibt Maximilian Joseph in seinem Reisetagebuch „Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838“ (1839), „Menschen gleich dem Vieh verkauft zu sehen. Sie müßen beim Verkaufe ihre Zunge weisen; man untersucht die Zähne, läßt sie nackt ausziehen und befühlt sie, gleich wie es die Fleischer auf unseren Viehmärkten zu thun pflegen“ (S. 87 f.). Am 13. März erwarb er auf dem Basar in Chench (Oberägypten) von einem arabischen Kaufmann „einen wunderschönen kleinen Neger von neun Jahren. so hübsch wie ich in ganz Kairo keinen gesehen, Namens Morgan. Er kostete nach unserm Gelde die geringe Summe von 72 Gulden“ (ebd. S. 103).

Die fünf vom Herzog nach Bayern gebrachten Afrikaner wurden am 30. März 1839 nach vorhergehendem christlichen Unterricht in der Münchener Frauenkirche von Erzbischof Lothar Anselm von Gebstättel (1761-1846) getauft. Dabei erhielten sie andere Namen als sie in ihrer Heimat führten: 1. Osman, nach eigenen Angaben von den Eltern Badía Akafètè Dallè genannt, aus Hambùkh, wahrscheinlich in Abessinien, vom Stamme der Boranna, etwa 15 bis 16 Jahre alt, Taufname Theodo, Patin Herzogin Theodolinde von Leuchtenberg, vertreten durch Ignaz Götzl, herzoglich leuchtenbergischer Kanzlei-Sekretär. Er verstarb bereits am 17. Mai 1841 und wurde auf dem geschichtsträchtigen Alten Münchner Südlichen Friedhof beigesetzt. Das Grab wurde 1855 aufgelöst und ist nicht mehr erhalten. 2. Morgàn, unbekannter Herkunft, wahrscheinlich aus Nubien, etwa 12 Jahre alt, Taufname Alexander, Pate Graf Jenison, 3. Bellal, genannt Ghialo Djondan Arréh, aus Dokhok‘n in Kordufan, vom Volke der Yumale, Neffe des Fürsten von Talke, ungefähr 15 Jahre alt, Taufname Carolus, Pate Karl Tutschek, „Lehrer der fünf Mohren dahier“. Bellal (Carolus) trat zunächst als Freiwilliger in die bayerische Armee ein, diente später als Wachtmeister eines Chevauxlegers-Regiments in Dillingen, desertierte und setzte sich nach Frankreich ab. Als im Krieg 1870 drei bayerische Soldaten in französische Gefangenschaft gerieten, staunten diese nicht wenig, als sie von einem schwarzen Spahi in echter Münchner Mundart angesprochen wurden. Nach ihrer Rückkehr sollten sie sich unverzüglich in das Palais am in der Ludwigstraße begeben und seiner Kgl. Hoheit seine tief ergebene Dankbarkeit übermitteln. 4. Salim, in seiner Heimat genannt Salim Kamis Motekudù genannt, geboren in Metkem im Lande Darfur, 15-16 Jahre alt, Taufname Georgius, Pate Georg Lankensperger, ehem. Wagenfabrikant dahier. Er ist in einer Karikatur des Grafen Franz von Pocci (1807-1876) dargestellt, in der er dem rauchenden Herzog Max ein Maß Bier bringt. 5. Hassan, geboren in Kolfan (?) im Lande Kordufan, etwa 12-15 Jahre alt, Taufname Maximilian, Pate Max von Bayern, vertreten durch Baron Carl von Busseck.

Während Theodo, Alexander, Carolus und Georgius im Haushalt von Herzog Max im Herzog-Max-Palais an der Ludwigstraße lebten, hatte Maximilian als Gärtner auf Schloss Burgellern bei Bamberg, dem Familiensitz der Barone von Buseck, eine neue Heimat gefunden. Als er später den Abschied erbat und erhielt, verliert sich seine Spur. Die anderen in München wohnenden Sudanesen wurden ab November 1838 von dem Juristen, Sprachforscher und Prinzenerzieher Karl Tutschek (1815-1844) unterrichtet. In ständigem Kontakt mit den ehemaligen Sklaven erlernte er deren Sprachen und verfasste ein „Lexikon der Galla Sprache“, „A Grammar of the Galla Language“ und „Grammar and Dictionary of the Galla Language“, die 1844/1845 postum von seinem Bruder Lorenz Tutschek (1817-1888), Leibarzt von König Ludwig I., herausgegeben wurden.

Erst nach seiner Rückkehr aus dem Orient hatte Herzog Max in Alexandria einen weiteren Sudanesen genannt Karl Abdallah freigekauft und der Obhut des Grafen Hugo Philipp Waldbott von Bassenheim (1820-1859) anvertraut. Dieser hat seine unerwartete Begegnung mit seinen Landsleuten in München im Jahr 1843 eindrücklich geschildert und um einige biographische Details ergänzt. Danach diente Bellal (Taufname Carolus) seit 1842 als Chevauxleger-Kadett im Regiment des Herzogs von Dillingen. Er wolle später einmal ägyptischer Soldat werden und in seine Heimat zurückkehren. Er selbst, schreibt Karl Abdallah, habe noch keine Freude am Militär. Der Herr Graf habe ihm versprochen, ihn nach Ägypten zurückzuschicken, wenn er erwachsen und gebildet sei und dann noch Lust habe. Auch Marie Valerie (1868-1924) - Enkelin von Herzog Max in Bayern und Tochter von Kaiserin Elisabeth von Österreich („Sissi“) - hatte als Kind noch einen Mohren als exotisches Statussymbol und Spielgefährten.

August Albrecht und Gustav Sabac el Cher

August Albrecht Sabac el Cher wurde um 1836 in der damaligen südägyptischen Provinz Kordufan (heute Sudan) geboren. Nach der Familienüberlieferung entstammte er einer nubischen Scheich-Dynastie. 1843 wurde er in Kairo vom ägyptischen Vizekönig Muhammad Ali Pascha (1769-1849) dem Prinzen Albrecht von Preußen (1809-1872), jüngster Bruder von König Friedrich Wilhelm IV. (1809-1872), bei dessen Ägypten-Besuch in Kairo als „Gastgeschenk“ überreicht. Sechs Jahre vorher hatte der Schriftsteller Hermann Fürst von Pückler (1885-1871) auf dem Sklavenmarkt von Kairo die 12jährige vermutlich 1825 in Äthiopien geborene Machbuba gekauft, die ihn auf seinen Reisen begleitete und als seine Mätresse nach Muskau folgte, wo sie bereits 1840 verstarb. 2017 besuchte der Schriftsteller Asfa-Wossen Asserate ihr Grab in Bad Muskau und schmückte es mit einem äthiopischen Gedenkkreuz.

Prinz Albrecht von Preußen nannte den ihm geschenkten Mohren nach dem ägyptischen Morgengruß „Sabac el Cher“, später in Berlin wurde er auf den Vornamen August getauft. Nach der Rückkehr wurde er als jüngstes Mitglied des Prinzen-Hofstaats ärztlich untersucht, sein Alter auf etwa sieben Jahre geschätzt. Er wohnte unter dem Gesinde im Prinz-Albrecht-Palais und erhielt Unterricht in Deutsch und christlicher Religion. Nach der Märzrevolution 1848 wurde er mit allen Dienern mit einer vom König gestifteten Gedenkmünze für die Verteidiger des Königshauses ausgezeichnet. Als Kammerdiener und Lakai gehörte u. a. Putzen und den Tisch zu decken zu seinen Aufgaben. Fremdenfeindlichen Ressentiments als „Kammerrmohr“, wie es sie in Brandenburg schon seit der Zeit des Großen Kurfürsten gab, war er nicht ausgesetzt. Bei seiner protestantischen Taufe 1852 erhielt er nach dem Fourier des Prinzen, August Ferdi-

mand Ströhmer, den Vornamen August. Als Prinz Albrecht wegen seiner zweiten (morganatischen) Ehe mit Rosalie von Rauch (Gräfin von Hohenau, 1820-1879) aus Preußen ausgewiesen wurde, folgte er diesem in das Schloss Albrechtsberg bei Dresden. Oft begleitete Sabac el Cher den Prinzen bei dessen Besuchen bei seiner Schwester Charlotte von Preußen, seit 1825 verheiratet mit Zar Nikolaus I. (1796-1855). Als Diener des Prinzen 1862 bei militärischen Feldzügen im Kaukasus erhielt er von der Zarin eine goldene Taschenuhr, die sich noch heute im Familienbesitz befindet.

August Sabac el Cher nahm 1864 am Deutsch-Dänischen Krieg teil. Für seinen Einsatz in der Schlacht von Königgrätz 1866 wurde er mit dem Erinnerungskreuz für Kombattanten ausgezeichnet. Seit 1867 war er mit der Berlinerin Anna Maria Jung verheiratet. Als Kammerdiener im Prinz-Albrecht-Palais war er für die Tochter eines wohlhabenden Textilkaufmanns sicher eine gute Partie. Mit Prinz Albrecht nahm er auch am Deutsch-Französischen Krieg 1870-1871 teil. Er erhielt zahlreiche militärische Auszeichnungen, darunter auch das Eisernerne Kreuz. Insgesamt wurden ihm im Lauf seines Dienstes sieben Orden verliehen. Mit dem Tod des Prinzen Albrecht 1872 war die Karriere des „Mohren“ aus dem Sudan nicht zu Ende. 1873 ernannte dessen ältester Sohn, Albrecht, ihn zum Silberverwalter des Prinz-Albrecht Palais mit dem hohen Einkommen von 600 Goldmark, das durch zahlreiche Gratifikationen aufgestockt wurde. Zuletzt war August Sabac el Cher Oberaufseher für sämtliches Silber, Porzellan, Tafelaufsätze und Glas des prinzlichen Haushalts. 1876 schied er, vermutlich aus gesundheitlichen Gründen, aus dem Dienst bei Hofe aus. 1882 wurde er mit der Naturalisationsurkunde rechtlich als preußischer Bürger gleichgestellt. Am 21. September 1885 verstarb August Sabac el Cher in Berlin. Sein Grab auf dem Friedhof der Dreifaltigkeitskirche in der Mohrenstraße ist nicht erhalten. Nachfahren des „kleinen nubischen Jungen“ leben bis heute in Deutschland.

Unter den Beständen des Deutschen Historischen Museums in Berlin befindet sich das Gemälde des Malers Emil Doerstling „Preußisches Liebesglück“ (1890). Es zeigt - für die damalige Zeit ziemlich ungewöhnlich - einen Mann mit tiefdunkler, fast schwarze Hautfarbe in inniger Umarmung mit einer jungen rotblonden Frau. Dargestellt ist der wahrscheinlich einzige Schwarze, der zu seiner Zeit eine preußische Infanterieuniform trug: der Militärmusiker Gustav Sabac el Cher. Er wurde 1868 als Sohn von August Albrecht Sabac el Cher und dessen Ehefrau Anna Maria Jung in Berlin geboren. Bereits mit acht Jahren erhielt er Geigenunterricht. Bis zu seinem 14. Lebensjahr besuchte er die höhere Bürgerschule. Bereits mit 17 Jahren trat er als Militärmusiker in das Musikkorps des Füsilierregiments Nr. 35 „Prinz Heinrich von Preußen“ in Brandenburg an der Havel ein. 1893 an der Kgl. Hochschule für Musik in Charlottenburg als Klarinetist und Oboist ausgebildet, erhielt er 1895 eine Dirigentenstelle beim Gren-



Abb. 5: Gustav Sabac el Cher (Deutsches Museum Berlin)

dier-Regiment „König Friedrich III.“ (1. Ostpreußisches) Nr. 1 in Königsberg. Er spielte vor dem Kaiser und dem Zaren, vor Königen und dem Kronprinzen, komponierte selbst Musikstücke und arrangierte verschiedene Mozart-Ouvertüren für Militärmusik. 1901 heiratete Gustav Sabac el Cher die Lehrerstochter Gertrude Perling. Erhalten ist ein Foto aus dem Jahr 1909, das den einzigen schwarzen Kapellmeister der preußischen Armee mit Pickelhaube, wilhelminischen Schnurrbart und Galauniform zeigt, an der Brust eine Ordensspange mit vier Auszeichnungen, vom „Allgemeinen Ehrenzeichen“ bis zum russischen St.-Annen-Orden (**Abb. 5**).

Im gleichen Jahr schied er als Kgl. Obermusikmeister nach 24 Jahren aus dem Dienst, wohl nicht aus gesundheitlichen, sondern wahrscheinlich aus finanziellen Gründen. Als selbstständiger Kapellmeister sah er wohl bessere Verdienstchancen. Er arbeitete als ziviler Kapellmeister und nahm Engagements in verschiedenen deutschen Städten an. In den 1920er Jahren trat er wiederholt als Dirigent des „Symphonischen Blasorchesters Groß-Berlin“ und anderer großer Orchester im Rundfunk auf. Er dirigierte Schubert, sogar Wagner, vorzugsweise jedoch leichte Operettenpotpourris. 1930 erwarb Gustav Sabac el Cher eine Gartenwirtschaft in Senzig bei Königs Wusterhausen, wo er öfter mit seinen Söhnen musizierte. Als vor allem seine Freunde vom „Stahlhelm“ und vom „Bund der Frontsoldaten“ ausblieben, musste er sein florierendes Ausflugslokal schließen. Auch das danach am Krummensee eröffnete Café Schwabacher musste wenige Monate später auf Druck der Behörden als „Negerkneipe“ geschlossen werden. Gustav Sabac el Cher versuchte sich noch einmal als Gastronom in der Oranienburger Straße und verstarb 1934 in Berlin. Kaiser Wilhelm II. (1859-1941) schickte aus seinem holländischen Exil in Doorn ein Beileidstelegramm, auch Kronprinz Wilhelm kondolierten der Familie. Der Sohn Horst (1908-1943) starb im Zweiten Weltkrieg an der Ostfront als Sanitäter im Kaukasus, der Sohn Herbert (1903-1963) überlebte den Krieg.

Alexander Douala-Bell

Stellvertretend für diejenigen Eingeborenen der deutschen Kolonien, die im Deutschen Reich Karriere machten und deren Nachkommen im Dritten Reich vielfach als „Neger“ diskreditiert wurden, sei abschließend noch der König des Volkes der Douala und kgl. württembergische Offizier Alexander Douala-Bell erwähnt. Am 3. Dezember 1897 als ältester Sohn des Königs Rudolf Manga Bell in der damals deutschen Kolonie Kamerun geboren, wurde er als Vierjähriger an den deutschen Kaiserhof nach Berlin gebracht, um eine höhere Bildung zu erlangen. Sprachbegabt erlernte er schnell Deutsch, dann Französisch, Englisch, Spanisch, außerdem Latein, Altgriechisch und Hebräisch. Als gläubiger Christ soll er täglich im Neuen Testament griechischer Urfassung gelesen haben und erhielt eine gründliche militärische Ausbildung. Als Offiziere des Ulmer Ulanen-Regiments „König Karl“ (1. Württembergisches) Nr. 19 kämpfte er im Ersten Weltkrieg in der verbündeten Türkei. 1914 war sein Vater nach einem Konflikt mit der deutschen Kolonialverwaltung in Kamerun wegen angeblichen Hochverrats hingerichtet worden. 1919 heiratete Alexander Douala Bell in Hamburg Andrea Jimenez Berroa (1902-1985), Tochter der Hamburgerin Emma Mina Filter und des kubanischen Pianisten und Professors am Hamburger Musikonservatorium José Manuel Jimenez Berroa.

Als Kamerun durch den Versailler Vertrag 1919 französisch wurde, bemühte sich die französische Regierung zur Stärkung der Herrschaft Frankreichs in Kamerun um einen Umzug des Ehepaars Douala nach Frankreich. 1919 übersiedelten beide nach Paris. Dort wurden auch die Kinder José Emmanuel (1920-1947) und Andrea Tüke Ekedia (1921-2003) geboren. 1922 kehrte Alexander Douala-Bell ohne seine Familie nach Kamerun zurück, um dort seine Position und seinen Familienbesitz zu bewahren. Inzwischen König (intronisiert aber erst 1951) und französischer Staatsbürger (1937) geworden, kämpfte er im Zweiten Weltkrieg auf der Seite Frankreichs. 1945 wurde Alexander Douala-Bell als einer der Vertreter Kameruns in die Verfassungsgebende Versammlung der Vierten Republik gewählt, Bei den Parlamentswahlen 1946 erreichte er fast eine Zwei-Drittel Mehrheit (Wiederwahl 1951 und 1956). 1942 war er Delegierter Frankreichs bei der UN-Vollversammlung, ab 1952 auch Mitglied der Territorialversammlung von Kamerun. Bei einem Besuch des Sohnes Emmanuel in Douala 1947 kam es zu einem Streit, in dessen Folge Alexander am 15. September 1947 diesen erschoss und ins Gefängnis kam. Der Tod des Sohnes wurde als Unfall eingestuft, eine Aufhebung der Immunität abgelehnt. Alexander Douala-Bell verstarb am 19. September 1966 in seiner Heimat. An seinem Staatsbegräbnis sollen 150.000 Kameruner teilgenommen haben. Seine Ehefrau Andrea kehrte mit den Kindern nach Deutschland zurück, arbeitete als Redakteurin bei der Ullstein-Zeitschrift „Gebrauchsgraphik“ und lebte zeitweise mit dem Schriftsteller Eugen Roth (1894-1939) zusammen, den sie auch in das Exil begleitete. Vielleicht war sie das Vorbild der Juliette Martens in Klaus Manns Schlüsselroman „Mephisto“ (1936).

„Die Völkermühle Europas“

Bis in die Gegenwart haben farbige Einwohner von Kolonien europäischer Länder - z. B. Großbritannien, Frankreich, Belgien, Portugal, die Niederlande und Italien bei uns genetische Spuren hinterlassen. Das gilt auch für Nachkommen aus den ehemaligen deutschen Kolonien bzw. Schutzgebieten in Afrika, China und der Südsee, die z. T. schon seit Generationen in Deutschland leben. 1896 erhielt der Schuhmacher Mandenga Diek (geb. 1871 in Belltown/Kamerun) als erster Afrodeutscher die hamburgische und damit die deutsche Staatsangehörigkeit. Einige Nachfahren von Afrikanern z. B. haben in Deutschland Karriere gemacht, z. B. Hans-Jürgen Massaquoi (1926-2013, Journalist und Schriftsteller) und seine Enkelin Fasia Jansen (1929-1997, politische Liedermacherin und Friedensaktivistin), Theodor Wonja Michael (1925-2019, Schauspieler, Journalist, Beamter des Bundesnachrichtendienstes, Zeitzeuge des Nationalsozialismus), Erwin Kostedde (geb. 1946, erstes farbiges Mitglied der Fußball-Nationalmann-

schaft), Asfa-Wossen Asserate (geb. 1948, Großneffe des letzten äthiopischen Kaisers Haile Selassie, Unternehmensberater und Publizist), Roberto Blanco (geb. 1937, Schlagersänger), Jérôme Boateng (geb. 1988, Fußballer), Florence Kasumba (geb. 1976) und Dennesch Zoudé (geb. 1966, Schauspielerinnen), Nelson Müller (geb. 1999 als Breman Asikuma, Sternekoch), Charles Muhamed Huber (geb. 1956, Schauspieler, Autor, 2013 für die CDU Abgeordneter des Deutschen Bundestags), Dr. Karamba Diaby (geb. 1961, seit 2013 für die SPD als erster in Afrika geborener Schwarzer Abgeordnete des Deutschen Bundestags), Aminata Touré (geb. 1992, Bündnis 90/Die Grünen, Vizepräsidentin des Schleswig-Holsteinischen Landtags), Sylvie Nantcha (geb. 1974, Germanistin und CDU-Politikerin) sowie Yared Terfa Dibaba (geb. 1969, Schauspieler, Fernsehmoderator und Plattdeutsch-Experte). Mehr oder weniger waren bzw. sind sie alle rassistischen Anfeindungen ausgesetzt.

Zum Glück blieb ihnen aber allen bei ihrer Karriere ein entwürdigender nationalsozialistischer „Ariernachweis“, wie er in Carl Zuckmayers berühmten, 1945 im amerikanischen Exil geschriebenen Nachkriegsdrama „Des Teufels General“, dem meistgespielten Theaterstück der Nachkriegszeit, Erwähnung findet, erspart. In einem Gespräch des Luftwaffengenerals Harras mit dem aus dem Rheinland stammenden Fliegerleutnant Hartmann, dessen Verlobte wegen einer Unklarheit in seinem Stammbaum die Verlobung gelöst hatte, macht sich dieser Gedanken über den „Ariernachweis“ (unvergesslich in der Kätner-Verfilmung 1954 Curd Jürgens in der Hauptrolle):

„Na, und was wissen Sie denn über die Seitensprünge der Frau Ururgroßmutter? Die hat doch sicher keinen Ariernachweis verlangt.“

Und er gibt ihm zu bedenken:

„... was kann da nicht alles vorgekommen sein in einer alten Familie. Vom Rhein - noch dazu. Vom Rhein. Von der großen Völkermühle. Von der Kelter Europas! Und jetzt stellen Sie sich doch mal Ihre Ahnenreihe vor - seit Christi Geburt. Da war ein römischer Feldhauptmann, ein schwarzer Kerl, braun wie ne reife Olive, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht. Und dann kam ein jüdischer Gewürzhändler in die Familie, das war ein ernster Mensch, der ist noch vor der Heirat Christ geworden und hat die katholische Haustradition begründet. - Und dann kam ein griechischer Arzt dazu, oder ein keltischer Legionär, ein Graubündner Landsknecht, ein schwedischer Reiter, ein Soldat Napoleons, ein desertierter Kosak, ein Schwarzwälder Flößer, ein wandernder Müllerbursch vom Elsaß, ein dicker Schiffer aus Holland, ein Magyar, ein Pandur, ein Offizier aus Wien, ein französischer Schauspieler, ein böhmischer Musikant - das hat alles am

Rhein gelebt, gerauft, gesoffen und gesungen und Kinder gezeugt - und - und der Goethe, der kam aus demselben Topf, und der Beethoven, und der Gutenberg, und der Matthias Grünwald, und - ach was, schau im Lexikon nach. Es waren die Besten, mein Lieber! Die Besten der Welt! Und warum? Weil sich die Völker dort vermischt haben. Vermischt - wie die Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem großen, lebendigen Strom zusammenrinnen. Vom Rhein - das heißt: vom Abendland. Das ist natürlicher Adel. Das ist Rasse. Seien Sie stolz darauf, Hartmann - und hängen Sie die Papiere Ihrer Großmutter in den Abtritt. Prost.“⁵

Weiterführende Literatur (Auswahl)

Maria Aurora von Spiegel (Fatima)

Anonym: *Das Galante Sachsen*. Neue Auflage mit einigen Zusätzen. Von dem Baron von Pöllnitz vermehrt, Offenbach a. M. 1735, S. 162-165

Boetticher, Walter von: *Geschichte des oberlausitzischen Adels und seiner Güter*, Bd. 2, Görlitz Selbstverlag der Oberlausitzischen Gesellschaft für Wissenschaften 1913, S. 899 f.

Cramer, Friedrich: *Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie*, Bd. 2, Leipzig F. A. Brockhaus 1836, S. 125

Günther, Ralf: *Die türkische Mätresse*, Berlin Ullstein Buchverlage/List Verlag 2014

Lewenhaupt, Adam: *Maria Aurora von Spiegel*, in: *Personhistorisk tidskrift, Första årgången 1898-99*, Häft 4, Stockholm Kungl. Boktryckeriet 1899, S. 219-221

ô Byrn, Friedrich August Freiherr: *Zur Lebensgeschichte des Grafen Friedrich August Rutowski*, in: *Archiv für die Sächsische Geschichte*, Neue Folge, 2. Bd., Leipzig Bernhard Tauchnitz 1876, S. 317-350

Vehse, Eduard: *Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen*, 5. Tl., Hamburg Hoffmann und Campe 1851, Frau von Spiegel und ihr Sohn Graf Rutowski, S. 127-133

5 Carl Zuckmayer, *Des Teufels General*. Drama in drei Akten, Frankfurt a. M. S. Fischer Verlag 1961, S. 65.

Anton Wilhelm Amo

Brentjes, Burchard (Hrsg.): *Antonius Guilielmus Amo Afer aus Axim in Ghana; Student. Doktor der Philosophie, Magister legens an den Universitäten Halle, Wittenberg, Jena 1727-1747*, Dokumente, Autographe, Belege, Halle Martin-Luther-Universität 1968

ders.: *Anton Wilhelm Amo. Der schwarze Philosoph in Halle, Leipzig*, Koehler & Amelang, 1976

ders.: *Ein Afrikaner in Halle vor 250 Jahren*, in: ders. (Hrsg.), *Der Beitrag der Völker Afrikas zur Weltkultur*, Universität Halle 1977 (Tagungsbericht), S. 3-13

Döbler, Hannsferdinand: *Der Mohr von Wolfenbüttel: die Karriere des Professors Dr. Anton Wilhelm Amo*, in: Iser, Dorothea, Querbeet (1994). S. 252-255

Ette, Otmar: *Anton Wilhelm Amo. Philosophieren ohne festen Wohnsitz. Eine Philosophie der Aufklärung zwischen Europa und Afrika*, Berlin Kulturverlag Kadmos 2020

Firla, Monika: *Ein Jenaer Stammbucheintrag des schwarzen Philosophen Anton Wilhelm Amo aus dem Jahr 1746*, in: AfriTüDe Geschichtswerkstatt, Stuttgart 2012

dies.: *Anton Wilhelm Amo (Nzema, Rep. Ghana). Kammermohr - Privatdozent für Philosophie - Wahrsager*, in: Tribus 51, 2002, S. 55-90

Glötzner, Johannes: *Anton Wilhelm Amo. Ein Philosoph aus Afrika im Deutschland des 18. Jahrhunderts*, München, Edition Enhuber, 2002

ders.: *Der Mohr. Leben, Lieben und Lehren des ersten afrikanischen Doctors der Weltweisheit Anton Wilhelm Amo, Döbel (Saalkreis) Stokovic 2003*

Hillgärter, Jule/Kaszmarek, Nele: *Kennen Sie Dr. Anton Wilhelm Amo?*, in: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel 67, 2021, S. 167-174

Hochkeppel, Willy: *Anton Wilhelm Amo: Der schwarze Philosoph*, München Deutsches Museum 2012 und Damals 44 (2012), H. 12, S. 66-69

Höpp, Gerhard (Hrsg.): *Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und der Schweiz bis 1945*, Berlin Zentrum Moderner Orient 1996, S. 29-30

Kühlmann-Smirnov, Anne: *Schwarze Europäer im Alten Reich: Handel, Migration, Hof*. Göttingen V&R unipress 2013, S. 371, Nr. 369

- Kühne, Heinrich/Motel, Heinz: *Berühmte Persönlichkeiten und ihre Verbindung zu Wittenberg*, Göttingen Verlag Göttinger Tageblatt 1990
- Lochner, Norbert: *Anton Wilhelm Amo. Ein Gelehrter aus Ghana im Deutschland des 18. Jahrhunderts*, in: *Übersee-Rundschau* 10, 1958, Heft 1, S. 22-31
- Lohlker, Rainer: *Amo, Anton Wilhelm, Dr. phil. habil.* in: *Braunschweigisches Biographisches Lexikon* 2006, S. 41- 42
- Mabe, Jacob Emmanuel: *Anton Wilhelm Amo. The international cultural background of his philosophy*, Nordhausen Traugott Bautz 2014, S. 9-29
- Martin, Peter: *Schwarze Teufel, edle Mohren: Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen*, Neuausgabe, 1. Aufl., Hamburg Hamburger Edition 2001, S. 308-327 und a. m. O.
- Mougnol, Simon: *Amo Afer: un noir, professeur d'université en Allemagne au XVIIIe siècle*, Paris L'Harmattan 2010
- Raabe, Paul/Pfingsten, Ulrich: *Wolfenbütteler Barockjahr 2006*, Ausstellungsheft 6: *Anton Wilhelm Amo, ein Schwarzer am Wolfenbütteler Hof*, Wolfenbüttel 2006
- Suchier, Wolfram: *Anton Wilhelm Amo: ein Mohr als Student und Privatdozent der Philosophie in Halle, Wittenberg und Jena*, Leipzig Köhler 1916
- van der Heyden, Ulrich: *Anton Wilhelm Amo, der afrikanische Philosoph*, in: ders., Hrsg.: *Unbekannte Biographien. Afrikaner im deutschsprachigen Raum vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges*, Bd. 26, 2008

Angelo Soliman

- Bauer, Wilhelm: *Angelo Soliman, der hochfürstliche Mohr. Ein exotisches Kapitel Alt-Wien*, hrsg. und eingeleitet von Monika Firla-Forkel, München Gerlach und Wilding 1922, Nachdruck Berlin Edition Ost 1993
- Blom, Philipp/Kos, Wolfgang (Hrsg.): *Angelo Soliman. Ein Afrikaner in Wien*, Ausstellungskatalog, Wien Brandstetter 2011
- Firla, Monika: *Angelo Soliman in der Wiener Gesellschaft vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, in: *Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und der Schweiz bis 1945*, in: *Das Arabische Buch*, Berlin,

hrsg. von Gerhard Höpp, Berlin Zentrum Moderner Orient Geisteswissenschaftliche Zentralen Berlin e. V. 1996, S. 69-96

dies.: *Verkörpert uns Soliman? Oder: Hat er seine Haut selbst gespendet?* : eine Provokation zu „Station*Corpus“, Wien Tanz-Hotel/Art-Act-Kunstverein 2001

dies.: *Segen, Segen, Segen auf Dich, guter Mann! Angelo Soliman und seine Freunde Graf Franz Moritz von Lacy, Ignaz von Born, Johann Anton Merrens und Ferenc Kazinczy*, 2. Aufl. Wien Tanz-Hotel/Art-Act-Kunstverein 2003

dies.: *Angelo Soliman. Ein Wiener Afrikaner im 18. Jahrhundert*, Katalog zur Ausstellung 11. März bis 2. August 2004, Baden NÖ Rollet-Museum 2004

dies.: *Angelo Soliman. Vom schwarzen Sklaven zum freimaurerischen Edelmann*, Sonderausstellung 30. Oktober 2004 bis 31. Mai 2005, Bayreuth Deutsches Freimaurermuseum 2004

Martin, Peter: *Schwarze Teufel, edle Mohren: Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen*, Neuausgabe, 1. Aufl., Hamburg Hamburger Edition 2001, S. 232-240, 465 ff. und a. m. O.

Sauer, Walter: *Angelo Soliman. Mythos und Wirklichkeit*, in: ders. (Hrsg.), *Von Soliman zu Omajumo. Afrikanische Diaspora in Österreich - 17. bis 20. Jahrhundert*, Innsbruck StudienVerlag 2007, S. 59-96

dies.: *Von der Erinnerung zum Mythos. Angelo Soliman und die Projektionen der Nachwelt*, in: Philipp Blom/Wolfgang Kern (Hrsg.), *Angelo Soliman. Ein Afrikaner in Wien*, Wien Brandstätter 2011, S. 133-143

Schuster, Gabriele: *Der Mohr als Schauobjekt*, in: Hartmut Heller (Hrsg.), *Neue Heimat Deutschland - Aspekte der Zuwanderung, Akkulturation und emotionalen Bindung*, Erlangen Unversitätsbund Erlangen-Nürnberg 2002, S. 99

Vieser, Michaela/Schautz, Irmela: *Von Kaffeeriechern, Abtrittanbietern und Fischbeinreißern. Berufe in vergangenen Zeiten*, München Pantheon 2012, S. 85-86

Wigger, Iris/Klein, Katrin: *„Bruder Mohr“: Angelo Soliman und und der Rassismus der Aufklärung*, in: Wulf D. Hund (Hrsg.), *Entfremdete Körper: Rassismus als Leichenschändung*, Bielefeld Transcript 2009, S. 81-115

Wolf, Rüdiger: *Angelo Soliman - ein Schicksal in Wien zur Zeit Mozarts*, Salzburg Stiftung Mozarteum 2002

Wurzbach, Constantin von, *Angelo Soliman*, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 22. Theil, Wien Kaiserlich-königliche Hof- und Staatsdruckerei 1870 S. 464, und 35. Theil 1877 S. 248-251

Ignatius Christianus Fridericus Fortuna

Kittel, Ingeborg: *Mohren als Hofbediente und Soldaten im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel*, in: Braunschweigesches Jahrbuch 46, 1965, S. 78-103

Kühlmann-Smirnov, Anne: *Schwarze Europäer im Alten Reich: Handel, Migration, Hof*. Göttingen V&R unipress 2013, S. 306, Nr. 94

Küppers-Braun, Ute: *Kammermohren. Ignatius Fortuna am Essener Hof und andere farbige Hofdiener*, in: Münster am Hellweg 54, 2001, S. 17-49

Abram Petrowitsch Hannibal

Barnes, Hugh: *The Stolen Prince: Gannibal. Adopted son of Peter the Great, Great-Grandfather of Alexander Pushkin, and Europe's first black Intellectual*, New York Ecco 2006

ders.: *Der Mohr des Zaren - Eine Spurensuche*, München Knaus 2007

Ghebre-Ghiorghis, Solomon: *The Eritrean Ancestry of Alexande Pushkin*, Asmara University of Asmara Press 2002

Gnammankou, Dieudonné: *Abraham Hanibal. L'âïeul noir de Pouchkine*, Paris Présence Africaine 1996

ders.: *Abraham Hannibal, Prince of Logone, Pushkin's African Ancestor*, London Books of Africa Ltd. 2015

Martin, Peter: *Schwarze Teufel, edle Mohren: Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen*, Neuauflage, 1. Aufl., Hamburg Hamburger Edition 2001, S. 303-308 und a. m. O.

Somers Cocks, Frances: *Abraham Hannibal and the Raiders of the Sands*, London Goldhawk Press 2003

ders.: *Abraham Hannibal and the Battle of the Throne*, London Goldhawk Press 2003

Die Mohren Herzog Maximilian in Bayern

- Bayern, Maximilian Herzog in: *Wanderungen nach dem Orient im Jahre 1838: Unternommen und skizziert von dem Herzoge Maximilian in Bayern*, hrsg. von Walter Hansen, Pfaffenhofen Ludwig 1978
- Brandner, Wolfgang: *Die Orientreise von Herzog Max in Bayern im Jahre 1838*, in: Aichacher Heimatblatt 57, 2009, H. 4, S. 13-16, und H. 5, S. 17-20
- Graf, Bernhard: *Sisis Vater, Herzog Maximilian in Bayern*, 2. Aufl., München Allitera Verlag 2019
- Grimm, Alfred: „*Ich träume oft von meiner Heimath ...*“ *Identität und Schicksal der von Herzog Maximilian in Bayern freigekauften afrikanischen Sklaven*, in: AVISO. Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern 3, 2017, S. 11-15
- Grimm-Stadelmann, Isabell: *Eine Zitherpartie auf dem Nil. Die Orientreise von Herzog Maximilian in Bayern und seine Orientalische Sammlung*, München Staatliches Museum Ägyptische Kunst 2009
- dies.: *Hinaus aus dem bequemen Alltag!: die Orientreise von Herzog Maximilian in Bayern und seine Orientalische Sammlung im Museum Kloster Banz*, in: Museum aktuell 178, 2011, S. 50-53
- Heres, Hedi: *Maximilian Herzog in Bayern (1818-1888)*, in: Charivari 14, 1988, H. 11, S. 35-40
- Holland, Hyazinth: *Maximilian Herzog in Baiern*, in: Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 52, 1906, S. 258-270
- Körner, Hans Michael: *Maximilian, Herzog in Bayern (Pseudonym Phantasmus)*, in: Neue Deutsche Biographie Bd. 16, 1990, S. 495 f.
- Schweigert, Alfons: *Herzog Max in Bayern. Sisis wilder Vater*, München Volk Verlag 2016
- Setzwein, Bernhard: *Im Land der Derwische. Wie Herzog Maximilian 1838 den Orient bereiste*, München Bayerischer Rundfunk 2005

August Albrecht und Gustav Sabac el Cher

Afrika in Berlin - Ein Stadtspaziergang der DHM (Internet)

Austilat, Andreas: *Afrikaner in Preußen. Gustav, der Militärmusiker*, in: Der Tagesspiegel v. 09.02.2015

ders.: *Gustav, der Kapellmeister: die Geschichte des Gustav Sabac el Cher*, in: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 17.01.2009, S. 31

Bechhaus-Gerst/Gieseke, Sunna: *Koloniale und postkoloniale Konstruktionen von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur*, Frankfurt a. M. Peter Lang 2007

Krampitz, Dirk: *Wie ein Afrikaner zu einer preußischen Gardeuniform kam*, in: DIE WELT v. 04.11.2007

Kulke, Ulli: *Preußisches Liebesglück. In der Armee der Hohenzollern dienten auch Afrikaner - Bei Hofe genossen sie hohes Ansehen*, in: DIE WELT v. 03.06.2006

Kuzniat-Clark, Veronica: *An Afro-German Family in Nazi -Germany: The Story of the Sabac El Chers*, North Charleston USA Createspace independent Publishing Platform 2015

Merta, Klaus-Peter: *Gustav Albrecht Sabac el Cher und die Rangabzeichen der Militärmusiker*, in: Mit klingendem Spiel. Militärmusik einst und jetzt, 4, 2006, S. 4-10

Pieken, Gorch/Kruse, Cornelia: *Preußisches Liebesglück. Eine deutsche Familie aus Afrika*, Berlin Propyläen-Verlag 2007

Stenberg, Jan: *Preußisches Liebesglück: was ein schwarzer Offizier in Senzig suchte - die Geschichte der Familie Sabac-el-Cher*, in: Märkische Allgemeine/Posdamer Tageszeitung, Jg. 62, 2007, H. 251 v. 27./28.10.2007, Beilage Die Märkische Ausgabe 43, S. 1

van der Heyden/Zeller, Joachim: *Kolonialmetropole Berlin - Eine Spurensuche*, Berlin Berlin Edition 2003, S. 273-278, 311 f., 316

Wildung, Dietrich: *Preußen am Nil*, Berlin G + H Verlag 2003, S. 429

Alexander Douala-Bell

Ansprenger, Franz: *Politik im Schwarzen Afrika. Die modernen politischen Bewegungen im Afrika französischer Prägung*, Wiesbaden Springer Fachmedien 1961, S. 65

Assemblée Nationale, *Biographie Alexandre Douala Manga Bell*

Bommarius, Christian: *Der gute Deutsche: die Ermordung Manga Bells in Kamerun 1914*, Berlin Berenberg 2015, a. m. O.

Douala Manga-Bell, René: *Le Prince Alexandre*, Berlin Exchange & Dialogue 2008

Eckert, Andreas: *Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel: Douala 18180 bis 1960*, Stuttgart Steiner 1999. S. 152. 221. 464 und a. m. O.

Eyoum, Jean-Pierre Félix/Michels, Stefanie/Zeller, Joachim: *Bonamanga. Eine kosmopolitische Familiengeschichte*, in: Mont Cameroun. Afrikanische Zeitschrift für interkulturelle Studien zum deutschsprachigen Raum, Nr. 2, 2005. S. 11-48

Joseph, Richard: *The Royal Pretender: Prince Douala Manga Bell in Paris, 1919-1922*, in: Cahiers d' Études Africaines, Bd. 14, Paris 1974, Nr. 54, S. 339-358

Nerius, Namaso Mbile: *Cameroon Political Story: Memories of an Authentic Eye Witness*, Bamenda African Books Collective 2011, S. 243 ff.

Vilcsinsky Kuoh, Thérèse: *Alexandre Douala Manga Bell: profil d'un homme*. Thèse de doctorat en Études africaines, Paris 1997

Haben Kollektive eine „Identität“?

Zur Geschichte und Semantik eines politischen Kampfbegriffs

VON PETER J. BRENNER

Vorbemerkung: Die unwahrscheinliche Karriere eines Höchstwertbegriffs

Unversehens ist mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts der Begriff der „Identität“ wieder zu einer politischen Kategorie geworden. Konjunktur hat er allerdings weniger in der politischen Theoriebildung als in der tagespolitischen Auseinandersetzung. Warum das so ist, ist einerseits leicht zu sagen: In einer historischen Situation multipler Krisen gewinnen Selbstvergewisserungsdebatten um den Kern dessen, was den „Zusammenhalt“ einer zerfallenden Gesellschaft sichern könnte, eine existenzielle Bedeutung. Und um diesen Kern geht es bei der Frage nach der „Identität“ einer Gesellschaft.

Allerdings: Gegen Ende seines fast 700-seitigen Werkes über „Kollektive Identität“ kommt Lutz Niethammer zu dem Schluss, dass die „kollektive Identität“ ein unbrauchbares Konzept ist, eines jener „Plastikwörter“, die einen Sinngehalt simulieren, den sie nicht haben, weshalb auf seinen weiteren Gebrauch verzichtet werden sollte.¹ Auch der umfangreiche Beitrag Dieter Henrichs zum bahnbrechenden, aber doch etwas verzettelten Tagungsband „Identität“ der Forschungsgruppe „Poetik und Hermeneutik“ stiftet eher Verwirrung, als dass er Klarheit schüfe, weil er deutlich macht, wie inkohärent, oft auch illegitim, die Verwendung des Identitätsbegriffs in verschiedenen Fachdisziplinen ist: So „kommt in die Erörterungen unter dem Problemtitel ‚Identität‘ eine Konfusion, die wirklich heillos ist.“² Aber die Frage bleibt dennoch, warum der Identitätsbegriff in der politischen und sozialphilosophischen Diskussion eine so große Attraktivität besitzt, dass er in wellenförmigen Konjunkturen immer wieder auftritt.

An der Begriffsgeschichte kann es kaum liegen. Die Ursprünge des philosophischen Identitätskonzepts liegen im Dunkeln, eine einigermaßen konsistente philosophiegeschichtliche Entwicklungslinie lässt sich nicht nachzeichnen. Man kann feststellen, dass er, in seiner über die reine Logik hinausreichenden Bedeutung, seine Wurzeln in der Antike hat und ein genuiner Begriff der

1 Lutz Niethammer, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek: Rowohlt 2000, S. 631.

2 Dieter Henrich, „Identität“ – Begriffe, Probleme, Grenzen, in: Identität, hg. v. Odo Marquard/Karlheinz Stierle, München: Fink 1979 (Poetik und Hermeneutik VIII), S. 133-186; hier S. 136.

abendländischen Philosophie der Neuzeit geworden ist. Hier wurde er erstmals im 14. Jahrhundert nachgewiesen und dann von herausragenden Philosophen, von Leibniz über Spinoza, Descartes bis Locke aufgegriffen und wieder liegen gelassen,³ bis er im deutschen Idealismus um 1800 ganz unvermutet eine glänzende Karriere begann. Bei Schelling, Fichte und Hegel wurde „Identität“ zu einem allerdings erbittert umstrittenen Schlüsselbegriff der deutschen Philosophie. Schelling hat in seinen frühesten Schriften die „Identität“ in den Rang eines unüberbietbaren Höchstwertbegriffs erhoben; zum letzten Ziel nicht nur der Philosophie, sondern des Menschen, der Menschheitsgeschichte überhaupt, erhoben: „*Die absolute Identität ist nicht Ursache des Universum, sondern das Universum selbst*. Denn alles was ist, ist die absolute Identität selbst“, heißt es in Schellings „Darstellung meines Systems der Philosophie“ von 1801.⁴ Mehr geht nicht. Das nüchterne 19. Jahrhundert hat mit dieser hyperidealistischen Konstruktion eher wenig anfangen können. Aber der Glanz, der dem Identitätsbegriff seit dem deutschen Idealismus anhaftet, ist nicht verblasst und ließ ihn weiterhin attraktiv bleiben für diverse philosophische Denkansätze des 20. und auch wieder des 21. Jahrhunderts.

Die Verwendung des Begriffs „Identität“ im sozialphilosophischen Sinne unterliegt konjunkturellen Schwankungen. Fest etabliert ist der Begriff inzwischen, weit über den fachsprachlichen Gebrauch hinaus, in der Psychologie, in der sich ein ganzer Forschungszweig der Frage widmet, was unter der „Identität“ einer Person zu verstehen ist, wie sie zustande kommt, welchen Gefährdungen sie ausgesetzt ist und auf welche Weise man sie schützen könnte. Die Verwendung des Identitätsbegriffs in der Sozialphilosophie, Soziologie und Geschichtswissenschaft lehnt sich offensichtlich an diesen individualpsychologischen Identitätsbegriff an und ist in diesem Sinne zum gängigen Sprachgebrauch geworden. Wie so viele dieser Begriffe aus der Geschichts- und Sozialwissenschaft führt er eine eigentümliche Zwischenexistenz zwischen fachwissenschaftlichem Terminus, alltagsgesellschaftlicher Selbstverständigungsvokabel und tagespolitischem Kampfbegriff. Es hat aber einige Zeit gedauert, bis sich der Begriff „Identität“ in dieser Weise etablieren konnte. Im weitverbreiteten und seinerzeit als Standardwerk geltenden Fischer-Lexikon „Psychologie“, zur Gänze verfasst von Peter R. Hofstätter, kommt das Wort, geschweige denn das Lemma, „Identität“ nicht vor, weder in der Auflage von 1957 noch in der Neubearbeitung von 1972.

3 Otto Muck, (Art.), Identitätsprinzip, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. IV, Basel/Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft 1976, Sp. 152f.; vgl. auch Henrich, „Identität“ (wie Anm. 2), S. 137-141.

4 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Darstellung meines Systems der Philosophie, in: ders.: Sämtliche Werke, Abth. I, Bd. IV, Stuttgart/Augsburg: Cotta 1859, S. 105-212; hier S. 129 (§ 32).

Auch Erik H. Erikson, der der personalen „Identität“ in den 1970er Jahren zu einer so glänzenden Karriere verhelfen wird, hat zu dieser Zeit noch keinen Eingang in den kanonischen Bestand des Fachs gefunden.⁵ Wohl aber widmet Hofstätter in beiden Auflagen dem heute gänzlich verschollenen Begriff „Völkerpsychologie“ einen eigenen Artikel, in dem er behandelt, was man heute als „kollektive“ oder „nationale Identität“ bezeichnen würde. Gemeint sind die „Bemühungen um die Erfassung des seelisch-geistigen Gepräges von Großgruppen (Völkern)“.⁶ Hofstätter verweist auf die lange Tradition dieser „Bemühungen“, die ihren Höhepunkt in Herders und Hegels „Volksgeist“ gefunden haben. Aber auch moderne philosophische, und anthropologische Theorien operieren mit dem Denkansatz, dass „Großgruppen“, die mit den Termini „Stamm“, „Nation“, „Gesellschaft“ und „Kultur“ bezeichnet werden können, einheitliche Merkmale aufweisen, die wiederum, in einer gewissen Variationsbreite, auch die Charaktere und Verhaltensweisen der Individuen prägen.⁷ Die traditionelle, besonders im 18. Jahrhundert blühende Form der Völkerstereotypen hat komische, heute allerdings eher als skandalös empfundene Zerrbilder von Völkern hervorgebracht. Auch die großen Philosophen wie Kant, Herder und Hegel waren nicht frei davon,⁸ was ihnen heute, reichlich spät, harsche „Rassismus“-Vorwürfe nicht nur in den Feuilletons, sondern auch in der zuständigen Fachwissenschaft eingebracht hat.⁹ Hofstätter hat zur Präzisierung des Verfahrens der „Faktorenanalyse“ vorgeschlagen, um einen statistisch fundierten Vergleich von Kulturen zu ermöglichen; ein Ansatz, den er wohl selbst wieder aufgegeben hat und der auch nicht besonders vielversprechend ist. Der Psychologe und Politiker Willy Hellpach, der auch eine „Einführung in die Völkerpsychologie“ geschrieben hat, bescheinigte aber noch in den 1950er Jahren „den Deutschen“ sechs grundlegende, überhistorisch gültige Eigenschaften: „1. Schaffensdrang, 2. Gründlichkeit, 3. Ordnungsliebe, 4. Formabneigung, 5. Eigensinn, 6. Schwärmseligkeit“.¹⁰

Die Vorstellung, dass die „Völker“ bestimmte Eigenschaften hätten, die sich auch bei ihren einzelnen Individuen als Charaktereigenschaften beobachten lie-

5 Die bemerkenswerte Biographie, Berufskarriere und Erfolgsgeschichte Eriksons rekonstruiert Niethammer, Kollektive Identität (wie Anm. 1), S. 267-314.

6 Peter R. Hofstätter, (Art.) Völkerpsychologie, in: ders., Psychologie. Fischer Lexikon, Bd. 6, Frankfurt a. M. 1957, S. 317-322; hier S. 317.

7 Ebd., S. 319.

8 Appiah schreibt zu Kants einschlägigen Äußerungen: „das war nicht sein bester Augenblick“. Dabei könnte man es eigentlich belassen. Vgl. Kwame Anthony Appiah, Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit. München: Hanser 2019, S. 167.

9 Peter J. Brenner, Wird Kant noch gebraucht? „Rassismus“ und das ferne Echo der Vernunft, in: Universitas 75 (2020), H. 8: Philosophie, S. 4-17.

10 Willy Hellpach, Der deutsche Charakter, Bonn: Athenäum 1954, S. 171.

ben, hat sich zwar im Alltagsverständnis immer noch gehalten, ist aber von der Wissenschaft seit langem stillschweigend verabschiedet worden. Heute fragt die Wissenschaft eher nach bestimmten „Einstellungen“, die in der Bevölkerung eines Landes vorherrschen und die sich nach statistischer Häufigkeit zuordnen und sich breit auffächern lassen nach Alter, Geschlecht, Bildungs- und sozialem Status oder Migrationshintergrund.

In seiner groß angelegten, vielhundertseitigen Geschichte des Identitätskonzepts im 20. Jahrhundert ist es Lutz Niethammer allerdings gelungen, das Thema der Nation so gut wie ganz zu ignorieren und kurioserweise auch den Begriff der Identität so weit wie möglich zu vermeiden. Stattdessen untersucht er in ideengeschichtlicher Perspektive Theoriekomplexe unterhalb und neben der Nationalitätsthematik. Neben Lukács' Theorie des Proletariats aus „Geschichte und Klassenbewußtsein“¹¹ gilt sein besonderes Interesse der in der Tat nicht uninteressanten Frage nach der „Identität“ im Selbstverständnis jüdischer Theoretiker von Freud bis Erikson.¹²

Identitätszuschreibungen befriedigen individuelle Zugehörigkeitsbedürfnisse. Das ist zunächst ein sehr einfacher psychischer Mechanismus. Dass dieser Mechanismus in bestimmten sozialen Umfeldern gut funktioniert, ist leicht plausibel zu machen. Familien, Dorfgemeinschaften, auch Stammeszugehörigkeiten entwickeln sich im unmittelbaren alltäglichen persönlichen Umgang und über Generationen hinweg.

Jürgen Habermas: Identität und moderne Gesellschaft

Wie so oft war es auch in diesem Fall Jürgen Habermas, der das Thema der kollektiven Identität modernisiert wieder auf die Tagesordnung gesetzt hat,¹³ zu einer Zeit, als die nationale Frage weder in Deutschland noch in Europa eine besondere Rolle gespielt hat. Bei der Verleihung des Hegel-Preises 1973 der Stadt Stuttgart hielt Habermas eine Dankesrede, die dem alten Thema einen neuen Namen gab: „Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?“¹⁴

11 Niethammer, Kollektive Identität (wie Anm. 1), S. 151-160.

12 Ebd., S. 241.

13 In Lutz Niethammers Deutung ist die Rede von der „kollektiven Identität“ eine Folgeerscheinung des Ersten Weltkriegs, die einen Rezeptionsschub in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch die Erfolgsgeschichte von Eriksons Konzept der „individuellen Identität“ erhielt. Hier spielt Habermas' Anregung nur eine sehr geringe Rolle, vgl. Niethammer, Kollektive Identität (wie Anm. 1), S. 414f.; zu Habermas S. 60; S. 480.

14 Jürgen Habermas, Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?, in: Jürgen Habermas/Dieter Henrich, Zwei Reden. Aus Anlaß der Verleihung des Hegels-Preises der Stadt Stuttgart an Jürgen Habermas am 19. Januar 1974. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974, S. 23-84.

Habermas entfaltet das Thema nicht von einer aktuellen politischen Problemlage her – die es zu dieser Zeit gerade nicht gab –, sondern er ging von einer Theorie der Moderne aus, die ihre Inspiration, dem Anlass angemessen, aus Hegel bezog. Die Menschen in modernen Gesellschaften sind, so hatte Hegel in der Zusammenfassung Habermas' diagnostiziert, Opfer einer multiplen Entfremdung: „Diese *dreifache Entzweiung* des modernen Ich mit äußerer Natur, Gesellschaft und innerer Natur“ ist ein prägendes Moment moderner Gesellschaften, wie sie sich im ausgehenden 18. Jahrhundert in Westeuropa herausgebildet haben.

Die zweite dieser drei Entzweiungen, die „Entzweiung des modernen Ich mit der Gesellschaft“ ist Habermas' Ansatzpunkt.¹⁵ Während in archaischen und traditionellen Gesellschaften in unterschiedlicher Form, aber jedenfalls auf wirkungsvolle Weise das Individuum mit seiner Gemeinschaft versöhnt war – oder sich versöhnt glaubte –, fallen sie in modernen Gesellschaften auseinander. Hegel hatte das Problem gelöst, indem er die Moralität des einzelnen in der Sittlichkeit der Gemeinschaft aufhob: Das „Sittliche“ hat einen „festen Inhalt“, der „für sich notwendig und ein über das subjektive Meinen und Belieben erhabenes Bestehen ist, die *an und für sich seienden Gesetze und Einrichtungen*.“¹⁶ Die Sittlichkeit wiederum findet im Staat, in höchster Instanz im preußischen Staat, eine stabile Form. Hier erhält also der Nationalstaat seine höchste philosophische Weihe.

Rund 150 Jahre später¹⁷ greift Habermas diesen Problemansatz auf, ohne aber Hegels Lösungsweg zu folgen.¹⁸ Habermas greift weit über den Nationalstaat hinaus. Er sucht nach der „Identität einer staatenübergreifenden Gesellschaft“, die „weder auf ein bestimmtes Territorium bezogen, noch auf eine bestimmte Organisation gestützt sein“ kann.¹⁹ Die Identität einer solchen Gesellschaft bedarf

15 Jürgen Habermas, Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?, in: Jürgen Habermas, Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus. Frankfurt .M.: Suhrkamp 1976, S. 92-126; hier S. 102 (diese Fassung ist gegenüber der Rede von 1973 erweitert).

16 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts. Werkausgabe, Bd. 7, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1970, S. 293f. (§ 144).

17 Hegels Überlegungen zur Staatsphilosophie wurden in den „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ vom Oktober 1820 ausformuliert, sie haben ihre Wurzeln aber bereits in den Jenaer Schriften der Jahre 1801 bis 1807.

18 Interessanterweise hat Habermas das Thema 2019 erneut aufgegriffen; Jürgen Habermas, Noch einmal: Zum Verhältnis von Moralität und Sittlichkeit. Vortrag an der Universität Frankfurt, 19. Juni 2019, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 67 (2019), H. 5, S. 729-743; hier S. 741. Hier erzählt Habermas die Anekdote, dass Richard Rorty auf ihn zugegangen sei mit den Worten: „You Germans keep floating between Kant und Hegel.“ Wenn es stimmen würde, wäre das nicht das Schlechteste, was man über die deutsche Gegenwartsphilosophie sagen könnte, aber es stimmt wohl nicht.

19 Habermas, Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? (wie Anm. 15), S. 115.

einer neuen Art von Begründung. Sie kann sich nicht auf Hegels historisch gewachsene „Sittlichkeit“ stützen, denn diese Sittlichkeit ist gerade nicht universalisierbar. Sie verweist vielmehr auf die „moralischen Pflichten, die ich einer Gemeinschaft gegenüber habe, deren Teil ich bin“ und die aus den „etablierten Normen und Gebräuchen“ eben dieser spezifischen Gemeinschaft erwachsen.²⁰ Habermas hingegen strebt nicht eine auf empirisch-historischer Grundlage ruhende gesellschaftliche Identität, sondern ausdrücklich eine „vernünftige Identität“ an, die normative Ansprüche erheben und sich *per definitionem* zu jeder Zeit und an jedem Ort geltend machen kann.

Was denn nun die gewachsene „Sittlichkeit“ Hegels ersetzen können soll, kann Habermas leicht benennen: Es kann weder Hegels „Verfassungsstaat“ sein noch jene zwei Formen kollektiver Identität, die sich im 19. Jahrhunderts herausgebildet haben, nämlich „Nation und Partei“.²¹ Die „neue Identität einer erst im Entstehen begriffenen Weltgesellschaft“ entfaltet sich im Diskurs; sie „ist nur noch in reflexiver Gestalt denkbar“ nämlich als Kommunikationsprozesse unter gleichberechtigten Teilnehmern, „in denen Identitätsbildung als kontinuierlicher Lernprozeß stattfindet.“²²

Diese Gedankenführung hat sich inzwischen ihres Urhebers wie ihres Ursprungszusammenhangs entledigt, den Lutz Niethammer leicht sarkastisch als das Bedürfnis der deutschen Linksidektuellen jener Jahre beschrieb, ihr spezifisches Problem mit der deutschen Nation „unter der doppelten Tarnkappe von Identität und Vernunft auf die ganze moderne Welt projizieren“ zu wollen.²³ Gegenüber diesen ihren Ursprüngen jedenfalls hat sich Habermas „vernünftige Identität“ verselbständigt und ist in der Form eines abgesunkenen Kulturgutes zur Staatsräson der Bundesrepublik geworden. Vierzig Jahre später, 2015, hat die seinerzeit amtierende Integrationsbeauftragte der Bundesregierung, Aydan Özoğuz, in einem „Eckpunktepapier für eine integrative Flüchtlingspolitik in Deutschland“ Habermas' Ansatz auf die lapidare Formel reduziert, das Zusammenleben in Deutschland müsse „täglich neu ausgehandelt werden“.²⁴ Diese „Aushandlung von Zugehörigkeit“ freilich kann, wie es an anderer Stelle heißt, auch einen neuen Modus annehmen, wenn nämlich die „Aushandlungsprozesse“ zu „Kämpfen“ werden, mit denen Ansprüche auf diffuse Güter erhoben werden – „Kämpfe um strukturelle Zugehörigkeit, oder um „weiterführende sozia-

20 Charles Taylor, Hegel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7. Aufl. 2014, S. 492.

21 Habermas, Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? (wie Anm. 15), S. 110.

22 Ebd., S. 116f.

23 Niethammer, Kollektive Identität (wie Anm. 1), S. 481.

24 „Eckpunktepapier für eine integrative Flüchtlingspolitik in Deutschland“ vom 21.9.2015.

le, kulturelle und affektive Anerkennung“.²⁵ 2019 hat Habermas auch auf diese neue Problemlage eine Antwort: Wenn die Gewissheiten des alltäglichen Umgangs in Frage gestellt sind und lebensweltliche „Dissonanzen auftreten“, dann entsteht Diskussionsbedarf.²⁶

Nationale Identitäten

Der Einwand, „kollektive Identität“ sei ein sinnloses Plastikwort, ist nicht von der Hand zu weisen. Bereits die personale Identität klar zu bestimmen, ist eine schwierige Aufgabe, vor der selbst ein Immanuel Kant resigniert hat. Die „Identität“ eines Individuums setzt Kontinuität in der Zeit voraus; sie unterstellt, dass die betreffende Person in allen Phasen ihrer Biographie und bei allen Wechselfällen des äußeren und inneren Lebens immer die gleiche ist. Sonst würde man von einer psychischen Störung sprechen. Der Erkenntnistheoretiker Kant hat im „Dritten Paralogism der Personalität“ in der „Kritik der reinen Vernunft“ die bohrende Frage aufgeworfen, wie denn eine solche personale Identität beweisbar sei. Gelöst hat er das Problem nicht, aber deutlich gemacht, dass diese Identität bei jedem Akt der Anschauung immer schon vorausgesetzt wird: „Die Identität der Person ist also in meinem eigenen Bewußtsein unausbleiblich anzutreffen.“²⁷ Ob ein außenstehender Beobachter das genauso sieht, ist freilich für Kant eine ganz andere Frage.

Bei „kollektiven Identitäten“ stellt sich die Frage um einiges dringender, da es hier kein Bewusstsein gibt, in dem die Identität „unausbleiblich anzutreffen“ ist. Kollektive Identitäten können vielerlei Gestalt annehmen. Sie reichen vom familiären Umfeld über Stämme, Vereine, Regionen bis zu Nationen und Kontinenten, und sie sind nicht einmal territorial gebunden. Besonders Religionsgemeinschaften wie das Judentum, die katholische Kirche, die islamische Umma, greifen weltweit aus, nicht anders als, zumindest dem Anspruch nach, die kommunistische Internationale der Proletarier. Die Migrationsbewegungen der letzten Jahre und die dadurch neu erzwungene intime Wahrnehmung ferner Länder haben dazu geführt, dass man auch wieder anfangen muss, Stammeszugehörigkeiten als politisch enorm wirkungsmächtigen – und explosiven – Faktor wahrzunehmen und ernst zu nehmen. In der neueren Diskussion haben sich zudem neue Kollektive in

25 Naika Foroutan, Was will eine postmigrantische Gesellschaftsanalyse?, in: Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Hg. v. Naika Foroutan/Juliane Karakayali/Riem Spielhaus, Frankfurt a.M.: Campus 2018, S. 269-299; hier S. 272 und S. 274.

26 Jürgen Habermas, Auch eine Geschichte der Philosophie, Bd. 1: Die okzidentale Konstellation von Glauben und Wissen, Berlin: Suhrkamp 2019, S. 466f.

27 Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft. Werke in zehn Bänden, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 4, Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesell., 3. Aufl. 1956, S. 371 (A 362).

den Vordergrund gedrängt, die heute unter dem Begriff der „Diversität“ zusammengefasst werden. An vorderster Front stehen hier Geschlecht, Rasse – heute eher „Ethnie“ genannt –, Klasse, Kultur, oder, moderner, *gender, race, class, culture*. Sämtliche dieser und vieler anderer kollektiver Identitäten, ob sie nun weltumspannend auftreten oder mikroskopisch kleine Einheiten sind, stehen unter den Generalverdacht, dass es sie nicht gibt. Kwame Anthony Appiah, Professor an gleich mehreren amerikanischen *Ivy-League*-Universitäten, hat ein viel beachtetes, gut gemeintes und etwas flockig argumentierendes Buch über „Identitäten“ geschrieben, in dem er die aktuell prominentesten Vorstellungen von Identität einer kritischen Prüfung mit vorhersehbaren Ergebnis unterzieht: Jede der untersuchten kollektiven Identitäten zerfällt bei genauerer Betrachtung in eine Vielzahl von Individuen, und, umgekehrt, jedes dieser Individuen ist Mitglied verschiedener identitätsstiftender Kollektive.²⁸

Dass einzelne Personen sich mit Kollektiven identifizieren und damit neben ihrer personalen auch eine soziale Identität aufbauen, ist leicht einzusehen und auch empirisch darzustellen. Mit seiner groß angelegten „europäischen Identitätsstudie“ hat Ulrich Schmidt-Denter untersucht, wie sich in zehn europäischen Ländern, nämlich in Deutschland und seinen neun Nachbarländern, diese „Identität“ zu Beginn des 21. Jahrhunderts konkret ausprägt. Der Untersuchung liegt eine klare Definition zugrunde: „Unter Identität versteht man eine Selbstdefinition, ein Bild des eigenen Selbst“.²⁹ Die Studie befragt repräsentative Stichproben von Jugendlichen im Alter von 13 bis 19 Jahren sowie in geringerem Umfang deren Elterngeneration. Zum einen erfragt sie Merkmale personaler Identität, also das Selbstverständnis der Jugendlichen, das sich in einer Reihe von Items, die Selbstbewertungen, Selbstkonzepte und Kontrollüberzeugungen erfragen, erfassen lassen; zum andern fragt sie nach sozialer Identität, die sich im Zugehörigkeitsgefühl zu Gruppen – insbesondere zur „Nation“ – und in Einstellungen zu Fremdgruppen ausdrückt.³⁰ In Bezug auf Deutschland entsprechen die Ergebnisse den Erwartungen. Die positive Zuwendung zur eigenen Nation ist unterdurchschnittlich schwach ausgeprägt; sie wird nur noch von den belgischen Jugendlichen unterboten, während, wiederum nicht überraschend, Polen an der Spitze dieser Skala steht.³¹ Dass „soziale Identität“ durch die Bindung an grō-

28 Appiah, Identitäten (wie Anm. 8).

29 Ulrich Schmidt-Denter, Die Deutschen und ihre Migranten. Ergebnisse der europäischen Identitätsstudie, Weinheim/Basel: Juventa 2011, S. 13.

30 Ebd., S. 356. – Eine Zusammenfassung der Ergebnisse auch bei Ulrich Schmidt-Denter, Identitätserziehung in Deutschland. Wirkungen auf Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund, in: Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft, Bd. 41, September 2018: Bemerkenswerte Interpretationen komplexer Zusammenhänge, S. 125-146.

31 Schmidt-Denter, Die Deutschen und ihre Migranten (wie Anm. 29), S. 150.

ßere Kollektive entsteht, ist also ebenso empirisch belegt wie die verschiedenen nationalen Ausprägungen dieser Bindung.

Ob diese größeren Kollektive ihrerseits aber eine eigene, eben eine „kollektive Identität“ haben oder sie dadurch begründet wird, dass eine größere Zahl von Menschen sich mit ihnen identifiziert, ist eine andere und empirisch wesentlich schwerer zugängliche Frage.

Diese Frage wurde, auch in der „europäischen Identitätsstudie“, in erster Linie in Bezug auf das Identitätskonzept „Nation“, durchdiskutiert; andere, ethnische, religiöse, sexuelle Identitätsthematiken wurden erst in jüngerer Zeit ernsthaft problematisiert. Die „Nation“ ist der Taktgeber der älteren wie auch der aktuellen Identitätsdiskussionen. Dass es „Nationen“ gibt, ist einerseits leicht zu zeigen, dann nämlich, wenn sie in die Form von Nationalstaaten gegossen wurden, also eine institutionalisierte und gefestigte Form angenommen haben. Dass Staaten ihren Bürgern mit administrativen Maßnahmen einen nationalen Identitätsstempel aufdrücken, hat Appiah halb kritisch, halb zustimmend, aber jedenfalls zutreffend vermerkt.³²

In gebildeten Kreisen allerdings hat sich seit langem die Vorstellung festgesetzt, dass kollektive Identitäten, und speziell die der „Nation“, nur ein „Konstrukt“ seien, das Herrschaftszwecken diene und das man dementsprechend entlarven oder, postmodern gesprochen, „dekonstruieren“ müsse. Der wesentliche Stichwortgeber für diese Auffassung war Benedict Anderson mit seinem in den 1980er Jahren erschienenen und stark rezipierten Buch mit dem verführerischen Titel „Imagined Communities“, zu Deutsch noch suggestiver: „Die Erfindung der Nation“. Wer bei der Lektüre des Buches über den Titel hinausgekommen ist, wird freilich feststellen, dass Anderson es sich nicht so leicht gemacht hat wie viele seiner trivialakademischen Rezipienten. Tatsächlich untersucht Anderson in globaler und universalhistorischer Perspektive, aber ausdrücklich inspiriert von der deutschen Geschichte und ihren Theoretikern Karl Marx und Walter Benjamin,³³ die historisch und regional sehr verschiedenen Entstehungsbedingungen der „Nation“. Zentrale Rollen spielen dabei Heilige Schriften, die Verwendung und Verbreitung von nationalen Schriftsprachen, die Auswirkungen von Verwaltungspraktiken, Schulsystemen und zunehmender Mobilität. Entscheidend ist für Anderson die sich im Einzelfall durchaus unterschiedlich darstellende Auflösung traditionaler Gemeinschaft im Zug von Modernisierungsprozessen. Es entstand ein Ersatzbedarf, um „Kontingenz in Sinn“ zu verwandeln.³⁴

32 Appiah, Identitäten (wie Anm. 8), S. 142.

33 Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a.M./New York: Campus 1988 (zuerst engl.: Imagined Communities 1988), S. 10.

34 Ebd., S. 42.

In diesem Sinne sind also Nationen „Konstrukte“, künstliche Gebilde, von denen nichts übrig bleibt, wenn man ihnen nimmt, was ihnen künstlich zugeschrieben wurde. Es fällt in der Tat in jedem Einzelfall einer „Nation“ schwer, genau zu bestimmen was denn nun eigentlich ihre „Identität“ ausmacht, weil sich die Zuschreibungsmerkmale, deren wichtigste Sprache, Territorium, Religion, Mythen, Tradition neben etlichen anderen sein können, bei mikroskopischer Betrachtung schnell in eine Fülle von disparaten Einzelheiten auflösen. Als die hervorstechendste ihrer Erscheinungsformen wurde lange Zeit der „Nationalstaat“ wahrgenommen oder, wo es ihn nicht gibt, „nationale Zugehörigkeit“. Die Nationalstereotypen wurden oft überhöht, dabei manchmal bis ins Lächerliche verzerrt, bis sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sowohl wissenschaftlich wie auch politisch vollkommen diskreditiert waren, zumindest in Deutschland. Dabei wurde freilich übersehen, dass solche nationale Stereotypen in mancherlei Hinsicht auch dann einen realen Kern haben, wenn sie sich bei einer wissenschaftlichen Betrachtung in Nichts auflösen. Wenn man hinreichend große Unschärfen zulässt, lassen sich in bestimmten Beobachtungsbereichen eben doch deutliche nationale Unterschiede selbst – und gerade – bei europäischen Nachbarländern feststellen, auf die sich nationale Identitäten gründen. Für einen Wissenschaftler, der auf präzise umrissene Begrifflichkeiten auch bei Nationen Wert legt, mag das ein Einwand sein, der in der Praxis allerdings nicht durchschlägt – Nationen gibt es trotzdem: *„Die Nation, wenn sie entsteht, bestimmt selbst die Merkmale, die sie bestimmen“*.³⁵ Vor dem Ansinnen, komplexe Phänomene in der Wirklichkeit – in seinem Fall der sprachlichen Wirklichkeit – durch exakte Begrifflichkeiten zu erfassen, hat schon Wittgenstein kapituliert und als Hilfsmittel die „Familienähnlichkeit“ eingeführt: „Statt etwas anzugeben, was allem, was wir Sprache nennen, gemeinsam ist, sage ich, es ist diesen Erscheinungen garnicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden, sondern sie miteinander in vielerlei verschiedenen Weisen verwandt.“³⁶

Dass es auch im 21. Jahrhundert so etwas wie eine wahrnehmbare „nationale Typik“ gibt, „kann eigentlich nur bezweifeln, wer sich nie länger in einem anderen Land aufgehalten“ hat.³⁷ In den modernen westlichen Gesellschaften haben solche Zugehörigkeiten die gleiche prägende Kraft, wie sie sie anderen Orts haben und wie sie sie in anderen Zeiten gehabt haben. Die globalisierenden

35 Ernst-Wolfgang Böckenförde, Die Nation – Identität in Differenz, in: ders., Staat, Nation, Europa. Studien zur Staatslehre, Verfassungstheorie und Rechtsphilosophie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 34-58; hier S. 41. Böckenförde verweist auf Ivan Katsarski als den Urheber dieses Bonmots.

36 Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1971, S. 48.

37 Sahra Wagenknecht, Die Selbstgerechten. Mein Gegenprogramm für Gemeinsinn und Zusammenhalt, Frankfurt a.M./New York: Campus 2021, S. 240.

Tendenzen der Medienberichterstattung, des Tourismus und des Wirtschaftsverkehrs haben hier bestimmt eine abschleifende Wirkung gehabt, aber nationale Eigenheiten gewiss nicht zum Verschwinden gebracht.³⁸

Ein großes Rätsel verbirgt sich nicht dahinter. Nationale Identitäten entstehen nicht von selbst, zumindest nicht im 20. Jahrhundert; sie lassen sich durch gezielte politische Maßnahmen aufbauen oder abbauen. Nationen sind gewiss nicht im Sinne naturwissenschaftlicher Begrifflichkeitsanforderungen klar zu definieren und gewiss sind sie, wie alle anderen Kulturleistungen auch, „Konstrukte“. Aber diesen Befund ein „nur“ voranzustellen, verkennt die Tatsache, dass diese Konstrukte eine hochgradige historische, politische und soziale Wirksamkeit entfaltet haben. Das sieht auch Anderson nicht anders, ebenso wenig der abwägende Identitätskritiker Appiah: „Soziale Identitäten mögen auf Irrtümern beruhen, doch sie geben uns Konturen, Gewohnheiten, Werte, eine Art von Sinn und Ziel.“³⁹

Das Unbehagen an der „nationalen Identität“ betrifft nicht nur den durchaus mit guten Gründen zu benennenden Unschärfestatus und Konstruktcharakter der „Nation“, sondern es speist sich vor allem aus den wiederum historisch ebenfalls nur zu gut begründbaren Aversion gegen den „Nationalismus“, der in der Tat von der Französischen Revolution bis in die jüngste Gegenwart sehr unerfreuliche Erscheinungsformen annehmen kann⁴⁰ – und das bei weitem nicht nur in Europa. Im Lichte dieser historischen Erfahrungen hat Adorno, der unerschrockene Apologet des Individuums, das „Kollektivsubjekt“ generell verworfen: „Das Wahre und Bessere in jedem Volk ist wohl vielmehr, was dem Kollektivsubjekt nicht sich einfügt, womöglich ihm widersteht.“⁴¹

Diese philosophisch ambitionierte Kritik an der „Nation“, die damals noch ohne größere Umstände mit dem „Volk“ in eins gesetzt wurde,⁴² hat heute trivialeren Erwägungen Platz gemacht, in denen mit dem weitgehend geächteten „Nationalismus“ umstandslos auch der „Nationalstaat“ verabschiedet wird. Unter europäischen, und speziell deutschen, Intellektuellen ist es zur Selbstverständlichkeit geworden, von einem Weltstaat oder zumindest einem europäischen Staat – womit immer nur die Europäische Union gemeint ist – zu träumen, weil

38 Richard Münch, Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 32f.

39 Appiah, Identitäten (wie Anm. 8), S. 59.

40 Peter Alter, Nationalismus. Ein Essay über Europa. Stuttgart: Kröner 2016, S. 79-98.

41 Theodor W. Adorno, Was ist deutsch?, in: ders., Gesammelte Schriften 10.2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, S. 691-701; hier S. 691.

42 Das begriffsgeschichtliche Monumentalwerk „Geschichtliche Grundbegriffe“ verzeichnet noch 1992 umstandslos die Begriffe „Volk, Nation“ unter dem gleichen Lemma. Das wäre heute nicht mehr möglich. Vgl. Reinhart Koselleck/Fritz Gschnitzer/Karl Ferdinand Werner/Bernd Schönemann, (Art.) Volk, Nation, Nationalismus, Masse, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 7, Stuttgart: Klett 1992, S. 141-431.

nur ein solcher Staat mit den globalen Herausforderungen der Zukunft umgehen könne. Dazu müssten freilich die Staaten „das bornierte Bewusstsein ihrer nationalstaatlichen Kulturen durchbrechen“, was sie aber nicht tun werden.⁴³ Das „Menschenrechtsparadigma“ – und neuerdings auch die „Klimakatastrophe“ – wird hier zum Ersatz für nationale und sozialistische Ideologien.⁴⁴ Für die globalen Eliten, „die mit dem Herzen in Paris oder London sind, deren Geld sich in New York oder Zypern befindet und deren Loyalität Brüssel gehört“,⁴⁵ sind solche Visionen eine attraktive Option. Sie träumen von einer idealen Weltgesellschaft, ohne soziale Klassen, ohne Grenzen – „*No Borders No Nations*“ –, ohne Identitäten und ohne Konflikte.⁴⁶ Die Werte dieser „globalen Klasse“ sind seit langem auf dem Weg, wie Dahrendorf schon vor zwei Jahrzehnten feststellte, „herrschende Werte“ zu werden und eine „unsichtbare Herrschaft“ auszuüben.⁴⁷

Diese „globale Klasse“ neigt dazu, ihre eigenen Erfahrungen bei der „Überwindung des ethnischen Nationalismus“ als „Zeichen eines universellen Entwicklungstrends“ zu halten.⁴⁸ Aber das ist wohl eher eine Täuschung. Realitätshaltig sind solche Visionen nicht, und ob sie wünschenswert wären, bedarf doch einer genaueren Prüfung, und manchmal findet der Nationalstaat auch an unvermuteter Stelle seine Verteidiger.⁴⁹ Ein Blick auf die globale Wirklichkeit zeigt, dass „nationale Loyalitäten“ neben der neu erwachten Religion⁵⁰ weltweit nach wie vor eine nicht nur große, sondern auch zunehmende wirklichkeitsprägende Kraft haben und selbst in Europa wieder an Boden gewinnen.⁵¹ Was für das beginnende 20. Jahrhundert galt, gilt nicht minder auch im 21. Jahrhundert: „In Wirklichkeit wurden die Nationalstaaten durch die Globalisierung an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert nicht geschwächt, sondern gestärkt. Das Bedürfnis nach nationaler Absicherung wuchs parallel zur Ausweitung internationaler Kontakte.“⁵² Im Zuge der Dekolonialisierung seit dem Zweiten Weltkrieg wurden Nationalstaatskon-

43 Habermas, Noch einmal: Zum Verhältnis von Moralität und Sittlichkeit, S. 743.

44 Ivan Krastev, Europadämmerung. Ein Essay, Berlin: Suhrkamp 2017, S. 44.

45 Ebd., S. 68.

46 Christophe Guilluy, *La France périphérique. Comment on a sacrifié les classes populaires*, Paris: Flammarion 2015, S. 130.

47 Ralf Dahrendorf, Die globale Klasse und die neue Ungleichheit, in: *Merkur* 54 (2000), S. 1056–1068; hier S. 1059 f.

48 Krastev, *Europadämmerung* (wie Anm. 44), S. 154.

49 Wagenknecht, *Die Selbstgerechten* (wie Anm. 37), S. 227–246.

50 Peter J. Brenner, *Fremde Götter. Religion in der Migrationsgesellschaft*, Waltrup/Berlin: Manuscriptum 2017, S. 17–19.

51 Krastev, *Europadämmerung* (wie Anm. 44), S. 15.

52 Dominik Geppert, *Ein Europa, das es nicht gibt. Die fatale Sprengkraft des Euro*, Berlin: Euro-paverlag 2013, S. 51.

zepte auch nach Afrika und in den Nahen Osten übertragen.⁵³ Die intellektuellen Eliten der betroffenen Regionen selbst haben sich davon hohe emanzipatorische Impulse versprochen. Gekommen ist es bekanntlich anders.

Diese Beharrenskraft des Nationalstaats kommt nicht von ungefähr. Denn seine Leistungen sind nicht so ohne weiteres durch eine Weltgesellschaft ersetzbar. Im historischen ebenso wie im globalen Vergleich haben sich die Nationalstaaten des Typs, wie er sich im Laufe des 19. Jahrhunderts herausgebildet hat, als die leistungsfähigste Form der Organisation moderner Gesellschaften erwiesen. Nicht nur sind sie Träger geordneter Verwaltungsabläufe sowie innerer, äußerer und nicht zuletzt sozialer Sicherheit.⁵⁴ Sie sind zudem, worauf Hannah Arendt frühzeitig hingewiesen hat, die einzigen institutionellen Garanten der Menschenrechte: „Der Begriff der Menschenrechte brach, wie Burke es vorausgesagt hatte, in der Tat in dem Augenblick zusammen, wo Menschen sich wirklich nur noch auf sie und auf keine national garantierten Rechte mehr berufen konnten.“⁵⁵ Dass eine Weltgesellschaft oder auch nur ein europäischer Bundesstaat die gleichen Leistungen erbringen könnte, ist eine Vermutung, die jede Wahrscheinlichkeit gegen sich hat. Aber man muss sich auch vor dem Umkehrschluss hüten. Nicht jeder Nationalstaat ist ein Garant der Menschenrechte; im Gegenteil: „Der Nationalstaat kann Bürgerrechte sichern, aber muß das nicht tun. Blickt man auf die jeden Monat wachsende Mitgliedschaft der Vereinten Nationen, so ist nur eine kleine Minderheit bei dieser Aufgabe erfolgreich, und wenn man die Geschichte des Jahrhunderts einbezieht, kaum mehr als ein Dutzend.“⁵⁶

Die gegen den Nationalstaat in Stellung gebrachte imaginierte Weltgesellschaft ist eine Welt ohne Bindungen. Sie bereichert zwar den Erfahrungsschatz globaler Eliten, aber sie „eignet sich nicht zur Bildung einer stabilen Identität und zum Aufbau von Treueverhältnissen.“⁵⁷ Dieses Problem stellt sich dem Nationalstaat der Gegenwart heute freilich in gleicher Weise. Denn der Nationalstaat, auch in seinen modernsten Formen, ist mehr als eine Verwaltungseinheit. Er braucht eine Legitimität, die über die bloße Funktionseffizienz hinausweist. Die „Treueverhältnisse“, die sozialen und kulturellen Bindekräfte, die

53 Peter Alter, *Nationalismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985, S. 118-123.

54 Das gilt auch für die neuesten Herausforderungen durch die Corona-Pandemie. So glaubt der ansonsten dem Weltstaat zuneigende Jürgen Habermas allen Ernstes: In der Pandemie haben sich „die Nationalstaaten als die eigentlich handlungsfähigen Akteure bewährt“; Jürgen Habermas, *Corona und der Schutz des Lebens*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 65 (2021), H. 9, S. 65-78; hier S. 66.

55 Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft*, München/Zürich: Piper, 3. Aufl., 1993, S. 466.

56 Ralf Dahrendorf, *Die Zukunft des Nationalstaates*, in: *Merkur* 48 (1994), S. 751-761; hier S. 751.

57 Krastev, *Europadämmerung* (wie Anm. 44), S. 31

einen Nationalstaat jenseits von Recht, Geld und Bürokratie zusammenhalten, sind Ressourcen, die nicht mehr ohne weiteres zur Verfügung stehen. Man kann es wenden, wie man will, aber jede Gesellschaft ist gebunden an einen „Vorrat an kulturellen Selbstverständlichkeiten“,⁵⁸ über den der Einzelne nicht beliebig verfügen kann.

Hin und wieder haben ausgerechnet Juristen daran erinnert, dass ein moderner demokratischer Staat mehr braucht als die formale Zustimmung seiner Bürger zu den von der Verfassung geregelten demokratischen Verfahren – obwohl auch das schon nicht wenig ist. Berühmt wurde das gern zitierte „Böckenförde-Diktum“: „*Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann*“; er kann nur bestehen, „wenn sich die Freiheit, die er seinen Bürgern gewährt, von innen her, aus der moralischen Substanz des einzelnen und der Homogenität der Gesellschaft, reguliert.“⁵⁹ Es wird gerne übersehen, dass der Schmitt-Schüler und Katholik Böckenförde sich 1967 mit dieser Überlegung auf das Verhältnis der katholischen Kirche zum modernen Staat bezog und für ihn die Frage im Hintergrund stand, wie die verloren gegangene Kraft der Kirche ersetzt werden könne: „Woraus lebt der Staat, worin findet er die ihn tragende, homogenitätsverbürgende Kraft und die inneren Regulierungskräfte der Freiheit, deren er bedarf, nachdem die Bindungskraft aus der Religion für ihn nicht mehr essentiell ist und sein kann?“⁶⁰

Lange Zeit galt es als eine unbefragte Selbstverständlichkeit, dass das „Volk“ diese Leerstelle besetzen könne, sie eigentlich schon immer besetzt habe. In der Frühphase der Nationalitätsdiskussion wurden im Gefolge Herders „Volk“ und „Nation“ ohne weiteres in eins gesetzt: „Volk‘ bezeichnete nichtmehr eine soziale Gruppe inner- oder unterhalb der ‚Nation‘, sondern die Nation selbst“.⁶¹ Im 20. Jahrhundert hingegen haben nur noch wenige Theoretiker an dieser Einsetzung von Volk und Nation festgehalten;⁶² zu ihnen gehörte Carl Schmitt, der vielberufene „Kronjurist des Dritten Reichs“. Zu dieser Zeit hielt die Ge-

58 Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2. Aufl. 1985, S. 348.

59 Ernst-Wolfgang Böckenförde, *Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation*, in: ders., *Recht, Staat, Freiheit. Studien zur Rechtsphilosophie, Staatstheorie und Verfassungsgeschichte. Erweiterte Ausgabe*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006, S. 92-114; hier S. 112f.

60 Ebd., S. 111.

61 Koselleck/Gschnitzer/Werner/Schönemann, (Art.) Volk, Nation, Nationalismus, Masse (hier: Reinhart Koselleck, IX/6, Herder) (wie Anm. 42), S. 316.

62 Carl Schmitt, *Staat, Bewegung, Volk. Die Dreigliederung der politischen Einheit*, Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1933, S. 45f.; vgl. dazu Röhrich, *Staatsmacht und Demokratiezerfall*, in: *Wissenschaft, Literatur, Katastrophe. Festschrift für Lars Clausen*, hg. v. Wolf R. Dombrowsky/Ursula Passero, Opladen 1995, S., S. 314f. und Niethammer, *Kollektive Identität* (wie Anm. 1), S. 98f.

schichte aber schon eine andere Lektion bereit. Denn dass es nicht das „Volk“ sein kann, das die Homogenität verbürgt, hat das 20. Jahrhundert gezeigt. Seit der Konferenz von Lausanne 1923 hat man, in bester Absicht, versucht, jene zerstörerische Kraft, die man dem Nationalismus seit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges zuschrieb, zu bändigen durch die ethnische Entmischung der Nationalstaaten. Mit dem ethnischen Austausch der Bevölkerung der Türkei und Griechenlands begann ein „europäischer Irrweg“, in dessen Verlauf in Europa „mehr als 40 Millionen Menschen nach ethnischen, religiösen oder sprachlichen Kriterien zwangsweise umgesiedelt“ wurden.⁶³

Eine eigene Qualität erhielt diese Politik der ethnischen Säuberung im Vielvölkerstaat „Sowjetunion“. Nicht von ungefähr war der Georgier Stalin von 1917 bis 1923 „Volkskommissar für Nationalitätenfragen“,⁶⁴ bevor er zum totalitären Generalsekretär der KPdSU aufstieg. Bereits 1913 veröffentlichte er den Aufsatz „Marxismus und nationale Frage“. „Nation“ definiert Stalin hier ganz bieder: „Eine Nation ist eine historisch entstandene stabile Gemeinschaft von Menschen, entstanden auf der Grundlage der Gemeinschaft der Sprache, des Territoriums, des Wirtschaftslebens und der sich in der Gemeinschaft der Kultur offenbarenden psychischen Wesensart.“⁶⁵ Hinter der trivialen Definition verbirgt sich eines der großen Probleme sozialistischer Theorie und Praxis. Denn der aus den Theorien des 19. Jahrhunderts hervorgegangene Sozialismus sowjetischer Prägung war internationalistisch angelegt; „Proletarier aller Länder vereinigt euch“, heißt es bekanntlich an prominenter Stelle.⁶⁶

Die Revolutionäre im Vielvölkerstaat der Sowjetunion haben aber lernen müssen, dass schon die Nationalitäten im eigenen Herrschaftsgebiet eine widerständige Beharrungskraft aufwiesen, die zunächst pragmatische Kompromisse und waghalsige Balanceakte in der Theoriebildung erforderten, bei denen Lenin federführend war.⁶⁷ Als Stalin Alleinherrscher geworden war und seine Macht sich gefestigt hatte, griff er zu dem Mittel, das er am besten beherrschte: zu brutaler Gewalt. In den 1930er Jahren wurden die ethnischen Kollektive durch Terror, Umsiedlungen und Massenmorde zerschlagen.⁶⁸

63 Götz Aly, Dafür wird die Welt büßen. Ethnische „Säuberung“, ein europäischer Irrweg, in: ders., Rasse und Klasse. Nachforschungen zum deutschen Wesen, Frankfurt a.M.: Fischer 2003, S. 28-41; hier S. 28.

64 Isaac Deutscher, Stalin. Eine politische Biographie, Berlin: Argon 1989, S. 241-247.

65 Joseph Wissarionowitsch Stalin, Marxismus und nationale Frage, in: ders.: Werke, Bd.2: 1907-1913, Berlin: Dietz 1952, S.162-196; hier S. 164..

66 Karl Marx/ Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, in: dies.: Werke IV, Berlin/DDR: Aufbau 1972, S. 459-493; hier S. 493.

67 Jörg Baberowski, Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus, Frankfurt a.M.: Fischer, 3. Aufl. 2014, S. 73f.

68 Ebd., S. 212f.

Das „Dritte Reich“ machte eine andere Erfahrung mit seiner Ethnisierungspolitik. Auch hier stand man dem Mittel brutaler Vertreibung bis hin zum genozidalen Massenmord bekanntlich nicht ablehnend gegenüber. Aber in der politischen und bürokratischen Praxis stellte sich die Frage der „Volkszugehörigkeit“ ungleich komplizierter dar als in der Rassentheorie. Nach dem deutschen Überfall auf Polen und der Besetzung der westlichen Hälfte des Landes – die andere wurde bekanntlich Stalin überlassen – begann eine Germanisierungspolitik. Der Idee nach zielte sie darauf, die polnischen Teile der Bevölkerung zu vertreiben und Deutsche anzusiedeln. Die ausführenden Organe der Besatzungsmacht standen dabei schnell vor unlösbaren Problemen: Die Vertreibung stieß auf Bedenken, nicht auf solche moralischer, wohl aber wirtschaftlicher und logistischer Art – es wurden Arbeitskräfte gebraucht und die geplanten Umsiedlungen überforderten die Transportkapazitäten.

Deshalb sollten möglichst viele der ansässigen Polen zu Angehörigen des deutschen „Volkes“ umgewidmet werden. Dazu war jedes Mittel recht. Man unterschied zwischen „Volksdeutschen“ oder „Stammesdeutschen“, die irgendwie eine deutsche Abstammung nachweisen konnten – dazu reichte die Mitgliedschaft in einer Organisation der deutschen Minderheit –, und gleichrangigen „Bekennnisdeutschen“, die sich zur deutschen Kultur bekannten. Das klingt ziemlich modern. Zeitweise gab es zudem ein „schwebendes Volkstum“, das sich auf dem Weg zu einem „Gesinnungswandel“ befand. Die reine Lehre sah anders aus.⁶⁹ Himmler und seine SS haben sich energisch gegen diese Auflösung des völkischen, biometrisch gestützten Rassebegriffs durch die Zivilverwaltungen gewehrt, aber am Ende setzten sich die pragmatischen Erfordernisse in den jeweiligen Regionen durch. Jedenfalls wurde die „Volkszugehörigkeit“ zum „Kampfbegriff, seine Definition zur Machtfrage, die sich ausschließlich an seiner politischen Funktionalität orientierte.“⁷⁰

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzten die alliierten Siegermächte das Lausanne-Programm einer ethnischen Entmischung in einer historisch einzigartigen Dimension um, was übrigens dazu führte, dass ausgerechnet in Polen, das sich traditionell durch ein buntes Völkergemisch auszeichnete, „ethnische Homogenität durch Zwangsaussiedlungen und Assimilationspolitik“ durchgesetzt wurde.⁷¹ Polen ist deshalb heute neben Japan der ethnisch homogenste Nationalstaat.⁷² Ethnische Homogenisierung ist, das lehren diese Erfahrungen des

69 Vgl. Koselleck/Gschnitzer/Werner/Schönemann, (Art.) Volk, Nation, Nationalismus, Masse (hier: XIV/6: Reinhart Koselleck, Volk, Rasse) (wie Anm. 42), S. 412-415.

70 Gerhard Wolf, Ideologie und Herrschaftsrationalität. Nationalsozialistische Germanisierungspolitik in Polen, Hamburg: Hamburger Edition 2012, S. 177; vgl. auch den Kontext S. 165-189.

71 Peter Oliver Loew, Nationale und ethnische Minderheiten, in: Länderbericht Polen. Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur, hg. v. Dieter Bingen/Krzysztof Ruchniewicz, Frankfurt/New York: Campus 2009, S. 360-372; hier S. 363

72 Ebd., S. 362; vgl. auch Krastev, Europadämmerung (wie Anm. 44), S. 59.

20. Jahrhunderts, offenbar kein gangbarer Weg, um den Nationalstaaten jenes Maß an Homogenität zu verschaffen, das für ihren Zusammenhalt erforderlich ist.

Ob einer „Nation“ ein „Volk“ zugrunde liegen müsse, ist inzwischen eine für den politischen Begriff der Nation unwichtige gewordene Frage. Wichtig ist vielmehr, „daß es sich bei der Nation um die Ausbildung und Existenz eines politischen Bewußtseins und Zusammengehörigkeitsgefühls handelt“, sodass eine Gemeinschaft entsteht, die „handlungsbereit und handlungswillig“ ist.⁷³ Wie diese Gemeinschaft entsteht, ist von untergeordneter Bedeutung. Bei der Entstehung von Nationalstaaten handelt es sich um einen historisch kontingenten Vorgang, der verschiedenerlei Verläufe annehmen kann. Wilhelm von Humboldt war, wie schon seinem Vorläufer Herder, klar, dass die Frage nach der Nation im engsten Zusammenhang mit der Nationalsprache zu sehen sei. Das sollte zu einer der Grundsäulen des modernen Nationalitätsverständnisses werden: Die Sprache „gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern“.⁷⁴ Dass eine gemeinsame Sprache eine wichtige, aber – wie das Beispiel der Schweiz zeigt – keine schlechterdings unabdingbare Voraussetzung für die Entstehung einer Nation ist, ist eine weitgehend konsensfähige Aussage; ebenso konsensfähig ist aber auch, dass noch mehr dazu kommen muss. Neben der Sprache spielen im überkommenen Verständnis der „Nation“ die nationalen Mythen eine zentrale Rolle. Mythen tragen zur „Ausgestaltung eines kulturellen Gedächtnisses bei, das für die Identität politischer Gemeinschaften von zentraler Bedeutung ist.“⁷⁵ Sie „sind Ansammlungen symbolischen Kapitals, von denen man gut leben kann, solange man sie hegt und pflegt. Dieses symbolische Kapital ist aber auch schnell verspielt“,⁷⁶ und in modernen Gesellschaften, so darf man vermuten, ist von diesem Kapital nur noch wenig übrig geblieben.

Nachdem die Mythen weitgehend abgedankt hatten, konzentrierte sich die Suche nach den identitätsstiftenden Elementen einer Gesellschaft auf die „Werte“, und wer es sich besonders leicht machen wollte, bekannte sich zeitweise zu dem um 2000 in Deutschland kursierenden Konzept der „Leitkultur“, das der Politologe Bassam Tibi in die Diskussion eingebracht hatte.⁷⁷ Dieses Konzept ist von seiner Grundidee her sicher nicht falsch, aber in seiner pragmatischen, auch politik- und bürokratietauglichen Schlichtheit leicht angreifbar.

73 Böckenförde, Die Nation – Identität in Differenz (wie Anm. 35), S. 38.

74 Wilhelm von Humboldt, Ueber das vergleichende Sprachstudium, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin: Behr 1903-1936, GS IV, S. 24.

75 Herfried Münkler, Die Deutschen und ihre Mythen, Berlin: Rowohlt Berlin 2009, S. 26.

76 Ebd., S. 11.

77 Bassam Tibi, Europa ohne Identität? Die Krise der multikulturellen Gesellschaft, München: Goldmann 2000, S. 180-183.

Denn die Frage nach der Identität greift sehr viel tiefer, als dass sie mit dem Verweis auf „Werte“ oder gar „unsere europäischen Werte“⁷⁸ zu beantworten wäre. Die Identität eines Nationalstaates setzt mehr voraus als Bekenntnisse seiner Mitglieder zu einer ausformulierten Programmatik. Sie fordert vom einzelnen vielmehr eine mentale Prägung und Verhaltensdispositionen, die weit zurückreichen hinter das, was sich bewusst, durch Lehren und Lernen, steuern lässt.

Das Eingetübtsein in ein „selbstverständliches Sozialverhalten, das heißt, die stillschweigende Gewöhnung an die gewohnheitsmäßige Praxis moderner Staatlichkeit einerseits, an die Notwendigkeit von Konsens andererseits“,⁷⁹ entsteht nicht von heute auf morgen, sondern in langwierigen Sozialisationsprozessen über Generationen und Jahrhunderte hinweg. Die Selbstverständlichkeit, dass man Unzufriedenheit mit seiner gesellschaftlichen Positionierung nicht mit dem Messer zum Ausdruck bringt⁸⁰ oder dass man abweichenden Auffassungen nicht mit Beschimpfungen, Ausgrenzungen und Gewaltakten begegnen soll,⁸¹ muss eingeübt worden sein und die alternativen Verfahren müssen auch in Regeln institutionalisiert werden.

Über Werte kann man, manchmal, verhandeln, dann nämlich, wenn man sich einmal von der Vorstellung verabschiedet hat, dass in einer Gesellschaft „nun einmal das eine und nicht das andere“ gilt.⁸² Über die Errungenschaften der abendländischen Zivilisation kann man nicht verhandeln. Man kann sie nur aufgeben.

„Was ist deutsch?“

Die Deutschen halten sich einiges darauf zugute, dass sie ein besonders schwieriges Verhältnis zu ihrer nationalen Identität haben. Ganz falsch ist das nicht. Als die vielbeschworene „verspätete Nation“ hat Deutschland vor allem seine Dichter und Denker dazu animiert, immer mal wieder über die Besonderheiten des deutschen Nationalcharakters nachzudenken, was manchmal eine hohe De-

78 Die „europäischen Werte“ sind in Artikel 2 des Vertrags der Europäischen Union kodifiziert: „Pluralismus, Toleranz, Gerechtigkeit, Solidarität, Nichtdiskriminierung, Gleichheit“. Niethammer spricht von einer „europäischen Sinnstiftungsindustrie“, die den „Maßstab multinationaler Unternehmen erreicht“ habe; Niethammer, Kollektive Identität (wie Anm. 1), S. 411.

79 Wolfgang Reinhard, Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart. München: Beck 1999, S. 481.

80 Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976, S. 164.

81 Ulrike Ackermann, Das Schweigen der Mitte. Wege aus der Polarisierungsfalle, Darmstadt: wbgTheiss 2020, S. 45-52.

82 Hermann Giesecke, Pädagogische Illusionen. Lehren aus 30 Jahren Bildungspolitik, Stuttgart: Klett-Cotta 1998, S. 191.

tailgenauigkeit hervorbrachte. Die für die Klärung von nationalen Identitätsproblemen nicht ganz uninteressante Frage „Was ist deutsch?“ hat vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis in die allerjüngste Gegenwart eine Fülle von Antworten hervorgebracht, die, bei aller Variationsbreite, eine erstaunliche Konsistenz aufweisen. 1965 wurde diese Frage unter dem Eindruck des gerade untergangenen „Dritten Reichs“ vom Emigranten Adorno kritisch beleuchtet. Adorno beantwortet die Frage erwartungsgemäß auf eine komplizierte Weise, indem er die Fragestellung halb zurückweist und halb akzeptiert. Einerseits verweigert er die Unterwerfungsansprüche gegenüber der Autonomie des einzelnen, die solchen nationalen Identifikationsforderungen inhärent sind; andererseits sieht er aber, etwas enigmatisch, dass das „Deutsche“ keinen Sinn hat, aber einen Sinn „im Übergang zur Menschheit“ noch gewinnen könne.⁸³

Damit ist die Frage aber nicht zufriedenstellend beantwortet. Noch im 21. Jahrhundert kann sich ein tausendseitiges Werk aus gelehrter Feder eben dieser Frage erneut widmen: „Was ist deutsch?“ Die Antwort wird mit Blick auf die Ideen-, Kultur- und Literaturgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts gegeben. Sie ist gar nicht so weit entfernt von dem, was Adorno auf deutlich weniger Seiten herausgefunden hat: Das Beste am Deutschen ist die „Selbsttranszendenz“, die Fähigkeit oder zumindest das Bedürfnis, sich immer „von neuem überbieten und überholen“ zu können.⁸⁴ Dieses Debattenniveau wird nicht überall erreicht. Wenn ein inzwischen führender Parteipolitiker erklärt, dass der Gedanke an Patriotismus bei ihm einen Brechreiz verursacht habe,⁸⁵ dann bewegt er sich nicht ganz auf dem argumentativen Niveau, das man sich in dieser Frage wünschen würde, bringt aber hinreichend deutlich zum Ausdruck, dass die deutsche Frage noch nicht erledigt ist.

Plessner sieht in seinem berühmten Buch über die „verspätete Nation“ das Problem der deutschen Identität im Fehlen eines Staates: Das im 19. Jahrhundert wachsende Nationalbewusstsein hat keine ihm angemessene Staatsform gefunden, auch durch Bismarck nicht, weshalb ersatzweise das „Volk“ „die Rolle einer politischen Idee“ übernehmen musste.⁸⁶ Das wendet sich gegen die „römische“ Idee eines republikanischen Staates. „An diesem *Auseinandertreten politischer und kultureller Blickrichtung* leidet Deutschland“.⁸⁷

83 Theodor W. Adorno, Was ist deutsch? (wie Anm. 41), S. 701.

84 Dieter Borchmeyer, Was ist deutsch? Die Suche einer Nation nach sich selbst, Berlin: Rowohlt Berlin 2017, S. 30.

85 „Patriotismus, Vaterlandsliebe also, fand ich stets zum Kotzen. Ich wusste mit Deutschland nichts anzufangen und weiß es bis heute nicht.“ Robert Habeck, Patriotismus. Ein linkes Plädoyer, Gütersloh: Bertelsmann 2010, S. 21.

86 Helmuth Plessner, Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974, S. 41.

87 Ebd., S. 55.

Diese Problemstellung hat ihre Wurzeln im späten 18. Jahrhundert: „Wir stehen heute noch im Bann dieser ersten und einzigen Verhandlung des Deutschen. Eine andere noch nicht diskreditierte Auffassung von deutscher Nation als eine der damals entfalteten Ideen haben wir nicht, weder politisch noch philosophisch.“⁸⁸ Die während der Befreiungskriege von Ernst Moritz Arndt gestellte Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“⁸⁹ erhielt in diesen Jahren um 1800 eine weit über die Theoriediskussion hinausgehende Bedeutung.⁹⁰ Goethe und Schiller konnten in ihren beiden einschlägigen „Zahmen Xenien“, erschienen in Schillers „Musenalbumach auf das Jahr 1797“, das Thema mit einer gewissen Nonchalance angehen: „Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden, | wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf“, und: „Zur *Nation* euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens; | Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!“⁹¹ Die beiden Klassiker hatten es zu dieser Zeit leicht, weil die nationale Frage noch nicht im Zentrum politischer oder gar kriegerischer Auseinandersetzungen stand – das sollte sich sehr schnell ändern –, sondern eher eine intellektuelle Spielerei war, die ihrerseits aber beträchtliche Folgewirkungen hatte: Die „Weimarer Klassik“ in ihrem Entwurf „deutscher Identität“ wurde zu einem Mythos, der sich als kulturalistischer Gegenentwurf zur eher nationalpolitisch orientierten Identitätskonzeption der französischen Aufklärung eines Voltaire oder Montesquieu entwickelt.⁹² Durch die Französische Revolution und erst recht durch die Befreiungskriege erhielt das Thema eine politische Brisanz, die zu hochgradig emotionalen Aufladungen führte.

Unter den zahlreichen Philosophen, Schriftstellern und Publizisten, die sich mit der nationalen Frage befassten, findet sich Wilhelm von Humboldt. Im Rahmen seiner zweiten Amtskarriere als Diplomat und Minister widmete er sich dem Thema aus der Perspektive des handelnden Politikers in seiner „Denkschrift über die deutsche Verfassung“ von 1813 für den Freiherrn vom Stein. Dass der preußische Beamte sich mit der künftigen Rolle Deutschlands im nachnapoleonischen Europa auseinandersetzen musste, war unvermeidlich.⁹³ Seine Position war klar: „Deutschland muss frei und stark seyn, nicht bloss, damit es

88 Frank Böckelmann, *Deutsche Einfalt*, in: ders., *Deutsche Einfalt. Betrachtungen über ein unbekanntes Land*, München/Wien: Hanser 1999, S. 83-109; hier S. 88.

89 Ernst Moritz Arndt, *Des Deutschen Vaterland?*, in: ders., *Ausgewählte Werke in 16 Bänden*. Bd. 3: *Gedichte II*, Leipzig: Hesse & Becker o.J. (um 1912), S. 25f. (1813).

90 Koselleck/Gschnitzer/Werner/Schönemann, (Art.) *Volk, Nation, Nationalismus*, Masse (hier: Reinhart Koselleck, IX/9: *Volk und Nation*) (wie Anm. 42), S. 325-335.

91 Friedrich Schiller, *Sämtliche Werke*, hg. v. Gerhard Fricke/Herbert G. Göpfert, Bd. 1, München: Hanser, 5. Aufl. 1973, S. 267.

92 Münkler, *Die Deutschen und ihre Mythen* (wie Anm. 75), S. 337.

93 Michael Maurer, *Wilhelm von Humboldt. Ein Leben als Werk*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2017, S. 201-207.

sich gegen diesen, oder jenen Nachbar, oder überhaupt gegen jeden Feind vertheidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine, auch nach aussen hin starke Nation den Geist in sich bewahret, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen“.^{94 95}

Anders als Wilhelm von Humboldt hat sich sein Bruder Alexander, der frankophile Kosmopolit, bei der nationalen Frage weitgehend bedeckt gehalten, was übrigens auch eine Quelle leichter Verstimmung zwischen den Brüdern war. Im Revolutionsjahr 1848 soll Alexander von Humboldt im Gespräch mit einem anonymen „jungen Freund“, nämlich dem damals 19-jährigen Publizisten Friedrich Althaus, gesagt haben, dass die Verfassung eines Volkes der „eigenthümlichen Entwicklung jeder Nationalität“ entsprechen müsse. Für Deutschland sei das „Prinzip der Decentralisation“ maßgeblich, das bei jeder Verfassungsgebung berücksichtigt werden müsse. Es komme darauf an, „jene beiden Elemente, der Kultur und der Politik, ohne Nachtheil beider zu verschmelzen, statt, wie bisher die Politik zu vernachlässigen über Bestrebungen allgemeiner Kultur“.⁹⁶

Im weiteren Verlauf des Jahrhunderts und erst recht im späteren 20. Jahrhundert hat das Problem der „nationalen Identität“ in Deutschland erheblich an Schärfe zugenommen. Es gibt gute Gründe für die Annahme, dass das Thema der „nationalen Identität“ in keinem anderen Land so intensiv diskutiert wurde wie im Deutschland der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das gilt keineswegs nur für die Bundesrepublik, sondern ebenso für lange Zeiträume der DDR-Existenz, in denen man sich in wechselnden Konjunkturen seit Ende der 1950er Jahre von der „Nationalen Grundkonzeption“ bis zur „Zwei-Nationen-These“ durcharbeitete.⁹⁷

Dass es nach den Erfahrungen des „Dritten Reichs“, des Völkermords und der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges für die Bundesrepublik nicht möglich sein konnte und durfte, nationale Identität aus einer bruchlosen Anknüpfung an geschichtliche Kontinuitäten zu beziehen, versteht sich von selbst. Die Geschichte der Bundesrepublik ist deshalb auch die Geschichte der Suche nach Ersatzangeboten für die verlorene historische „Identität“. In der frühen Nachkriegszeit hatte diese „Identitätskompensation“ einen ausgesprochen unpoliti-

94 Wilhelm von Humboldt, Ueber die deutsche Verfassung, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd 11: Politische Denkschriften II, hg. v. Bruno Gebhardt, Berlin: Behr 1903, S. 95-116; hier S. 97.

95 Peter J. Brenner, Mensch und Sprache. Individuum, Nation und Menschheit in Humboldts Sprachphilosophie, in: Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft, Bd. 39, September 2017: Zur 250. Wiederkehr des Geburtstages von Wilhelm von Humboldt, S. 57-95; hier S. 74-84.

96 Alexander von Humboldt, Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde aus den Jahren 1846 bis 1856, Berlin: Duncker 1860, S. 9f.

97 Gerd Dietrich, Kulturgeschichte der DDR, Bd. II: Kultur in der Bildungsgesellschaft 1958-1976, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018, S. 961-970; S. 1422-1444.

schen Charakter: „Automobilisierung, der Stolz auf die eigene Währung und der Sport.“⁹⁸ Schließlich gibt es noch eine vierte Option: West- und später Gesamtdeutschland hat sich eine gewisse Ersatzidentität als zunächst wiedergutmachender, dann humanitärer „Zahlungsstaat“ zugelegt, eine „zentrale Dimension bundesdeutscher Nachkriegsgeschichte“, die „nicht vernachlässigt oder gar übergangen werden“ darf.⁹⁹ Im Laufe der Jahrzehnte ist die Bundesrepublik in die Rolle als Weltmeister der Humanität hineingewachsen. Bei der weltweiten Katastrophenhilfe ist Deutschland der zweitgrößte Finanzier und hat sich damit zu einem „Schwergewicht der humanitären Hilfe entwickelt“.¹⁰⁰ Das bedeutet in erster Linie, neben der Öffnung der Grenzen für Migranten, die weltweite Übernahme finanzieller Verpflichtungen. Auch das hat eine lange zurückreichende Kontinuität, die durchaus in die Linie der „Identitätskompensationen“ einzu-reihen ist.

Man kann das als Kompensation für eine Identität sehen, die den Deutschen ihrem eigenen Selbstverständnis nach seit 1945 nicht mehr zusteht, man kann aber auch, im Blick auf die Diskussionen im 1800, hierin die Vollendung des deutschen Nationalcharakters erkennen: Deutsche Politik hat den „Charakter eines Auftrags“, der gleichermaßen selbst erteilt ist wie auf die Deutschen zukommt.¹⁰¹

Das Thema der nationalen Identität wurde in der langen Gründungs- und Konsolidierungsphase der Bundesrepublik unter dem Titel der „Deutschen Frage“ politisch offengehalten und später, im Zuge der bundesdeutschen Ostpolitik, im Zusammenhang mit der deutschen Doppelstaatlichkeit neu definiert. Spätestens mit der Wiedervereinigung stellte sich die Frage auf ganz andere Weise. Um das Dilemma zu umgehen, dass den Deutschen einerseits nach den historischen Menschheitsverbrechen des Nationalsozialismus ein ungebrochener Bezug zur eigenen Nationalgeschichte nicht mehr möglich ist, andererseits aber ein Gemeinwesen durch stärkere Identifikationsangebote zusammengehalten werden muss als durch Macht, Recht und Geld, wurde um 1990 der viel diskutierte, aber am Ende kaum akzeptierte, Begriff des „Verfassungspatriotismus“ eingeführt. Auch bei dessen Durchsetzung war Jürgen Habermas federführend.

98 Michael Gehler, Deutschland. Von der geteilten Nation zur gespaltenen Gesellschaft 1945 bis heute, Köln: Böhlau 2020, S. 536 (das Buch wird auch von der Bundeszentrale für politische Bildung vertrieben).

99 Ebd., S. 542.

100 Sonja Hövelmann, Das internationale humanitäre System. Eine Einführung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 71 (2021), H. 10-11: Bevölkerungsschutz, S. 41-46; hier S. 44.

101 Böckelmann, Deutsche Einfall (wie Anm. 88), S. 105.

Der Begriff selbst stammte aber von Dolf Sternberger, der ihn bereits 1970 an unscheinbarer Stelle in die Diskussion einbrachte.¹⁰²

Auf den Spuren seiner eigenen Überlegungen anlässlich des Hegel-Preises, versucht Habermas eine Neubegründung kollektiver Identität in einer „postnationalen Konstellation“, indem er sich des historischen und kulturellen Ballasts entledigt, den nationale Identitäten mit sich herumtragen: „Der einzige Patriotismus, der uns dem Westen nicht entfremdet, ist der Verfassungspatriotismus. Eine in Überzeugungen verankerte Bindung an universalistische Verfassungsprinzipien hat sich leider in der Kulturnation der Deutschen erst nach – und durch – Auschwitz bilden können.“¹⁰³ Für Sternberger wie Habermas geht es darum, den „Patriotismus“ zu entemotionalisieren, ihm seine Affekte zu nehmen, die nach dem Verständnis beider Autoren zum verhängnisvollen historischen Irrweg des Nationalsozialismus geführt haben. Etwas mühsam versucht Habermas mit der für ihn etwas untypischen Kategorie des „Stolzes“ diesen anämischen Verfassungspatriotismus emotional zu unterfüttern: „Für uns in der Bundesrepublik bedeutet Verfassungspatriotismus unter anderem den Stolz darauf, daß es uns gelungen ist, den Faschismus auch auf Dauer zu überwinden, eine rechtsstaatliche Ordnung zu etablieren und diese in einer halbwegs liberalen politischen Kultur zu verankern“.¹⁰⁴

Ob das freilich ausreicht, die „rechtsstaatliche Ordnung“ dauerhaft zu sichern, wurde in Frage gestellt. Unmittelbar nach dem Ende des „Dritten Reichs“, das die Erfahrung mit sich gebracht hat, dass auch damals schon die Demokratie sich per parlamentarischer Abstimmung selbst abschaffte, hat der Politiker und Verfassungsrechtler Adolf Arndt, der „Kronjurist der SPD“, mehrfach festgehalten, dass auch in der Demokratie ein Bereich des „Unabstimmbaren“ existiert, hinsichtlich dessen es eine grundlegende „Übereinstimmung“ geben müsse, welche die „Möglichkeit des Zusammenlebens begründet“.¹⁰⁵ Worin denn diese „Übereinstimmung“ besteht, bleibt eine offene Frage; es herrscht aber weitgehend Konsens, dass sie mehr sein muss als das Bekenntnis zur Verfassung.

102 Dolf Sternberger, Verfassungspatriotismus. Rede bei der 25-Jahr-Feier der „Akademie für Politische Bildung“, in: ders., Schriften, Bd. 10: Verfassungspatriotismus, Frankfurt/a.M.: Insel 1990, S. 17-31. Sternberger hat den Begriff erstmals 1970 in einem Artikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung eingeführt: Dolf Sternberger, Unvergleichlich lebensvoll, aber stets gefährdet: Ist unsere Verfassung nicht demokratisch genug?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27. Januar 1970, S. 11.

103 Jürgen Habermas, Apologetische Tendenzen, in: ders., Eine Art Schadensabwicklung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987, S. 120-136, hier S. 135.

104 Jürgen Habermas, Grenzen des Neohistorismus, in: ders., Die nachholende Revolution, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, S. 149-165, hier S. 152.

105 Adolf Arndt, Demokratie als Bauherr. Vortrag, gehalten während der Berliner Bauwochen 1960 in der Akademie der Künste. Berlin: Akademie der Künste 1961 (Anmerkungen zur Zeit 6), S. 24.

Traditionell eine herausragende Rolle bei der Stiftung einer solchen „Übereinstimmung“ spielen nationale Mythen, aber auch damit hat Deutschland ein Problem. Man hat Deutschland, im Vergleich mit anderen europäischen Ländern und den USA, bescheinigt, eine weitgehend „mythenfreie Zone“ zu sein.¹⁰⁶ Diese Feststellung steht allerdings am Anfang eines fast sechshundertseitigen Buches über die „Deutschen und ihre Mythen“. Die hier vorgestellten „Mythen der Deutschen“ sind nun hinreichend bekannt. Sie reichen von Barbarossa¹⁰⁷ über Faust, Luther, Friedrich II. bis hin zum „antifaschistischen Widerstand“ im einen und dem „Wirtschaftswunder“ im anderen Deutschland. Aber nichts davon kann um die Jahrtausendwende noch Bestand haben. Denn das Deutschland der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nimmt eine bleibende Sonderstellung unter den mythenbildenden Nationen ein: „Kein anderes Land hat sich einer ähnlichen Erinnerungsarbeit unterzogen und die Zeichen moralischer Schande so sichtbar gemacht“.¹⁰⁸

Die alten Mythen wurden durch den neuen Mythos ersetzt, der zunächst „Vergangenheitsbewältigung“ und seit den 1990er Jahren „Erinnerungskultur“ heißt. Die „Vergangenheitsbewältigung“ ist ein altes Thema bundesrepublikanischer Selbstverständigungsdiskussionen, dem schon Adorno bereits 1959 eine kritische Würdigung gewidmet hat. Der „Aufarbeitung“ der Vergangenheit bescheinigt er ihr notwendiges Misslingen, „weil die objektiven, gesellschaftlichen Voraussetzungen fortbestehen, die den Faschismus zeitigten.“¹⁰⁹ Zum konstituierenden Element westdeutschen Selbstverständnisses wurde sie allerdings erst viel später; in den 1990er Jahren, zufällig oder nicht unmittelbar nach der Wiedervereinigung. Sehr schnell etablierte sich ein Komplex der „Erinnerungskultur“, der eine „Erinnerungspolitik“ auf dem Fuß folgte. „Erinnerungskultur“ und „Geschichtspolitik“ verschränken sich hier ineinander; dabei verknüpft sich die „kritische mit der moralischen Funktion der Geschichtsschreibung“ – eine heikle Allianz, die aber inzwischen weithin akzeptiert wird.¹¹⁰

106 Münkler, Die Deutschen und ihre Mythen (wie Anm. 75), S. 9.

107 Die neuzeitliche Wiederbelebung oder eher Erfindung des Barbarossa-Mythos ist ein Kind des 19. Jahrhunderts und hier besonders der emanzipatorischen nationalen Bewegungen, vgl. Arno Borst, Barbarossas Erwachen. Zur Geschichte der deutschen Identität, in: Identität (wie Anm. 2), S. 17-60; hier S. 33: der Versuch, ihn im „Stauferjahr 1977“ durch eine Landesausstellung für die aktuelle Politik fruchtbar zu machen (ebd., S. 60), war wohl ebenso zum Scheitern verurteilt wie die parteipolitischen „Kyffhäuser“-Veranstaltungen des 21. Jahrhunderts

108 Münkler, Die Deutschen und ihre Mythen (wie Anm. 75), S. 10.

109 Theodor W. Adorno, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit?, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 10.2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, S. 555-572; hier S. 566.

110 Aleida Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München; Beck, 3. Aufl. 2018, S. 51.

Die Vorstellung, dass die Chiffre „Auschwitz“,¹¹¹ später ersetzt durch die aus einer amerikanischen Fernsehserie der späten 1970er Jahre gewonnene Vokabel „Holocaust“, die Funktion einer, wenn auch negativen, Identitätsstiftung übernehmen sollte, hat weitgehende Anerkennung gefunden: „Zum ersten Mal sind es nicht mehr nur die eigenen Opfer der Kriege, derer heroisch gedacht und die trauernd beklagt werden, sondern auch die Opfer der eigenen Verbrechen, die in die Verantwortung der Staaten und nachwachsenden Generationen mit einbezogen werden.“¹¹² Skeptische Beobachter im In- und Ausland haben allerdings schon früh darauf hingewiesen, dass es ein welthistorisch einzigartiges Experiment sei, nationale Identität auf einen negativen Gründungsmythos aufbauen zu wollen. Der politisch einschlägig unverdächtige Historiker Hans-Ulrich Wehler erklärte anlässlich des 8. Mai 2005 lapidar: „Ein vitales Gemeinwesen lässt sich nicht auf Menschheitsverbrechen aufbauen. [...] Unstrittig ist der Holocaust zentral im 20. Jahrhundert. Aber die Größe eines Verbrechens adelt es nicht zum Identitätsstifter.“¹¹³ Aber den Deutschen steht nun einmal die vor 140 Jahren von dem sehr einflussreichen französischen Orientalisten und Philosophen Ernest Renan formulierte Option nicht mehr zur Verfügung: Das Vergessen. „L’oubli, et je dirai même l’erreur historique, sont un facteur essentiel de la création d’une nation, et c’est ainsi que le progrès des études historiques est souvent pour la nationalité un danger.“¹¹⁴

Die Migrationsbewegungen der letzten Jahre stellen diese Form der Identitätsstiftung durch „Erinnerungspolitik“ vor neue Herausforderungen. Denn das „ambitionierte Projekt, aus Fremden ‚Deutsche‘ – in Anführungszeichen – zu machen“,¹¹⁵ berührt aufs empfindlichste die Grundsäulen der auf Auschwitz bezogenen Erinnerungspolitik. 35 Jahre nach dem Historikerstreit, also eine ganze Generation später, gewinnen die alten Kontroversen über die Singularität der genozidalen Ermordung der europäischen Juden und die damit verbundenen er-

111 Antonia Grunenberg, *Die Lust an der Schuld. Von der Macht der Vergangenheit über die Gegenwart*. Berlin: Rowohlt Berlin 2001, S. 38 und S. 207.

112 Aleida Assmann, *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*, München: Beck 2013, S. 11.

113 Hans-Ulrich Wehler, (Interview mit Till-R. Stoldt) „Bravourös bewältigt“, in: *Welt am Sonntag* vom 8. Mai 2005. Zwei Jahrzehnte zuvor, auf dem Höhepunkt des „Historikerstreits“, hatte sich Wehler noch recht spöttisch über die nationale „Identitätssucht“ und „Identitätsverkrümmung“ seiner konservativen Fachkollegen geäußert; vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Entsorgung der deutschen Vergangenheit. Ein polemischer Essay zum „Historikerstreit“*, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg 1988, S. 218-221.

114 Ernest Renan, *Qu’est-ce que une nation?* Conférence en Sorbonne, le 11 mars 1882, ohne Paginierung (S. 3).

115 Herfried Münkler/Marina Münkler, *Die neuen Deutschen. Ein Land vor seiner Zukunft*, Berlin: Rowohlt Berlin, 3. Aufl. 2016, S. 283.

innerungspolitischen Implikationen erneute tagespolitische Brisanz. Unvermutet wurde seit dem Jahre 2020 in Deutschland eine überwiegend in den Feuilletons ausgetragene Debatte initiiert, welche die Grenzen des Sagbaren erweiterte, indem sie die deutsche Kolonialgeschichte als erinnerungspolitisches Menetekel gegen die Dominanz der identitätsstiftenden Holocaust-Singularität in Stellung brachte.¹¹⁶ Der Ausgangspunkt waren zunächst die 2020 entfachten Kontroversen um den kamerunischen Philosophen Achille Mbembe,¹¹⁷ sodann im Jahr darauf Beiträge des australischen, in Chapel Hill lehrenden Historikers Anthony Dirk Moses über den „Katechismus der Deutschen“, der die Holocaust-Erinnerung zu einem alleinseligmachenden Glaubensartikel gemacht habe.¹¹⁸

Radikalere Stimmen vertraten sogar die Ansicht, dass die alles überlagernde Funktion des Holocaust-Gedenkens nur ein weiterer Beitrag zur Festigung „weißer“ Superiorität, der „white supremacy“, sei. Denn Täter und Opfer seien gleichermaßen „Weiße“ gewesen und sie seien also unter sich geblieben, während die gegen farbige Völker gerichtete koloniale Unterdrückungs- und Vernichtungsgeschichte in der Schuldgeschichte der Deutschen keinen Platz gefunden habe. Das sind extreme Positionierungen, die nicht überall Beifall gefunden haben. Es wurde auch der nicht von der Hand zu weisende Verdacht geäußert, dass sich hinter diesen geschichtsphilosophischen und erinnerungspolitischen Erwägungen oft handfeste antizionistische und am Ende antisemitische Interessen verbürgen.¹¹⁹

In diese Debatte hat sich überraschend Jürgen Habermas mit einem eigenen Beitrag eingeschaltet. Habermas, der ansonsten wenig Gelegenheiten ausgelassen hat, tagespolitische Themen philosophisch zu überhöhen, hat sich, soweit sich das überschauen lässt, zur seit 2015 schwelenden Flüchtlingskrise in Europa nicht geäußert, obwohl durch diese Entwicklungen einige Schlüsselfragen seiner eigenen Sozialphilosophie des „kommunikativen Handelns“ wie auch von „Faktizität und Geltung“ berührt werden.

Im September 2021 jedoch gibt er, an etwas abgelegener Stelle, nämlich im populärphilosophischen „philosophie Magazin“, eine Stellungnahme ab. Die

116 Jonas Kreienbaum, Koloniale Ursprünge? Zur Debatte um mögliche Wege von Windhuk nach Auschwitz, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 71 (2021), H. 40-41: Geschichte und Erinnerung, S. 14-19; hier S. 14f.

117 Jürgen Kaube, Wer hat Achille Mbembe gelyncht?, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 10. Mai 2020 (online).

118 A. Dirk Moses, *Katechismus der Deutschen*, in: *Geschichte der Gegenwart* (Online Magazin, 23.05.2021).

119 Michael Wolffsohn, Der Israel-Vergleich von Achille Mbembe bestätigt das verbreitete antisemitisch-antizionistische Muster der Linken, in: *Neue Zürcher Zeitung* v. 28. April 2020 (online).

Singularität des Holocaust lässt er unberührt, denn das war schließlich die von ihm in die Debatte eingebrachte Schlüsselfrage des „Historikerstreits“. Aber, so fügt er 2021 hinzu, die holocaustbezogene Erinnerungspolitik müsse nicht revidiert, aber ergänzt werden durch die Erinnerung an die Schuldgeschichte des deutschen Kolonialismus. Nur so könne man den Migranten, die inzwischen einen beachtlichen Teil der deutschen Bevölkerung ausmachen, und die mit der Holocaust-fixierten deutschen Erinnerungskultur schlechterdings nichts verbindet, ein erinnerungspolitisches Identifikationsangebot machen. Denn die Deutschen trügen Schuld nicht nur gegenüber den Juden, sondern auch gegenüber ihren kolonialen Opfern: „Im Zuge der Immigration der letzten Jahrzehnte ist unsere Kultur nicht nur bereichert worden, unsere politische Kultur muss sich auch so erweitern, dass sich Angehörige anderer kultureller Lebensformen mit ihrem Erbe und gegebenenfalls auch ihrer Leidensgeschichte darin wiedererkennen können.“¹²⁰

Diese These erscheint wenig stichhaltig. Ein genauer Blick auf die jüngere deutsche Migrationsgeschichte lässt sie zweifelhaft erscheinen: Der weitaus größte Teil der deutschen Bevölkerung mit Migrationshintergrund, nämlich 12,6 Prozent, stammte nach Angaben des Statistischen Bundesamtes im Jahr 2020 aus der Türkei. Die seit 2015 stark ansteigende Asyl- oder humanitäre Migration aus außereuropäischen Ländern besteht überwiegend aus Syrern, Irakern, Türken, Afghanen und Nigerianern.¹²¹ Mit keinem dieser Länder hat Deutschland je koloniale Probleme gehabt.

Selbst wenn Habermas' Argumentation sachlich fundierter wäre, als sie ist: Es wäre immer noch ein merkwürdiges Identifikationsangebot, das er den Zugewanderten unterbreitet. Denn es verhält sich spiegelverkehrt zu dem Ange-

120 Jürgen Habermas, Der neue Historikerstreit, in: philosophie Magazin 6/2021, S. 10f.; hier S. 11. Habermas versucht die „Singularitätsthese“ zu retten mit dem Hinweis, dass der genozidale Judenmord seitens der Deutschen sich, einer langen antisemitischen Tradition folgend, gegen den „inneren Feind“ gerichtet habe, während sich koloniale Genozide gegen die „fremde, kolonial unterworfenen Bevölkerung“ gerichtet habe (ebd.). Historisch gesehen ist das Unsinn. 5,8 Millionen der sechs Millionen ermordeten Juden waren keine deutschen Staatsbürger, sondern eben das: „fremde, kolonial unterworfenen Bevölkerung“, nämlich Einwohner der von deutschen Truppen besetzten Länder in West- wie in Osteuropa. Von den rund 500 000 im Jahre 1933 in Deutschland lebenden Juden wurden 165 000 ermordet, den anderen gelang, unter Zurücklassung ihres Vermögens, die Flucht ins Ausland. Die weitaus größte Zahl der ermordeten Juden, nämlich 3 Millionen, waren Staatsbürger des besetzten Polen, hunderttausende wurden in anderen besetzten Ländern ermordet, zehntausende auch in Algerien, Marokko, Tunesien, Syrien-Libanon. Angaben nach Bundeszentrale für politische Bildung, „Unter der NS-Herrschaft ermordete Juden nach Land“ (https://www.bpb.de/fsd/centropa/ermordete_juden_nach_land.php) Von einem Kampf gegen den „inneren Feind“ zu reden, ist also schlicht falsch.

121 Migrationsbericht der Bundesregierung, Migrationsbericht 2019, hg. v. Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat, Berlin 12/2020, S. 90.

bot, das die autochthone Bevölkerung erhält. Den einen wird angesonnen, sich mit der „Schuld“ ihrer Großväter identifizieren zu müssen, den anderen wird angeboten, „Opfer“ in der siebten Generation sein zu dürfen.¹²² Dass eine derartige asymmetrische Erinnerungspolitik weniger zum Zusammenhalt der Gesellschaft per Identifikation beiträgt als dass sie zur Spaltung entlang der Linien der Identifikationsangebote beiträgt, liegt auf der Hand. Erhellend sind Habermas' wenig durchdachte Überlegungen dennoch, denn sie zeigen, wie erinnerungspolitische Identitätskonstruktionen in Stellung gebracht werden können zur philosophischen Unterfütterung beliebiger tagespolitischer Wunschvorstellungen.

Gegen die alles andere überstrahlende Dominanz der Erinnerungskultur treten traditionelle Formen nationaler Identitätsstiftung durch Symbole zurück. Die nationale Symbolik in der Bundesrepublik wurde speziell im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts verdrängt, und dieser Prozess wurde besiegelt in dem seinerseits wieder symbolischen Akt bei der öffentlichen Feier nach der Bundestagswahl 2013 – CDU/CSU erzielten bei dieser Wahl 41,5 Prozent –, bei der die alte und künftige neue Bundeskanzlerin ihrem Generalsekretär eine kleine Tischflagge in den deutschen Farben entriss und sie aus dem Blickfeld der Kameras entfernte.

Nun gibt es nicht nur in Deutschland sehr gute Gründe, es mit dem Nationalstolz nicht allzu weit zu treiben. Adorno hat, im Rückblick auf die gerade untergegangene Epoche, die sehr zutreffende Feststellung getroffen, dass der „Nationalismus“ dazu diene, Menschen dazu zu bringen, gegen ihre eigenen Interessen zu handeln,¹²³ was sich sicherlich auch für etliche andere Ideologien und Religionen sagen lässt. Aber daran hat die Bundeskanzlerin in diesem Augenblick im September 2013 sicher nicht gedacht.

Im Dezember 2020 hat die von der Bundesregierung eingesetzte Kommission „30 Jahre Friedliche Revolution und Deutsche Einheit“ ihren Abschlussbericht vorgestellt, der wenig öffentliche Aufmerksamkeit erfahren hat. Ein eigenes Kapitel ist dem Thema „Erinnerungskultur, Erinnerungspolitik und nationale Symbole“ gewidmet. Die Kommission empfiehlt in jenem subjektlosen Schrupfdeutsch,¹²⁴ das sich bei Einrichtungen dieser Art etabliert hat: „Die Symbole der Demokratie leuchten lassen“. Wer die Symbole leuchten lassen soll, sagt sie nicht. „Die Sicht-

122 Eigentlich läge es doch näher, zumindest dem türkischstämmigen Teil der Bevölkerung die Erinnerung an den Völkermord an den Armeniern nahezulegen, die Syrer könnte man auf die zwei Jahrzehnte lange Gewaltherrschaft Saddam Husseins verweisen und die Afghanen auf die jahrhundertelange der Taliban. Jedes Land hat eben seine eigene Opfer- und Schuldgeschichte. Es lohnte sich übrigens, dem beiläufigen Hinweis nachzugehen, dass dem islamischen Raum der Begriff der „Schuld“ nicht vertraut sei. Vgl. Antonia Grunenberg, *Die Lust an der Schuld* (wie Anm. 111), S. 8

123 Adorno, *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit* (wie Anm. 109), S. 565f.

124 Diese Spracheigentümlichkeit hat übrigens ihren Ursprung in den Parteiparolen der DDR.

barkeit der Nationalfarben Schwarz-Rot-Gold soll deshalb generell in der breiten Öffentlichkeit erhöht werden – zusammen mit der Europaflagge.“¹²⁵ Von der Bundesregierung ist dieser Vorschlag reserviert aufgenommen worden. In einer „Stellungnahme“ vom März 2021 beschließt sie, diesen Vorschlag den „zuständigen Ressorts zur Prüfung und Stellungnahme“ zu übermitteln.¹²⁶

Aber über nationale Symbolik kann man nicht in Kommissionen und ministeriellen Ressorts verfügen. Symbole und Mythen nehmen ihren eigenen Weg, der kaum vorhersehbar und gewiss nicht planbar ist. Der auf die Initiative einheimischer Bürger erfolgte Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche hatte identitätsstiftende Funktion für das wiedervereinigte Deutschland und wurde selbst zu einem Mythos,¹²⁷ während man den ähnlichen, aber auf einen Bundestagsbeschluss zurückgehenden Ambitionen, die mit dem Wiederaufbau des Berliner Schlosses und dem darin angesiedelten „Humboldt Forum“ wohl inzwischen das Scheitern bescheinigen muss.

In Deutschland versucht man also seit einigen Jahrzehnten, sich der etwas beschwerlich gewordenen eigenen Vergangenheit zu entledigen. Offensichtlich ist aber auch, dass diese in der jüngeren Geschichte der Nationalstaaten singuläre Selbstauslöschung nationaler Identität eine Leerstelle hinterlassen und das Bedürfnis nach „Identitätskompensationen“ hervorgerufen hat.¹²⁸

In den 1990er Jahren, als im Zuge weltpolitischer Umwälzungen auch das Phänomen kollektiver, speziell nationaler Identitäten eine neue Konjunktur erfuhr, zeichnete sich eine Entwicklung ab, die sich als „Transformationen des Wir-Gefühls“ beschreiben ließ. Sie ergab sich aus einer doppelten Problemstellung. Einerseits erschien die Berufung auf „kollektive“, gar nationale Identitäten als hoffnungslos rückständig; andererseits zeichnet sich ab, dass sich gerade diese nationalen Formen des „Wir-Gefühls“ nicht einfach entsorgen ließen, sie im Gegenteil eine neue politische Dynamik erfuhren. Es entstand der Denkansatz, dass nationale Identitäten „transformierbar“ seien, sie sich also übertragen ließen auf „Europa“ oder gar einer „tatsächlich nur imaginierbaren Weltgesellschaft“ angesonnen werden könnten.¹²⁹ An die Stelle der Nation trat also der interessante Versuch, den Deutschen „Europa“ als Ersatzidentität anzubieten.

125 Abschlussbericht der Kommission „30 Jahre Friedliche Revolution und Deutsche Einheit“, hg. v. Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat, Berlin 2020, S. 24.

126 Ebd., S. 4.

127 Münkler, *Die Deutschen und ihre Mythen* (wie Anm. 75), S. 387.

128 Gehlen, *Deutschland* (wie Anm. 98), S. 536f.

129 Annette Treibel, *Transformationen des Wir-Gefühls. Nationale und ethnische Zugehörigkeiten in Deutschland*, in: *Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus*, hg. v. Reinhard Blomert/Helmut Kuzmics/Annette Treibel, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 313-345; hier S. 340.

Aber mehr noch als beim Nationalstaat stellt sich bei „Europa“ die Frage, woher denn die Voraussetzungen kommen sollen, die die bisher nur als Bürokratie existierende Europäische Union nicht selbst schaffen kann. Dieser Sorge entspringen die Bemühungen der „Politiker, Historiker und Imagedesigner“, die an einem „kollektiven europäischen Gedächtnis“ arbeiten, „das über Schulbücher, gemeinsame Symbole und Kommemorationsdaten verordnet wird.“¹³⁰ Wie gut das gelingen wird, steht dahin, und ob sich die Nationalstaaten der Europäischen Union, insbesondere die osteuropäischen, sich darauf verpflichten lassen, den „Holocaust als Gedächtnis Europas“ zu akzeptieren,¹³¹ darf doch bezweifelt werden. Zu vieles spricht dagegen, denn die „Europäische Union war immer eine Idee auf der Suche nach einer Realität.“¹³² Heute, so muss man wohl hinzufügen, ist sie nicht einmal mehr eine Idee. Am Ende, das zeichnet sich ab, könnte die kuriose Konstellation entstehen, dass die Deutschen die einzigen „Europäer“ sind, womit sie dann wieder ihren Sonderstatus bewahrt hätten.

Ausblick: Neoidentitäre Politik im 21. Jahrhundert

Man sollte meinen, dass nach zweieinhalb Jahrhunderten Identitätsdiskussion sowohl das Thema wie die Diskutanten und ihr Publikum erschöpft seien.¹³³ Das ist aber keineswegs der Fall. Um die Jahrtausendwende hat die Frage nach der „kollektiven Identität“ vielmehr eine neue Konjunktur erfahren. Um 1990 ging das „kurze 20. Jahrhundert“ zu Ende.¹³⁴ Spektakulär waren der Zusammenbruch des Ostbereichs und die deutsche Wiedervereinigung. Der Zusammenbruch der Sowjetunion, Jugoslawiens und der vorgelagerten Ostblockstaaten hat eine ganze Reihe alter Nationen wiedererstehen lassen und in eins damit auch dem Nationalgefühl – Kritiker sagen: dem Nationalismus – zu neuer, politisch hochwirksamer Blüte verholfen, was besonders innerhalb der Europäischen Union zur spürbaren Zunahme von Konflikten geführt hat.

Aber nicht nur in den zwischenstaatlichen Beziehungen, sondern auch in den binnengesellschaftlichen Entwicklungen westlicher Nationen verschärfen sich

130 Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit* (wie Anm. 110), S. 254.

131 Ebd., S. 255-258.

132 Krastev, *Europadämmerung* (wie Anm. 44), S. 11.

133 Die „Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik“, der die „Identität“ der Kultur Afrikas besonders am Herzen lag, veranstaltete im Juli 1987 ihren ersten Kongress. Ein afrikanischer Germanistikprofessor wies seine europäischen Kollegen leicht indigniert darauf hin, dass die Identität der afrikanischen Kultur eher ein europäisches als ein afrikanisches Problem darstelle; vgl. Peter J. Brenner, Tagungsbericht: Zum GIG-Kongress in Bayreuth, in: *Info DaF* 14 (1987), H. 4, S. 383-386; hier S. 385

134 Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1995, S. 11

Konflikte, die von Grundfragen „kollektiver Identität“ ausgehen. Politisch sind sie interessanterweise, wenn auch in sehr verschiedener Ausprägung, sowohl „rechts“ wie „links“ einzuordnen. Dabei steht das rechts angesiedelte Konzept unter weitaus stärkerem politischen Rechtfertigungsdruck als das linke, obwohl jenes im Wesentlichen nur auf eine Verteidigung des *status quo*, in manchen Fällen auch auf eine Wiederherstellung des *status quo ante* zielt, während sich dieses in der Regel als „Reaktion auf eine Diskriminierung“ versteht.¹³⁵

Diese Entwicklungen sind noch sehr volatil. Ein klares, theoretisch fassbares Bild ergibt sich weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Die Auseinandersetzung mit diesen Strömungen bewegt sich insgesamt deshalb eher auf der Ebene politischer Polemik als auf der nüchterner theoretischer Analyse. Sie werden zusätzlich dadurch erschwert, dass zumindest auf der einen Seite auch das Verfassungsgericht und der Verfassungsschutz als Akteure beteiligt sind.

Bereits in den 1980er Jahren konnte man das „Wiederauftauchen kollektiver Identität als Leitbegriff rechter kultureller und gesellschaftlicher Strategien“ in Frankreich und in Deutschland beobachten.¹³⁶ Diese „rechten Strategien“ kreisen um das inzwischen 250 Jahre alte Problem, welche Rolle das „Volk“ in einer modernen Staatenwelt noch spielen kann. Dieses auf der ethnischen Kategorie „Volk“ basierende Konzept des Nationalstaats, das durchaus eine große Variationsbreite hat, wird unter dem inzwischen fast völlig diskreditierten Begriff des „Ethnopluralismus“ verbucht.¹³⁷ Der Begriff wurde von dem Historiker Henning Eichberg geprägt,¹³⁸ der sein berufliches Auskommen als Sportwissenschaftler an der dänischen Universität Odense gefunden hatte.¹³⁹ Seinem

135 Jens Kastner/Lea Susemichel, Zur Geschichte linker Identitätspolitik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 69 (2019), H. 9-11, S. 11-17; hier S. 11.

136 Niethammer, Kollektive Identität (wie Anm. 1), S. 486; auch S. 486-490.

137 Zu Recht konstatiert Lichtmesz gegenüber den Kritikern: „Keine einzige dieser Behauptungen wird mit einem Originalzitat der ‚Vertreter des Ethnopluralismus‘ belegt.“ Martin Lichtmesz, Ethnopluralismus. Kritik und Verteidigung, Schnellroda: Antaios 2020, S. 20. Da die einschlägigen Originalveröffentlichungen in Universitätsbibliotheken kaum geführt werden, ist es in der Tat schwer und zumindest kostenaufwendig, sich Zugang zu den Quellen zu verschaffen.

138 Henning Eichberg, Nationale Identität. Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft, München/Wien: Langen-Müller 1978, S. 7f. Zur Einordnung Eichbergs auch Egon Flaig, Die Niederlage der politischen Vernunft. Wie wir die Errungenschaften der Aufklärung verspielen, Springe: zu Klampen, 2. Aufl. 2019, S. 173f.

139 Diese sportwissenschaftliche Berufspositionierung ist übrigens nicht so abwegig, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag: Eichberg hat sich in einer Reihe von geschichtswissenschaftlichen Studien mit den Techniken der Disziplinierung, zu denen auch der Sport gehört, befasst, mit denen Staaten und Nationen ihre Bevölkerung passfähig gemacht haben; vgl. Henning Eichberg, Stoppuhr, Reck und Halle. Zur Technisierung der Leibesübungen im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Technologischer Wandel im 18. Jahrhundert, hg. v. Ulrich Troitzsch, Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 1981, S. 155-174.

Konzept des „Ethnopluralismus“ bescheinigen seine heutigen Adepten, es sei eine „anarchistisch-sozialistische Utopie“,¹⁴⁰ und in der Tat hat Eichberg eine politisch etwas irrlichternde Karriere von rechts nach links und vielleicht wieder zurück hinter sich gebracht.

Unter „Ethnopluralismus“ versteht man, der Selbstbeschreibung folgend, „alle Ansätze, die das Nation- und Volksein überhaupt und an sich als ein Gut verteidigen.“¹⁴¹ Der hier verwendete Begriff des „Volkes“ stützt sich ausdrücklich auf eine ethnische und nicht auf staatsbürgerrechtliche Definition und beruft sich dabei auf Hegels „Volksgeist“.¹⁴²

Unter ideengeschichtlicher Perspektive ist das so abwegig nicht. In der Tat ist es so, dass diese Konzeption auf eine lange Tradition zurückblicken kann, die noch weit hinter Hegel auf Johann Gottfried Herder verweist. Herder hatte, in durchaus aufklärerischer Absicht, dem Universalismus der Aufklärung die Individualität der „Völker“ entgegengehalten: Jede Kultur habe ihr eigenes Recht. Herder formuliert 1774 diesen Gedanken pointiert in seinem berühmten Kernsatz: „Jede Nation hat ihren *Mittelpunkt* der Glückseligkeit *in sich*, wie jede Kugel ihren Schwerpunkt!“¹⁴³ Dieser Gedanke hat eine lange und erfolgreiche Karriere gemacht. Er findet sich wieder in der Idee vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ – hierauf kann sich der Ethnopluralismus in der Tat berufen¹⁴⁴ – und die in der Unesco-„Erklärung von Mexico-City über Kulturpolitik“¹⁴⁵ propagierte Vielfalt von im friedlichen Austausch stehender Völker klingt in heutigen Ohren arg „ethnopluralistisch“.¹⁴⁶

Heute sind solche Auffassungen ins Kreuzfeuer der Kritik geraten, wozu ihre Verteidiger selbst nicht unerheblich beigetragen haben. Bis vor wenigen Jahren war in Deutschland der Begriff des „Volkes“ wenig in Gebrauch, aber – anders als sein Adjektiv „völkisch“ – politisch völlig unverdächtig; es gehörte zum offiziellen Sprachgebrauch sowohl der Bundesrepublik wie der DDR, die sich be-

140 Lichtmesz, Ethnopluralismus (wie Anm. 137), S. 271.

141 Ebd., S. 13.

142 Ebd., S. 126-132.

143 Johann Gottfried Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beytrag zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts, 1774, in: ders., Sämtliche Werke, Bd. V, hg. v. Bernhard Suphan, Hildesheim: Olms 1967 (reprograph. Nachdr. d. Ausg. Berlin 1891), S. 475-594; hier S. 509

144 Lichtmesz, Ethnopluralismus (wie Anm. 137), S. 121-126.

145 Erklärung von Mexiko-City über Kulturpolitik. Weltkonferenz über Kulturpolitik, Mexiko, 26. Juli - 6. August 1982, in: unesco-dienst, Sonderausgabe September 1982.

146 Peter J. Brenner, Interkulturelle Hermeneutik. Probleme einer Theorie kulturellen Fremdverstehens, in: ders., Kultur als Wissenschaft. Aufsätze zur Theorie der modernen Geisteswissenschaft – vor Bologna, nach Bologna, 2., stark erw. Aufl.. Münster u.a.: LIT 2010, S. 105-125; hier S. 120-122 (zuerst 1989).

kanntlich sogar als „Volksdemokratie“ verstand. Inzwischen ist das „Volk“ zu einer Kategorie des Unsagbaren geworden. Wer „Volk“ auch nur sagt oder gar sich darauf beruft – was angesichts der Präambel des Grundgesetzes und Art. 20 GG¹⁴⁷ nicht ganz abwegig erscheint –, wird schnell zum Verdachtsfall. Die Formel „Wir sind das Volk“,¹⁴⁸ die zunächst nichts anderes war als ein politisches Schlagwort der DDR-Bürgerrechtsbewegung, wird längst nicht mehr nur von Journalisten, sondern auch von der politischen Wissenschaft zu einer programmatischen Kernaussage der Rechtspopulisten in der ganzen Welt erhoben.¹⁴⁹

Auch das Bundesverfassungsgericht hat sich damit beschäftigt. Am 17.1.2017 veröffentlichte es – „im Namen des Volkes“ – sein „NPD-Urteil“, in dem es sich sehr ausführlich, allerdings mit sichtlichem Unbehagen, vor allem mit dem „Volks“-Begriff beschäftigt und ihn gegen die „Menschenwürde“ des Art. 1 GG ausspielt: Wer „Volk“ sagt, steht unter dem Verdacht, es mit der Menschenwürde nicht so genau zu nehmen.¹⁵⁰ Das Gericht geht sicher zu Recht davon aus, dass der Volksbegriff des deutschen Grundgesetzes heute eher bürokratisch, nach administrativ geregelten Verfahren der Zugehörigkeit, definiert werden muss als über ethnische Merkmale, wie es die beklagte Partei und auch die ethnopluralistische Bewegung unzweifelhaft tun. Wie stichhaltig das juristisch ist, müssen Verfassungsrechtler unter sich ausmachen, unverkennbar ist aber, dass das Verfassungsgericht in politischen Entwicklungen eingreift.¹⁵¹ Jedenfalls wurde durch diese Rechtsprechung auch der Begriff der „Ethnie“ diskreditiert, der von Haus aus völlig unverdächtig ist, er wurde sogar wissenschaftlich wie politisch ausdrücklich als Nachfolger des zu recht völlig diskreditierten „Rasse“-Begriffs eingeführt und lebt zumindest in der Fachbezeichnung „Ethnologie“ noch fort.¹⁵²

Das alles waren bis vor drei Jahrzehnten akademische Problemlagen, über die sich entspannt diskutieren ließ. Dass sie inzwischen hochbrisant geworden sind,

147 „Alle Staatsgewalt geht vom Volk aus“, heißt es hier.

148 Gehlen, Deutschland (wie Anm. 98), S. 286.

149 Jan-Werner Müller, Was ist Populismus? Ein Essay, Berlin: Suhrkamp, 3. Aufl. 2016, S. 42-54. Die Thesen dieses schmalen und in seiner Quellenfundierung recht unbefriedigenden Buchs haben für die deutsche Auseinandersetzung mit dem „Rechtspopulismus“ kanonische Bedeutung erlangt.

150 BVerfG, Urteil des Zweiten Senats vom 17. Januar 2017; - 2 BvB 1/13 -, Rn. 1-1010.

151 Da Gericht kommt übrigens zu dem salomonischen Urteil, dass die NPD eindeutig verfassungswidrige Bestrebungen verfolge, aber dennoch nicht verboten werden solle: Sie sei zu unbedeutend, als dass ihre Bestrebungen Erfolg haben könnten. Das wird man bei der unterlegenen Partei nicht gerne gehört haben.

152 Die überkommene Disziplinbezeichnung „Volkskunde“ wurde an deutschsprachigen Universitäten inzwischen fast durchgehend durch „Europäische Ethnologie“ ersetzt, was nun aber auch wieder verdachterregend ist.

hängt sicher auch mit den Akteuren selbst zusammen, welche die Probleme und ihre Begrifflichkeiten okkupiert haben. Der „Ethnopluralismus“ hat jedenfalls die politische Frontstellung ausdrücklich gesucht, indem er sich definierte durch die Abgrenzung von der politischen Gegenposition, dem „Multikulturalismus“ und dem „Globalismus“, die mit ihrer „Heterogenisierungspolitik“ darauf zielten, das „Eigene“ zu zerstören.¹⁵³

Diese Gegenposition, die inzwischen unter dem Begriff der „Identitätspolitik“ die unterschiedlichsten Strömungen zusammenfasst, ist theoretisch wie politisch weitaus schillernder als die politischen Auffassungen die von außen als eine in ganz Europa vorzufindende „identitäre Bewegung“ beschrieben werden.¹⁵⁴ Fast fünfzig Jahre nachdem Habermas seinen Vorschlag einer universalistisch begründeten kollektiven „Identität“ der gesamten Menschheit vorgelegt hat, drängen sich in den westlichen Gesellschaften politische Entwicklungen in den Vordergrund – und entfalten eine erhebliche praktische Wirksamkeit –, in denen mikroidentitär definierte Gruppen Privilegien beanspruchen, indem sie sich auf pigmentäre, sexuelle und religiöse Merkmale berufen. Diese „identitätspolitischen“ Strömungen haben es leichter als ihre „ethnopluralistischen“ Kontrahenten. Denn die Einheit einer Nation, einer Ethnie, einer Gesellschaft muss unter den Bedingungen der Moderne mühsam hergestellt werden, mit welchen Mitteln auch immer. Differenz und Diversität hingegen entstehen von selbst, wie schon Kant wusste: „Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht.“¹⁵⁵ Diesem Ruf der Natur folgen die zahlreichen, besonders in Nordamerika und Westeuropa weit verbreiteten identitätspolitischen Bewegungen, die sich semantisch – und auch in den Grundlagen – nur haarfein von den „identitären“ unterscheiden: „Pikanterweise gibt es auffällige Überschneidungen mit der Identitätspolitik der Rechten, die ebenfalls kulturalistisch und ethnisch argumentiert“.¹⁵⁶

Die ersten Anzeichen waren schon vor zwei Jahrzehnten zu sehen: „Es hat den Anschein, als würden die westlichen Gesellschaften in dem Maße, in dem sie sich als Konglomerat von Interessengruppen definieren, auf vormoderne Formen des Gemeinschaftsbewusstseins (wie zum Beispiel ethnische Identität) zurückfallen oder hypermoderne, auf biologische Kriterien gegründete Identitäten (wie etwa Rasse, Minderheit oder Geschlecht) neu erschaffen. In diesen Identität-

153 Lichtmesz, Ethnopluralismus (wie Anm. 137), S. 27.

154 Andreas Speit, Bürgerliche Scharfmacher. Deutschlands neue rechte Mitte, Zürich: Orell Füssli 2016, S. 163-172.

155 Immanuel Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, in: ders., Werke in zehn Bänden, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 9, Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges., 3. Aufl. 1964, S. 31-50; hier S. 38f.

156 Ackermann, Das Schweigen der Mitte (wie Anm. 81), S. 181; vgl. auch den Kontext S. 180-183.

täten schwindet das Politische.¹⁵⁷ Inzwischen sind diese Entwicklungen auch in Deutschland an der vordersten gesellschaftspolitischen Front angekommen und drohen zu Zuständen zu führen, die scharfsichtige Beobachter bereits vor Jahrzehnten in den USA wahrnehmen konnten: „Seit drei Jahrzehnten mehren sich aber die Anzeichen dafür, daß im Führungsland Zentrifugalkräfte die Oberhand gewinnen. Der ‚Schmelztiegel‘ scheint erkaltet zu sein und von einem ‚Mosaik‘ oder einer ‚Salatschüssel‘ abgelöst zu werden.“¹⁵⁸

Dass innerhalb einer Gesellschaft verschiedene Kollektive mit verschiedenen Interessen entstehen, ist nichts Besonderes. Das ist vielmehr das Wesensmerkmal einer pluralistischen Demokratie. Wenn allerdings die Identitätsmerkmale solcher Kollektive sich zu einem „Rigorismus der Zugehörigkeit“ verselbständigen, die „Identitätspolitik“ die Formen des Politischen verdrängt und die Gesellschaft in immer kleinere Partikel von Mikroidentitäten zerfällt, dann hat die Demokratie ein Problem. Denn dann kann – und Beobachter fügen in solchen Fällen vorsichtshalber hinzu: „das gilt für alle Seiten in solchen Konflikten“ – es dazu kommen, dass „Sachfragen überhaupt keine Rolle mehr spielen, sondern nur noch die Zugehörigkeit zu jenen Kollektivitäten die entscheidende Kategorie ist.“¹⁵⁹

Die Hintergründe dieser mikroidentitären Bewegungen sind schwer zu fassen. Eine erkennbare systematische Theoriebildung betreiben sie nicht; und es herrscht durchaus keine Einigkeit darüber, ob es sich überhaupt um „linke“ Bewegungen, die von Haus aus zu überbordender Theoriebildung neigen, handelt.¹⁶⁰ Ihre eigentlichen Wurzeln haben diese Bewegungen eher in der politischen Praxis; als programmatischer Begriff wurde die „Identitätspolitik“ wohl in den 1970er Jahren im Manifest einer US-amerikanischen „schwarzen lesbischen Aktivistengruppe“ eingeführt.¹⁶¹ Das verweist auf die feministischen, bürgerrechtlichen und vor allem aktivistischen Impulse dieser Bewegung, die keine allzu tiefgreifende philosophische Fundierung benötigen. Hin und wieder wird darauf verwiesen, dass die theoretischen Wurzeln wohl im „dekonstruktionistischen Jahrzehnt“ der 1990er Jahre zu finden seien.¹⁶² In dieser Dekade haben in den USA, in Frankreich und in Deutschland – anderswo eher weniger – Theoriegebilde des Poststrukturalismus in weiten akademischen Kreisen Fuß gefasst.

157 Grunenberg, *Die Lust an der Schuld* (wie Anm. 111), S. 212.

158 Frank Böckelmann, *Die Gelben, die Schwarzen, die Weißen*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1998, S. 430.

159 Armin Nassehi, *Jenseits von Sachfragen. Die Herstellung von Kollektiven als Kern der Polarisierung*, in: *Die Politische Meinung* 66 (2021), Nr. 566, S. 33-37; hier 36f.

160 Thomas Meyer, *Identitätspolitik – ein heikles Feld*, in: *Neue Gesellschaft/ Frankfurter Hefte*, 2020, H 3, S. 4-7; hier S. 5.

161 Ebd., S. 6.

162 Peter J. Brenner, *Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Grundlagen literaturwissenschaftlicher Arbeit*, Tübingen: Niemeyer 1998, S. 205-248 und passim.

Die Referenzfiguren waren in erster Linie Derrida und Foucault sowie, in deren Gefolge, Judith Butler. Diese Theorieströmungen stellen in den heutigen mikroidentitären Bewegungen ein gewisses Hintergrundausräumen dar, dass sie aber systematisch rezipiert würden, ist nicht erkennbar. Dafür fehlt wohl bei den Protagonisten die intellektuelle Substanz.

Vom gutbürgerlichen kommunitaristisch fundierten Multikulturalitätsgedanken, wie er von Charles Taylor oder Will Kymlicka vertreten wird, sind diese Bewegungen in ihrer Praxis erst recht weit entfernt. Aber Kymlicka hat den Kern des Problems zutreffend benannt: „Die Staaten des Westens haben die Hartnäckigkeit der Identitäten von Minderheiten völlig unterschätzt.“¹⁶³ Wie aber diese Minderheiten zu ihren „Identitäten“ kommen, wie sie Ein- und Ausschlüsse definieren, Zugehörigkeiten bestimmen, liegt am Ende im Dunkeln; hier scheint völlige Willkür zu herrschen, die allerdings bis zum reinen Rassismus, nämlich zur Berufung auf biologische Merkmale wie Hauptfarbe oder Geschlecht, gehen kann: „Die Selbstbeschreibung der farbigen Minoritäten der Vereinigten Staaten stammt nicht aus dem Erbe der Ursprungskulturen, sondern wird von den aktuellen Erfordernissen diktiert. Man sucht sich aus den Plädoyers der Konkurrenz die Argumente heraus, die Wirkung erzielen.“¹⁶⁴

Wenn es allerdings darum geht, Ansprüche im geltenden Rechtssystem zu begründen, ergibt sich ein größerer Legitimationsbedarf. In ihrem viel beachteten Buch über kulturelle Aneignung, mit dem sie anonymen Kulturgütern indigener Gemeinschaften einen soliden, auch finanziell tragfähigen Rechtsschutz zukommen lassen will, hat Susan Scafidi einen interessanten Ausweg gewählt: „In the case of cultural products and cultural property, the intangible good is the *Volksgeist*, or the self-imagination of a particular community“.¹⁶⁵ Ganz unversehens enden die kühnsten avantgardistischen Gedankengebäude dort, wo sie herkommen: bei Herder und Hegel. Das kann man als „transzendentalen Okzidentalismus“ bezeichnen.¹⁶⁶ Denn die Bedingung der Möglichkeit, dass solche Fragen überhaupt auch nur thematisiert werden, sind Philosophie- und in diesem Fall Rechtstraditionen und -begrifflichkeiten, die in der westlichen Welt entwickelt und an westlichen Universitäten gelehrt wurden und die jetzt gegen diese gewendet werden. Nicht von ungefähr haben praktisch alle, auch die afrikanischen Protagonisten der identitätspolitischen Agenda, von Frantz Fanon bis Achille Mbembe, an westlichen Universitäten studiert.

163 Will Kymlicka, Multikulturalismus und Demokratie. Über Minderheiten in Staaten und Nationen, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg 2000, S.134.

164 Böckelmann, Die Gelben, die Schwarzen, die Weißen (wie Anm. 158), S. 436.

165 Susan Scafidi, Who Owns Culture? Appropriation and Authenticity in American Law, New Brunswick/New Jersey/London: Rutgers University Press, 2005, S. 50.

166 Brenner, Interkulturelle Hermeneutik (wie Anm. 146). S. 123.

Ihre jeweilige Identität finden diese Bewegungen in der puren nach außen gerichteten Aggression, insbesondere gegen die akademischen Institutionen, aus denen sie hervorgegangen sind und gegen die staatlichen Einrichtungen, von denen sie alimentiert werden. Am Ende wird man nicht fehl gehen mit der Annahme, dass es bei diesen politischen Bewegungen in erster Linie um Verteilungskämpfe geht,¹⁶⁷ Verteilungskämpfe auch untereinander, um den Zugriff auf möglichst große Teile eines Volksvermögens zu bekommen, von dessen Erwirtschaftung man sich fernhält. Entscheidend ist freilich, und das stiftet wieder eine übergreifende Gemeinsamkeit, in jedem Fall die Selbstidentifikation als „Opfer“: Bei den mikroidentitären Bewegungen handelt es sich um „Opferkollektive“, die „Sonderrechte“ für sich beanspruchen, „um die bisherige gesellschaftliche und historische Benachteiligung zu kompensieren.“¹⁶⁸

Ganz unversehens hat in der jüngsten Zeit die Frage nach der „kollektiven Identität“ also eine neue Wendung genommen und enorme gesellschaftspolitische Bedeutung gewonnen, mit der nicht mehr zu rechnen war. Ganz überraschend ist es aber auch nicht. Denn sobald „sich inhaltlich bestimmte Identitätsansprüche mit Herrschaft verbinden oder untereinander in Konflikt geraten, stiften sie Dissens und werden in einen Sog der Objektivierung ihres Wesens und eines Kampfes um Einschluß und Ausschluß gerissen.“¹⁶⁹

167 Wagenknecht, Die Selbstgerechten (wie Anm. 37), S. 112f.

168 Ackermann, Das Schweigen der Mitte (wie Anm. 81), S. 180.

169 Niethammer, Kollektive Identität (wie Anm. 1), S. 39.

**„Ich hatte Jahre lang fort experimentiert, ohne von dem zu hören,
was andere indeß bekannt machten“ –**

**Alexander von Humboldts Selbst- und Fremddarstellung
als Experimentalwissenschaftler**

VON ALEXANDER STÖGER

In seinen Jugendjahren ein gefeierter Experimentator, wurde Humboldt auch nach seiner Amerikareise zu einem Idealbild des Naturwissenschaftlers stilisiert, obwohl die von Labor und Institutionalisierung geprägten Experimentalwissenschaften des fortschreitenden 19. Jahrhunderts wenig mit den spätaufklärerischen Vorstellungen zu tun hatten, in denen Humboldt sich in den 1790ern etabliert hatte. Die Wissenschaftskultur der Experimentalwissenschaften, in der Humboldt 1797 durch seine Galvanismusstudien zu großem Ansehen gelangte, war eine gänzlich andere als die, deren Vertreter ihn in den 1820ern als Lichtbringer der Naturwissenschaften feierten oder die ihn posthum 1883 zum Sinnbild deutscher Naturwissenschaft erklärten.¹ Was aber veranlasste die wissenschaftliche Gemeinschaft dann dazu, Humboldt als Idealbild des experimentellen Naturwissenschaftlers zu inszenieren? Und welche Rolle spielte dabei Humboldts Selbstverständnis als Experimentalwissenschaftler?

Dieser Beitrag untersucht, wie Humboldts frühe Selbstdarstellungen als Experimentator und seine fortdauernden Aktivitäten in den Experimentalwissenschaften im 19. Jahrhundert in einer wissenschaftlichen Persona kulminierten, die nicht als Vorbild für die zeitgenössischen Laborwissenschaftler, sondern als Verfestigung eines idealisierten, spätaufklärerischen Verständnisses von Erkenntnisgewinn fungierte. Die wissenschaftliche Persona meint im Kontext der Wissenschaftskultur ein konstruiertes Bild des Wissenschaftlers bzw. der Wissenschaftlerin, basierend auf epistemischen Fähigkeiten und Eigenschaften gleichermaßen.² Nachfolgend soll gezeigt werden, wie die Persona, die Humboldt in der Selbst- und Fremddarstellung als Experimentalwissenschaftler verkörpert, zuerst als unmittelbares Vorbild für die Naturwissenschaftler, dann aber als

-
- 1 In diesem Beitrag wird der Begriff ‚Wissenschaftskulturen‘ im Sinne Dastons und Sibums verwendet (vgl. Daston, Lorraine & Sibum, Otto H.: Introduction: Scientific Personae and Their Histories. In: *Science in Context* 16:1-2 (2003), S. 1-8; sowie Daston, Lorraine: Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität. In: *Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft: Einheit – Gegensatz – Komplementarität?* Hrsg. von Otto G. Oexle. Göttingen: Wallstein (2000), S. 9-40.
 - 2 Vgl. Paul, Herman: What is a scholarly Persona? Ten Thesis on Virtues, Skills, and Desires. In: *History and Theory* 53 (2014), S. 348-371.

Persona einer vergangenen Wissenschaftskultur fungiert, deren Grundsätze zur Identitätsstiftung der Experimentalwissenschaften des 19. Jahrhunderts dienen.

Dabei wird Humboldts Selbst- und Fremddarstellung als Experimentalwissenschaftler in zwei Abschnitten untersucht. Im ersten, deutlich kürzeren Abschnitt geht es um Humboldts frühe experimentalwissenschaftliche Arbeiten im Kontext der Neuorientierung der wissenschaftlichen Gemeinschaft um 1800. Hier steht seine Selbstpräsentation als Experimentalwissenschaftler in der zentralen Monographie *Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern* im Mittelpunkt und wie diese Darstellung in Rezensionen aufgegriffen wurde, um ihn zum Vorbild zukünftiger empirischer Naturforscher zu stilisieren.

Der zweite Abschnitt beleuchtet dagegen die sich im 19. Jahrhundert rapide verändernden Fachkulturen der Physik, Chemie und Physiologie, denen Humboldt mit seinem ganzheitlichen Forschungskonzept entgegenstand. Gleichsam war er aber, wie gezeigt werden wird, anerkanntes Mitglied und – wichtiger noch – ein Idealbild der Experimentalwissenschaften bis über seinen Tod hinaus. Schließlich wird anhand ausgewählter Quellen veranschaulicht, wie Humboldt als solches stellvertretend für die naturwissenschaftliche Spätaufklärung zu einer wissenschaftlichen Persona stilisiert wurde, die gleichzeitig den deutschen Naturwissenschaftler allgemein darstellen sollte.

1. Humboldt und die Experimentalwissenschaften um 1800

Die Naturwissenschaften befanden sich Ende des 18. Jahrhunderts in einem Umbruch, der sich vor allem durch personelle Änderungen, technologische Entwicklungen und eine zunehmende Ausdifferenzierung einzelner Fachbereiche auszeichnete.³ Durch neu entdeckte Phänomene wie die Elektrizität gewann das empirische Experiment als Forschungsmethode rasch an Bedeutung.⁴ Zugleich wurden die seit den 1770ern gegründeten naturwissenschaftlichen Fachzeitschriften innerhalb weniger Jahrzehnte zu einem zentralen Publikationsmedium, das es erlaubte, binnen Wochen die über den ganzen deutschen Sprachraum verstreute wissenschaftliche Gemeinschaft über Versuchsergebnisse zu informieren. Diese Periode zeichnet sich nicht durch einen Paradigmenwechsel aus, wie Bettina Heyl ihn sieht, sondern durch einen Wandel, der durch inhaltliche und vor allem durch wissenschaftskulturelle Einflüsse über mehrere Jahrzehnte ein ‚science in the making‘ beschreibt, und von einem starken Identitätsbil-

3 Vgl. Stöger, Alexander: Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismusdiskurs um 1800. München: Wilhelm Fink (2021). S. 11-14.

4 Vgl. Hochadel, Oliver: Öffentliche Wissenschaft. Elektrizität in der deutschen Aufklärung. Göttingen: Wallstein (2003).

dungsbedürfnis seitens der Naturforscher geprägt war.⁵ Diese Entwicklung fand ihren Höhepunkt um 1800, nicht etwa durch plötzliche Umstürze, sondern durch eine außergewöhnliche Verdichtung methodologischer Diskussionen.

Besonders die Physik und Chemie, aber auch die experimentelle Physiologie entwickelten in dieser Zeit ein Selbstbewusstsein, das eine entschiedene Abgrenzung von naturphilosophischen Prinzipien forderte und empirische Erkenntnismethoden als den Kern der Disziplinen hervorhob.⁶ In Fachzeitschriftenbeiträgen, Handbüchern und Rezensionen distanzieren sich die Forscher von philosophischer Spekulation, oder, wie es ein Rezensent der *Allgemeinen Literatur Zeitung* ausdrückt,

„den frechen Anmaßungen [...] womit die kopflosen Nachbeter einiger geistvollen Philosophen ihre Armseligkeit für den Reichthum des Zeitalters, ihre kümmerlichen, in den ihnen oft selbst unverständlichen Bombast eines hochtönenden Schulgeschwätzes verhüllten Meynungen für das einzig mögliche Wissen, ihre dürftigen Wortklaubereyen für wichtige Entdeckungen, ihre Verschmähung und Vernachlässigung gründlicher Kenntnisse“

für den Gipfel menschlicher Weisheit auszugeben trachten.⁷

Häufig entwarfen die Gelehrten ein Narrativ einer von naturphilosophischer Spekulation beherrschten Vergangenheit, der die empirischen Naturwissenschaften als zukunftsweisend entgegenstanden. Anstelle des buchgelehrten Philosophen, der sich in spekulative Weltsysteme verstieg,⁸ sollte der Experimentator treten, dessen sorgfältige Messungen, geschickt durchgeführte Versuche und kritisches hinterfragen von Theorien wahre Erkenntnisse über die Natur zu-

5 Vgl. Bettina Heyl: Das Ganze der Natur und die Differenzierung des Wissens. München: De Gruyter (2007). S. 159-160; Breidbach, Olaf & Ziche, Paul: Einführung. Naturwissen und Naturwissenschaften – Zur Wissenschaftskultur in Weimar/Jena. In Naturwissenschaften um 1800. Wissenschaftskultur in Jena-Weimar. Hrsg. von Olaf Breidbach und Paul Ziche. Weimar: Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger (2001). S. 7-26, hier S. 7-9.

6 Vgl. Breidbach, Olaf & Burwick, Roswitha: Einleitung: Physik um 1800. In: Physik um 1800. Kunst, Naturwissenschaft oder Philosophie? Hrsg. von Olaf Breidbach und Roswitha Burwick. München: Wilhelm Fink (2012). S. 7-19, hier S. 7-8.

7 Anonym: Geschichte der Galvanischen Entdeckung und der dadurch veranlaßten Schriften. In: Allgemeine Literatur-Zeitung Ergänzungsblätter 119 (1801). S. 321.

8 Hier war, obwohl selten mit Namen genannt, häufig Schelling gemeint, der seine Naturphilosophie als neues System zur Ordnung der Naturforschung betrachtete (vgl. Durner, Manfred: Die Rezeption der zeitgenössischen Chemie in Schellings früher Naturphilosophie. In: Natur und Subjektivität. Zur Auseinandersetzung mit der Naturphilosophie des jungen Schelling. Hrsg. von Reinhard Heckmann, Hermann Krings & Rudolf W. Meyer. Stuttgart: frommann-holzboog (1983). S. 15-38.

ließen. Fachzeitschriftenherausgeber, Universitätsprofessoren und Forscher bestärkten dieses Idealbild und förderten insbesondere jene, die ihm ihrer Meinung nach nahe kamen.⁹ Das bedeutete wiederum, dass junge Forscher, die sich Ende des 18. Jahrhunderts als Experimentalwissenschaftler etablieren wollten, die wissenschaftliche Gemeinschaft davon überzeugen mussten, dass sie die geforderten Fähigkeiten und Eigenschaften besaßen.

Humboldts „Versuche“ und sein Selbstbild als Experimentator

Einer jener ehrgeizigen jungen Forscher war Alexander von Humboldt, der sich in den 1790ern als Experimentalwissenschaftler zu etablieren versuchte. Humboldt war mit den Anforderungen und dem Idealbild der wissenschaftlichen Gemeinschaft Dank seiner Lehrer nicht nur vertraut, sondern hatte es auch selbst von Jugendjahren an verinnerlicht.¹⁰ Er war schon früh von einer Faszination für naturwissenschaftliche Experimente ergriffen und nutzte sein Studium in Göttingen und Freiberg, um sich auf den Gebieten der Experimentalphysik und der Chemie fortzubilden. In den 1790ern veröffentlichte er mehrere kürzere Forschungsbeiträge in wichtigen deutschen und französischen Fachzeitschriften, in denen er seine chemischen, physikalischen und physiologischen Experimente beschrieb. Schließlich war es aber seine umfangreiche, doppelbändige Monographie zur Untersuchung des Galvanismus, die Humboldt nicht nur die Anerkennung der wissenschaftlichen Gemeinschaft einbrachte, sondern diese auch dazu verleitete, ihn zu einem Vorbild empirischer Naturforscher zu erklären.

Die Entdeckung der sogenannten tierischen Elektrizität bzw. des Galvanismus durch den Bologneser Anatomen Luigi Galvani (1737-1798) war eine wissenschaftliche Sensation. Als sie 1791 bekannt wurde, stürzten sich insbesondere junge deutsche Experimentatoren auf die Untersuchung des Phänomens, in der Hoffnung, die Frage beantworten zu können, ob und wie Elektrizität in Muskeln und Nerven gebildet wurde.¹¹ Das Phänomen versprach schnelle Versuchsergebnisse, hohes Prestige und war, anders als viele andere Forschungsfelder, mit günstigen Materialien und wenigen Instrumente zu untersuchen.

9 Vgl. Stöger, Alexander: „Journale sind es, in die diese Wissenschaften sich ergossen haben“. Fachzeitschriften als Diskussionsräume naturwissenschaftlicher Forschungsmethoden um 1800. In: Wissen in Bewegung. Hrsg. von Katrin Löffler. Stuttgart: Franz-Steiner Verlag (2020). S. 231-243.

10 Vgl. Mook: Die freie Entwicklung innerlicher Kraft. Die Grenzen der Anthropologie in den frühen Schriften der Brüder von Humboldt. Göttingen: V & R (2012). S. 49-76.

11 Zum deutschen Galvanismuskurs siehe Stöger: Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs. Kap. 2 und Kap. 3.

Darüber hinaus verband es physikalische, chemische und physiologische Fragen und weckte damit das Interesse vieler Gelehrter.¹²

Für Humboldt, dessen breites Interessensspektrum bereits in den 1790ern sowohl Botanik, Geologie und Mineralogie als auch Physik, Chemie und Physiologie umfasste, war das Phänomen eine ideale Gelegenheit, nicht nur sein Können als Experimentator unter Beweis zu stellen, sondern auch sein ganzheitliches Wissenschaftsverständnis zu erproben.¹³ Seit 1792 beschäftigte Humboldt sich intensiv mit eigenen chemischen und physikalischen Versuchen. Bei Besuchen in Jena 1794 und 1795 schulte er außerdem zusammen mit seinem Bruder Wilhelm seine Sezierfähigkeiten und erweiterte sein physiologisches Wissen in privaten Anatomiestunden bei dem anerkannten Mediziner Justus Christian Loder (1753-1832).¹⁴ 1795 war Humboldt fest entschlossen, sich so oft als möglich „den Wissenschaften [zu widmen], die ich nun einmal als Beruf ansehe“.¹⁵ Mit seinem Eintritt in die Bergakademie in Freiberg hatte er 1792 bereits einen ersten Schritt dazu getan.¹⁶ Sein Aufgabenfeld als Bergassessor bot ihm Gelegenheit, seine geologischen und chemischen Kenntnisse zu vertiefen, wobei Humboldt dabei immer wieder bewies, dass er dazu im Stande war, seine Forschung zu praktischem Nutzen zubringen.¹⁷

Auch mit galvanischen Versuchen hatte Humboldt sich bereits seit mehreren Jahren beschäftigt, ehe er 1795 erste Ergebnisse in Grens *Journal der Phy-*

-
- 12 Vgl. Trumpler, Maria: *Questioning Nature: Experimental Investigations of Animal Electricity in Germany, 1791-1810*. Yale: Yale University [Diss.] (1992). S. 38-60.
 - 13 Eine ausführliche Beschreibung von Humboldts frühen Unternehmungen auf dem Feld der Experimentalwissenschaften und seiner Interaktion mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft in den 1790ern findet sich bei Stöger: *Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs*. Kap. 2.2.
 - 14 Vgl. Jahn, Ilse: *Die anatomischen Studien der Brüder Humboldt unter Justus Christian Loder in Jena*. Mit einer Einleitung von Ulrike Leitner. In: *HiN – Alexander von Humboldt im Netz* 11:21 (2010). S. 91-110.
 - 15 Humboldt, Alexander von: *Brief an Marcus Herz*. Berlin, 15. Juni 1795. In: *Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts*. Nr. 309. Hrsg. von Ilse Jahn und Fritz G. Lange. Berlin: Akademie-Verlag (1973). S. 433.
 - 16 Zu Humboldts frühen chemischen, geologischen und botanischen Schriften siehe Klein, Ursula: *Die frühen Schriften*. In: *Alexander von Humboldt. Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Ottmar Ette. Stuttgart: Metzler (2018). S. 22-30.
 - 17 Siehe Dagmar Hülsenberg und Ingo Schwarz: *Alexander von Humboldt. Gutachten zur Steingutfertigung in Rheinsberg 1792*. Berlin: Akademie Verlag (2012); *Alexander von Humboldt. Gutachten und Briefe zur Porzellanherstellung 1792–1795*. Berlin: De Gruyter (2014); *Alexander von Humboldt. Gutachten und Briefwechsel zur Glasherstellung 1792–1797*. Berlin: De Gruyter (2016); sowie Hülsenberg, Dagmar: *Alexander von Humboldts nahezu unbekannte Einflussnahme auf die Herstellung von Porzellan*. In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietaät der Wissenschaften zu Berlin*. Bd. 143. Berlin: Trafo Wissenschaftsverlag (2020). S. 31-61.

sik publizierte.¹⁸ Dort kündigte er eine umfangreiche Monographie an, die seine Versuchsergebnisse gebündelt präsentieren und der wissenschaftlichen Gemeinschaft endgültig seine Fähigkeiten als Experimentator demonstrieren sollte. Doch als der ebenfalls aufstrebende Mediziner Christoph Heinrich Pfaff (1773-1852) im selben Jahr seine Abhandlung *Über thierische Elektrizität* veröffentlichte, die ganz ähnliche Experimente beschrieb, sah Humboldt sich gezwungen, sein Manuskript zu überarbeiten und neue Versuche hinzuzufügen.¹⁹

1797 veröffentlichte er schließlich den ersten Band seiner Arbeit mit dem Titel *Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern nebst Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt*. Der zweite Band folgte ein Jahr später. Das insgesamt beinahe 1000 Seiten umfassende Werk hat zwar die Tierische Elektrizität zum Ausgangspunkt, bildet aber in vielerlei Hinsicht den Kern von Humboldts frühen wissenschaftlichen Bemühungen. Auf der Grundlage zahlreicher Galvanismusexperimente vereinigt der Autor physiologische, chemische und physikalische Studien mit geologischen und botanischen und entwirft so einen ersten Mikrokosmos ganzheitlicher Naturforschung.²⁰

Neben den Versuchsbeschreibungen nimmt vor allem die Selbstdarstellung des Autors als Experimentator eine signifikante Rolle in der Abhandlung ein. Sie dient dazu, der Leserschaft zu beweisen, dass Humboldt die geforderten Eigenschaften besitzt, um als empirisch arbeitender Naturforscher von der wissenschaftlichen Gemeinschaft anerkannt zu werden. Er nutzt dazu eine Kombination aus Metareflexion und Erlebter Rede, die es ihm erlaubt, zu demonstrieren, dass er sich kritisch mit den methodischen Anforderungen und den dahinterstehenden Idealen auseinandergesetzt und diese verinnerlicht hat. Zugleich erlaubt dieses Vorgehen ihm, das von ihm entworfene Ich dem Leser verlebendigend vor Augen zu führen, als wäre er unmittelbarer Zeuge von Humboldts Experimentieren.

Einerseits finden sich immer wieder Beteuerungen methodisch korrekten, strikt empirischen Arbeitens, etwa wenn Humboldt in der Einleitung schreibt: „Ich habe mich bemüht, bei meinen Versuchen über den Galvanismus von aller Theorie zu abstrahieren“.²¹ Andererseits entwirft der Autor ein Selbstbild des

18 Gemeint sind Ueber die gereizte Muskelfaser. In: *Neues Journal der Physik* 2:2 (1795). S. 115-129; Aus einem Briefe des Herrn Oberbergraths von Humboldt an Herrn Hofrath Blumenbach. In: *Neues Journal der Physik* 2:4 (1795). S. 471-473; sowie *Neue Versuche über den Metallreiz*, besonders in Hinsicht auf die verschiedenartige Empfänglichkeit der thierischen Organe. In: *Neues Journal der Physik* 3:2 (1796). S. 165-184.

19 Vgl. Stöger: *Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs*. S. 227-230.

20 Vgl. Stöger: *Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs*. S. 230.

21 Humboldt, Alexander von: *Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern nebst Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier und Pflanzenwelt*. Bd. 1. Berlin: Heinrich August Rottmann & Posen: Decker und Compagnie (1797). S. 5.

Experimentators, der die Erforschung der Natur zum inhärenten Drang hat und dessen Sorgfalt und Neugierde einer tiefen, persönlichen Leidenschaft entspringen, nicht etwa einer äußeren Pflichtschuldigkeit oder Ruhmsucht. Humboldt präsentiert sich als neugieriger, kindlich-naiver Forscher, der anfangs nur „zu meinem eigenen Unterrichte“ und „auf öden und entlegenen Gebirgen umherziehend“ als „practischer Bergmann“ „Jahre lang fort experimentirt“ hatte, „ohne von dem zu hören, was andere indeß bekannt machten.“²²

An dieser Beschreibung zeigt sich auch die prä-institutionalisierte Praxis der Experimentalforschung Ende des 18. Jahrhunderts: experimentiert wurde in der Regel im Privaten, meist alleine oder mit wenigen Ko-Experimentatoren und Zeugen, in der eigenen Kammer oder gar – wie Humboldt es hier schildert – zu Pferd.²³ Ohne standardisierte Verfahren, geeichte Instrumente oder die Bestätigung anerkannter Kollegen konnte nur die Integrität des Individuums, unterstützt von überzeugenden Schilderungen, für die korrekte Durchführung der beschriebenen Experimente und die Richtigkeit der mitgeteilten Ergebnisse einstehen.²⁴ So verwundert es nicht, dass Humboldt versichert:

„Ich merke daher im Allgemeinen an, daß in den nachstehenden Fragmenten kein wichtiger Versuch enthalten ist, welcher nicht stundenlang, auf wohlgetrockneten Glasplatten, an acht bis zehen verschiedenen Individuen, (meist kalt- und warmblütigen Thieren) vor mehreren erfahrenen, alle Nebenumstände sorgsam prüfenden Zeugen wiederholt worden ist. Diese wahrhafte Versicherung, welche durch die erzählte langsame Entstehung dieser Schrift bewähret wird, schützt mich daher gegen den Einwurf, wodurch man schon manchen Angriff auf physikalische Irrthümer zurückschlug, als sey diese oder jene Erscheinung nur einmal, zufällig, unter unbeachteten Nebenumständen, auf Augenblicke vorgekommen. Ich habe aus meinen Notaten sorgfältig weggelassen, was mir in der Folge zweifelhaft schien.“²⁵

Humboldt war nicht der einzige, der explizit darauf verwies, seine Experimente sorgfältig durchgeführt, wiederholt und kritisch geprüft zu haben.²⁶ Doch im Vergleich zu anderen jungen Galvanismusforschern, die durch ihre Abhandlungen ebenfalls ihre Eignung als Experimentalforscher demonstrieren wollten, wie etwa Pfaff und der Physiker Johann Wilhelm Ritter (1778-1810), stellte

22 Humboldt: Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern. Bd. 1. S. 7.

23 Humboldt: Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern. Bd. 1. S. 3.

24 Vgl. Stöger: Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs. S. 72-78.

25 Humboldt: Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern. Bd. 1. S. 13.

26 Ein Vergleich zwischen den Galvanismusschriften Christoph Heinrich Pfaffs, Alexander von Humboldts und Johann Wilhelm Ritters sowie ihrer rhetorischen Strategien findet sich bei Stöger: Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs. Kap. 2.

Humboldt nicht die Versuchsergebnisse, sondern das Experimentieren als epistemische Performanz und den Experimentator als Akteur in den Mittelpunkt.

Durch rhetorische Mittel wie die Erlebte Rede veranschaulicht der Autor, wie er die Versuche durchgeführt, überprüft, an ihnen gezweifelt, sie wiederholt und variiert, aber auch, wie er über den Prozess des Experimentierens selbst reflektiert, seine Schlüsse hinterfragt und korrigiert hat. Er beschreibt Details der Versuchsschauplätze und Reaktionen von Mitexperimentatoren über unerwartete Versuchsergebnisse.²⁷ Wo notwendig, um eine Distanz zwischen dem Ich-Erzähler und dem Experiment zu bringen, etwa bei der Beschreibung der Selbstversuche, wechselt er den Modus von ‚ich‘ zu ‚man‘, sodass subjektive Überlegungen leicht von physischen Empfindungen unterschieden werden können.²⁸ Zwar nutzt Humboldt die von den Physikern, Chemikern und Physiologen geforderte „Fachprosa“,²⁹ er demonstriert aber schon in den *Versuchen* eine Mischung von Schreibformen, um verschiedene Informationsebenen zu bedienen.

So erhält die erzählende Rhetorik Humboldts einen epistemischen Zweck. Sie suggeriert Plausibilität und rückt zugleich den Experimentator als Teil des Forschungsaktes in den Mittelpunkt. Es geht nicht nur um das Versuchsergebnis, sondern um die Perspektive, die der Forscher einnimmt und die er mit der Leserschaft teilt. Was die Wissenstableaus von Humboldts Reisebeschreibungen später auszeichnet, spielt auch in seinen Experimentalschriften eine wichtige Rolle.³⁰ Hier geht es nicht nur darum, den Leser am Erkenntnisprozess teilhaben zu lassen, sondern auch und vor allem, ihn zum Zeugen von Humboldts epistemischen Qualitäten zu machen und damit zum Fürsprecher für den jungen Forscher. Humboldt zeichnet ein distinktes Bild von sich als Experimentalwissenschaftler: kritisch reflektierend, bescheiden, gewissenhaft, gut informiert und leidenschaftlich – eben das, was die wissenschaftliche Gemeinschaft von einem Experimentator erwartet. Darüber hinaus zugleich interdisziplinär arbeitend und ganzheitlich denkend. In den *Versuchen* treffen sich Humboldts rhetorisches Geschick und seine Kenntnisse um die Anforderungen der wissenschaftlichen Gemeinschaft und kulminieren in einer überzeugenden Darstellung der eigenen

27 So erwähnt er beispielsweise den Berghauptmann und Freund Johann Carl Freiesleben (1774–1846) (vgl. Humboldt: *Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser*. Bd. 1. S. 71) oder auch seinen Bruder Wilhelm (1767–1835) sowie Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) (vgl. Humboldt: *Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser*. Bd. 1. S. 76) als Zeugen bei außergewöhnlichen Versuchsergebnissen und Beobachtungen.

28 Zu den Selbstversuchen und ihrer rhetorischen Umsetzung siehe Stöger: *Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs*. S. 257–268.

29 Ette, Ottmar: *Das Humboldtsche Schreiben*. In: Alexander von Humboldt. *Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Ottmar Ette. Stuttgart: Metzler (2018). S. 169–175, hier S. 169.

30 Vgl. Kraft, Tobias: *Figuren des Wissens bei Alexander von Humboldt. Essai, Tableau und Atlas im amerikanischen Reisewerk*. Berlin: De Gruyter (2014). S. 107–108.

epistemischen Eigenschaften, die auch über seinen Tod hinaus seinen Ruhm als Experimentalwissenschaftler begründen sollten.

Die Rezeption Humboldts als Vorbild

Die *Versuche* waren ein großer Erfolg und brachten Humboldt in der deutschen und französischen wissenschaftlichen Gemeinschaft den Ruf ein, einer der größten Experten auf dem Gebiet des Galvanismus zu sein.³¹ Insbesondere in Rezensionen wurden Werk und Autor aber nicht nur überschwänglich gelobt, viele der zumeist anonymen Rezensenten nutzten die Gelegenheit, Humboldt als Vorbild für andere Naturforscher nach dem Ideal empirischer Naturwissenschaften herauszustellen.

So schreibt der einflussreiche Arzt und Jenaer Professor für Medizin Christoph Wilhelm Hufeland (1762-1836) in seiner Rezension zum ersten Band der *Versuche*:

„Dieses Meisterwerk eines unsrer ersten Physiker und Naturvertrauten ist zwar mehr physiologisch, aber demohnerachtet jedem denkenden Practiker zu empfehlen. Denn es gehört unter die klassischen Werke, die Epoque in der Wissenschaft überhaupt machen, und wird gewiß einen großen Einfluß auf den ganzen Gang und die Richtung derselben haben.“³²

Auch für den anonymen Rezensenten der *Medicinish-Chirurgischen Zeitung*, einem der wichtigsten Rezensionsorgane für Medizin und Physiologie um 1800, sind die *Versuche* „ein Werk, auf das unsere Nation stolz seyn darf, so wie auf den Verfasser desselben, der mit weit ausgebreiteten gründlichen Kenntnissen, philosophischem Geiste, mit einem wahren Beobachtungsgenie eine unermüdete Thätigkeit, einen rastlosen Eifer in die Geheimnisse der Natur einzudringen verbindet, [...] und den Rec. unter die ersten jeztlebenden Physiologen zählen zu dürfen sich berechtigt glaubt.“ Humboldt verkörpert den entschlossenen Experimentalwissenschaftler im Kampf gegen „leere Hypothesen“ und ruhmstüchtige Verfasser, die „unbestimmte Vorstellungsarten in weitläufigem Wortgepränge mittheilen“.³³

Fürchteten die Naturforscher, dass die spekulative Naturphilosophie die experimentellen Naturwissenschaften verdrängen oder korrumpieren könnte, so fanden sie in Humboldt ein ideales Beispiel für den Gegenentwurf. Seine Art der Darstellung wichtiger epistemischer Eigenschaften, die die wissenschaftliche

31 Vgl. Stöger: Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs. S. 394-397.

32 Hufeland [Rez.]: Humboldts Versuche. In: Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst 4 (1797). S. 370-371, hier S. 370.

33 Anon: [Rez.] Humboldts Versuche. In: Medicinish-Chirurgische Zeitung 98 (1797). S. 337-338.

Gemeinschaft als Grundstein der aufsteigenden Experimentalwissenschaften sah, rückte den Fokus auf den Forscher, ohne die Forschung zu vernachlässigen. Das Bild, das Humboldt von sich selbst zeichnete, konnte leicht verallgemeinert und als Modell für zukünftige Experimentatoren adaptiert werden. Er verkörperte den Idealtypus des Naturwissenschaftlers, der Experimentalwissenschaften als empirische Disziplinen in die Zukunft führen sollte. Seine Selbstdarstellung war für die wissenschaftliche Gemeinschaft weitaus signifikanter als die Ergebnisse seiner Forschung. Ein Umstand, der bis über seinen Tod hinaus anhalten sollte.

2. Humboldt und die Experimentalwissenschaften im 19. Jahrhundert

Trotz seiner frühen Erfolge als Experimentator wandte sich Humboldt ab 1798 vermehrt anderen Themen zu, um sich auf seine geplante Forschungsreise vorzubereiten. Während und nach seiner Amerikareise nahm dagegen die Auswertung der gesammelten Messdaten und Objekte sowie die Veröffentlichung der Reisebeschreibungen einen Großteil der Aufmerksamkeit des Privatgelehrten in Anspruch. Dennoch verfolgte Humboldt interessiert die Entwicklung der Physik, Chemie und Physiologie sowohl inhaltlich als auch auf fachlicher Ebene. Er führte selbst weiterhin Experimente zum Galvanismus, chemischen Verfahren und schließlich auch zum Magnetismus durch, förderte vor allem aber auch die Institutionalisierung der Disziplinen und den damit verbundenen Fortschritt.³⁴ Obwohl Humboldt heute vor allem für seine Reisewerke und den fünfbändigen *Kosmos* bekannt ist, spielte er für die deutschen Experimentalwissenschaftler des 19. Jahrhunderts als Wissenschaftsförderer, Partizipierender und nicht zuletzt als Verkörperung eines gewissen Forscherideals eine wichtige Rolle.

Dies erscheint umso erstaunlicher, bedenkt man, dass die Experimentalwissenschaften sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts wandelten und sich schon wenige Jahrzehnte nach Humboldts Rückkehr aus Amerika die Persona des Experimentators stark verändert hatte. Die Fachkulturen differenzierten sich nach 1800 rasch aus, Ausbildung und Forschung wurden zunehmend institutionalisiert. Chemie und Physik etablierten sich an Universitäten als vollwertige Studienfächer, ab den 1830ern wurden vermehrt Laboratorien, später unabhängige Forschungsinstitutionen eingerichtet. Aus dem Universitätsprofessor oder Privatgelehrten, der in Vorlesungen, meist abgehalten im eigenen Haus, Versuche vorführte und anschließend allein oder in kleinem Kreis seine Studien fortsetzte, um irgendwann seine Entdeckungen in einer Monographie der wissenschaft-

34 Vgl. Daum, Andreas: Popularisierung des Wissens. In: Alexander von Humboldt. Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hrsg. von Ottmar Ette. Stuttgart: Metzler (2018). S. 200-204.

lichen Gemeinschaft zu übergeben, wurde nach und nach der Laborarbeiter, der seine Versuchsergebnisse in Fachzeitschriften publizierte.³⁵ Das Laboratorium entwickelte sich rasch zum neuen Raum wissenschaftlicher Forschung und brachte nicht nur methodologische, sondern auch wissenschaftssoziale Veränderungen mit sich, wie die Darstellung Wilhelm Trautscholds (1815-1877) von Justus Liebig (1803-1873) Gießener Laboratorium veranschaulicht (**Abb. 1**).³⁶



Abb. 1: Liebig's Gießener Labor

Justus Liebig richtete in den 1820ern ein universitäres Laboratorium sowie ein privates Institut für Pharmazie und technisches Gewerbe ein, an denen unter einem handwerklich-experimentellen, praktischen Gesichtspunkt gelehrt und geforscht wurde. Die Abbildung zeigt den Betriebsalltag im neu erbauten Labo-

35 Vgl. Meinel, Christoph: Laboratoriumspraxis, Quantitäten und die Produktion von Erkenntnis: Transformationen der Chemie zwischen Lavoisier und Liebig. In: Wissenschaft zwischen Qualitas und Quantitas. Hrsg. von Erwin Neuwander. Basel: Birkhäuser (2003). S. 147-172.

36 Trautschold, Wilhelm: Justus von Liebig's Doktoranten in seinem Gießener Labor, um 1841. Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Justus_von_Liebig's_Labor,_1840.jpg (zuletzt aufgerufen am 14. November 2021).

ratorium von 1839. Die Akteure arbeiten auf engstem Raum an verschiedenen Apparaturen. Die ehemals an der Wand platzierten Experimentaltische sind nun um mitten im Saal aufgestellte Arbeitsplätze ergänzt. Damit fasst das Laboratorium mehr Experimentatoren, erfordert aber auch ein höheres Maß an Rücksichtnahme und Kooperation der Anwesenden. Die Instrumente setzen Kenntnisse voraus, die hier auch vermittelt werden und zugleich die Forschung zu einem gewissen Grad standardisieren. Wie Schmidgen bemerkt, steht auf der Illustration nicht etwa Liebig im Mittelpunkt, sondern der Laborassistent, der die Gerätschaften wartet und die Materialien herbeischafft.³⁷ Gezeigt wird ein Ort des „kollektiven Arbeitens“, bei dem Arbeitsteilung, Diskussion und Demonstration fließend ineinander übergehen.³⁸

Liebigs Beispiel folgend, wurden zur Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche weitere Laboratorien teilweise privat, teilweise von Universitäten gegründet. Meist wurden Laboratorien auf Betreiben der Professoren eingerichtet und dann häufig von den Universitäten übernommen und ausgebaut, so beispielsweise Robert Bunsens (1811-1899) chemisches Labor in Heidelberg oder Wilhelm Webers (1804-1891) physikalisches Labor an der Universität Göttingen sowie Heinrich Gustav Magnus' (1802-1870) physikalisches Laboratorium in Berlin. Auch die experimentelle Physiologie erhielt 1839 in Breslau ein erstes Laboratorium.³⁹ Hatte Humboldt seine Leser 1797 noch damit beeindruckt, zu Pferde experimentiert zu haben (und würde es in einem anderen Kontext auch 1883 noch tun, wie sich weiter unten zeigen wird), so war experimentelle Forschung und damit verbunden auch Lehre ein halbes Jahrhundert später bereits räumlich wie wissenschaftskulturell institutionalisiert, auch wenn die Entwicklung insbesondere durch die voranschreitende Spezialisierung der Fachdisziplinen noch nicht abgeschlossen war.⁴⁰

Diese Institutionalisierung prägte auch das wissenschaftliche Selbstbild und die damit verbundenen geforderten Eigenschaften des Experimentalforschers.⁴¹ Galten das kritische Infragestellen von Theorien, die leidenschaftliche Suche nach Fakten, der das Individuum sich völlig verschrieb, sowie die überzeugen-

37 Schmidgen, Henning: Labor. In: Europäische Geschichte Online. Abschnitt 17. <http://ieg-ego.eu/en/threads/crossroads/knowledge-spaces/henning-schmidgen-laboratory> (zuletzt aufgerufen am 14. November 2021).

38 Schmidgen: Labor. Abschnitt 18.

39 Schmidgen: Labor. Abschnitt 17.

40 Brüning, Jochen: Von Humboldt zu Helmholtz. Zur Disziplinbildung in den Naturwissenschaften am Beispiel der Physik. In: Geschichte der Universität Unter den Linden 1810-2010. Bd. 4 Genese der Disziplinen. Die Konstitution der Universität. Hrsg. von Heinz-Elmar Tenorth. Berlin: Akademie Verlag (2010). S. 395-424, hier S. 407.

41 Vgl. Lenoir, Timothy: *Instituting Science. The Cultural Production of Scientific Disciplines*. Stanford: Stanford University Press (1997).

de Darstellung von Versuchsergebnissen um 1800 als wichtige Charakteristika des jungen Forschers, wurden diese Anforderungen nun durch andere ergänzt oder gar abgelöst. Der Experimentator im Labor musste Kooperations- und Kollaborationsfähigkeit zeigen, sich an die deutlich engeren sozial-hierarchischen Strukturen anpassen und war häufig mit einer Mikrokultur im jeweiligen Labor oder am Lehrstuhl, geprägt vom Leiter der Einrichtung oder dem Professor, konfrontiert, an die es sich anzupassen galt.⁴² Auch die technologische Entwicklung veränderte das Selbstverständnis und die damit verbundenen Erwartungen an den Forscher. Neue Medien wie die Photographie brachten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neue epistemische Tugenden wie Objektivität mit sich, die das subjektive Urteilsvermögen des erfahrenen Forschers ablösten.⁴³

Humboldts Experimentalwissenschaft im 19. Jahrhundert

Nachdem Humboldt von seiner Amerikareise zurückkehrte, wurde er in ganz Europa als Entdecker und Naturforscher gefeiert. Dieser Ruhm setzte sich in den nächsten Jahrzehnten Dank weiterer Reisen, zahlreicher Publikationen, einem ausgedehnten Gelehrtennetzwerk sowie Verbindungen zu einflussreichen Persönlichkeiten auf der ganzen Welt und nicht zuletzt durch Humboldts imposante Selbst- und Fremddarstellung bei öffentlichen Auftritten, in seinen Werken und Gemälden fort. All diese Aspekte wurden von der Forschung der letzten Jahrzehnte ausgiebig betrachtet und bieten ein umfangreiches Gesamtbild, wie es nur selten von einem Naturforscher überliefert ist.⁴⁴ Humboldt der Experimentalwissenschaftler kommt darin allerdings nur wenig vor.

Betrachtet man die Darstellungen des alten Humboldts in seiner Berliner Studierstube, so scheint der Grund dafür offensichtlich. Hier wird nicht etwa der Laborwissenschaftler des 19. Jahrhunderts, sondern der spätaufklärerische Universalgelehrte mit dem ganzheitlichen Wissenschaftsanspruch gezeigt, den

42 Zum Laboratorium als wissenschaftssozialer Ort siehe Latour, Bruno & Woolgar, Steve: *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. 2. Auflage. New Jersey: Princeton University Press (1986); sowie Rheinberger, Hans-Jörg: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Göttingen: Wallstein 2001; Knorr-Cetina, Karin: *Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17:2 (1988). S. 85-101.

43 Vgl. Daston & Gallison: *Objectivity*. New York: Zone Books (2007). S. 115-191.

44 Hier sei nur exemplarisch auf die jüngsten Forschungsarbeiten und umfangreichen Editionsprojekte zu Humboldt verwiesen, etwa Ette, Ottmar (Hrsg.): *Alexander von Humboldt. Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler (2018); Lubrich, Oliver & Nehrich, Thomas (Hrsg.): *Alexander von Humboldt. Sämtliche Schriften (Aufsätze, Artikel, Essays)*. Berner Ausgabe. 10 Bände. München: dtv (2019), sowie die dazugehörigen, in Planung befindlichen Kommentarbände und die umfangreiche Online-Edition.

Humboldts Werke schon seit der *Versuche* auszeichnet.⁴⁵ Der hier dargestellte Privatgelehrte und sein Arbeitszimmer scheinen das Gegenteil der Experimentatoren in Liebig's Laboratorium (**Abb. 2**).⁴⁶



Abb. 2: Humboldts Arbeitszimmer

Das Arbeitszimmer beherbergt unzählige Bücher, ausgestopfte Vögel, Büsten antiker Gottheiten und Denker, ein Teleskop, Globen, Briefe, Karten, Messinstrumente – und Humboldt in seinem thronartigen Sessel. Es zeigt ein vielfach interessiertes Individuum in einem Privatraum, der Wissen aus allen Weltgegenden und Zeiten nach einem aufklärerisch-holistischen Ideal vereinigt und über Fachgrenzen hinweg denkt. Humboldts wissenschaftliche Wirklichkeit war weit weg von den sich etablierenden Standards der Experimentalwissenschaften des 19. Jahrhunderts. Trotzdem war er an dieser beteiligt und diente ihr schließlich auch als Inspiration.

⁴⁵ Vgl. Stöger: Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs. S. 269-283.

⁴⁶ Hildebrandt, Eduard: Arbeitszimmer des Alexander von Humboldt in Berlin, Oranienburger Str. 67. Quelle: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Arbeitszimmer_des_Alexander_von_Humboldt_in_Berlin,_Oranienburger_Str._67_\(Gem%C3%A4lde\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Arbeitszimmer_des_Alexander_von_Humboldt_in_Berlin,_Oranienburger_Str._67_(Gem%C3%A4lde).jpg) (zuletzt abgerufen am 14. November 2021).

Auch nach seiner Rückkehr aus Amerika beschäftigte sich Humboldt regelmäßig und intensiv mit chemischen, physikalischen und physiologischen Forschungsprojekten und teilte die Ergebnisse mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Zugleich blieb der Privatgelehrte seinem bereits in den *Versuchen* dargestellten wissenschaftlichen Selbstverständnis treu. Bis über seinen Tod hinaus verkörperte Humboldt in Selbst- und Fremddarstellung den leidenschaftlichen Naturforscher, der über Fachgrenzen hinweg durch geschicktes Experimentieren, kritische Reflexion und im Austausch mit anderen Experten, vor allem aber Wissenschaft ganzheitlich denkend komplexe Naturphänomene durch Versuche ergründet.

Die Versuchsbeschreibungen sind integriert in das Gesamtbild, das Humboldt von seinen Reisen und seiner Forschung vermitteln will. Wie schon bei den *Versuchen*, findet sich auch in den späteren Publikationen keine Aufteilung nach Fachdisziplinen. So sind beispielsweise die *Kosmos*-Vorlesungen nach Themenfeldern wie „Klimate der Erde“ oder „Der Aufbau des Erdinnern“ untergliedert, in denen wiederum geologische, physikalische, chemische oder biologische Aspekte angesprochen werden. Auch im *Kosmos* selbst verhält es sich nicht anders. Anstatt Einzelphänomene abzuhandeln, wird ein Wissensnetzwerk geschaffen, das durch Themenfelder gegliedert ist und um zahlreiche Messdaten und wissenschaftliche Kommentare erweitert wird.⁴⁷ So sind die chemischen, physikalischen und physiologischen Experimente zwar nicht mehr Mittelpunkt der Abhandlungen, aber doch ebenso Bestandteile der ganzheitlichen Naturbetrachtung wie die botanischen Studien und Höhenmessungen.

Daneben informierte Humboldt die wissenschaftliche Gemeinschaft in Vorträgen und in verlesenen Briefen an Wissenschaftsakademien regelmäßig über seine Forschungsergebnisse. Er publizierte außerdem auch im 19. Jahrhundert weiterhin in Fachzeitschriften, in denen er bereits in den 1790ern seine Entdeckungen veröffentlicht hatte, beispielsweise in den *Annalen der Physik und Chemie* oder den französischen *Annales de Chimie et de Physique*.⁴⁸ Der Publikationshöhepunkt fällt dabei in die 1820er und 1830er, wobei Humboldt viele Zeitschriftenaufsätze wiederverwertete, aktualisiert publizierte oder übersetzte.⁴⁹

47 Vgl. Werner, Petra: *Kosmos*. In: Alexander von Humboldt. Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hrsg. von Ottmar Ette. Stuttgart: Metzler (2018). S. 73-79, hier s. 79.

48 Vgl. Stöger: Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskonzept. S. 206-215. – Die *Annalen der Physik und Chemie* folgten Gilberts *Annalen der Physik* nach, die ihrerseits auf Grens *Journal der Physik* nach dessen Tod 1798 folgten.

49 Wobei Humboldts Artikel, wie die anderer Forscher, häufig auch ungefragt in Fachzeitschriften in Übersetzung oder Zusammenfassung wiederabgedruckt wurden. Zur komplexen Publikationspraxis Humboldts und seiner Werke hat jüngst Thomas Nehrlich eine ausführliche Beispielstudie veröffentlicht (vgl. Nehrlich, Thomas: *Alexander von Humboldt. Berlin 1830-1835. Eine Publikationsbiographie*. Bielefeld: Aisthesis Verlag (2021)).

Doch selbst diese kürzeren Texte sind vom Humboldtschen Wissensnetz geprägt, das die Vielschichtigkeit der Phänomene zu fassen versucht, anstatt sie disziplinar zu dekonstruieren.⁵⁰ So weisen die Erläuterungen häufig einen praktischen, transdisziplinären Anwendungsbezug auf, etwa wenn Humboldt über seine „Beobachtungen und Versuche, die Oxidierung des Bodens, als eine Hauptursache seiner Fruchtbarkeit betreffend“ oder „Ueber die Hauptursachen der Temperatur-Verschiedenheit auf dem Erdkörper“ schreibt.⁵¹ Sprachlich unterscheiden sich die Aufsätze von der Rhetorik der *Versuche*, ähneln aber denen der frühen experimentalwissenschaftlichen Artikel. So werden persönliche und unpersönliche Beschreibung bewusst genutzt, um allgemein gültige Beobachtungen und individuelle Eindrücke gleichermaßen präsentieren zu können. Die Erzählte Rede, die in den *Versuchen* dazu diente, den Leser oder Zuhörer von den epistemischen Tugenden des Autors zu überzeugen, findet sich dagegen kaum mehr. Humboldt hatte nichts mehr zu beweisen und suchte auch nicht mehr den Anschluss an die Naturwissenschaften, als er ihn bereits hatte.

Die Selbstbeschreibung des Autors als Naturforscher mit holistischem Wissenschaftsverständnis ist in den späteren Schriften indessen mindestens ebenso gegenwärtig wie in den frühen. Und sie hat sich auch, anders als die Wissenschaftskultur, die Humboldt zur Mitte des 19. Jahrhunderts umgab, kaum verändert. So schreibt der Privatgelehrte in der Einleitung zum ersten Band des *Kosmos*:

„Wenn durch äußere Lebensverhältnisse und durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen ich veranlaßt worden bin mich mehrere Jahre und scheinbar ausschließlich mit einzelnen Disciplinen: mit beschreibender Botanik, mit Geognosie, Chemie, astronomischen Ortsbestimmungen und Erdmagnetismus als Vorbereitung zu einer großen Reise Expedition zu beschäftigen; so war doch immer der eigentliche Zweck des Erlernens ein höherer. Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Bestre-

50 Vgl. Ette, Ottmar. Die Humboldtsche Wissenschaft. In: Alexander von Humboldt. Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hrsg. von Ottmar Ette. Stuttgart: Metzler (2018). S. 106-112.

51 Humboldt, Alexander von: Ueber die Hauptursachen der Temperatur-Verschiedenheit auf dem Erdkörper. In: Annalen der Physik und Chemie 11:1 (1827). S. 1-27; Humboldt, Alexander von: Beobachtungen und Versuche, die Oxidierung des Bodens, als eine Hauptursache seiner Fruchtbarkeit betreffend. In: Archiv der Teutschen Landwirthschaft 5:4 (1811). S. 289-313 – Dieser Text wurde mehrfach in deutscher sowie französischer Sprache publiziert. Humboldt passte den Inhalt dabei an die Leserschaft an und aktualisierte seine Messdaten (vgl. Bärtschi, Sarah & Wübben, Yvonne: Kommentare. Band I: 1789-1799. In: Zugänge zu Alexander von Humboldt. 750 Einführungen zu den *Sämtlichen Schriften* (1789-1859). Hrsg. von Oliver Lubrich und Thomas Nehrlich. Bielefeld: Aisthesis (2022). S. 202-203 [Vorab-Publikation. Vorläufige Fassung vom 28. März 2021].

ben die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufassen. Ich war durch den Umgang mit hochbegabten Männern früh zu der Einsicht gelangt, daß ohne den ernsten Hang nach der Kenntniß des Einzelnen alle große und allgemeine Weltanschauung nur ein Luftgebilde sein könne.“⁵²

Humboldt präsentiert hier gleichermaßen ein Forschungsprogramm wie eine Wissenschaftsidentität. Nicht durch Methodenstudium, sondern durch seine Lehrer, wichtige Vertreter der Spätaufklärung, hat der Autor sein Verständnis einer ganzheitlichen Naturwissenschaft entwickelt, ohne die Fachdisziplinen zu verleugnen, angetrieben von einer inneren Leidenschaft und unabhängig von den institutionellen Anforderungen oder fachspezifischen Vorgaben der Zeit. Humboldt plädiert nicht für eine holistisch-romantische Kulmination allen Wissens nach willkürlichen, spekulativen Kriterien und verallgemeinert auch nicht seinen eigenen Ansatz hin zu einer Wissenschaftsphilosophie.⁵³

Ihm war durchaus bewusst, dass die Entwicklung der Naturwissenschaften hin zu spezialisierten Fachkulturen bereits weit vorangeschritten war und noch weiter voranschreiten musste. Dennoch präsentiert der Privatgelehrte sich in seinem abschließenden, großen Lebenswerk, dem *Kosmos*, selbstbewusst inmitten der gewandelten Wissenschaftskultur. Er fordert nicht, dass spezialisierte Kollegen seinem Vorbild folgen, inszeniert sich aber implizit doch als Knotenpunkt des Wissensnetzwerks, dessen fruchtbare Resultate das fünfbandige Oeuvre bezeugt.⁵⁴ Als Überbleibsel aus der Aufklärung verortet sich Humboldt in den modernen Naturwissenschaften, nicht rückwärtsgewandt ein inzwischen aufgegebenes Wissenschaftlerideal zurücksehnd, aber durch seine Arbeit und vor allem durch seine Person an dessen Errungenschaften und die Idee eines ganzheitlichen Forschungsverständnisses erinnernd.

Die 7. Jahrestagung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte

Nicht nur in seinen Publikationen zeigt sich Humboldts Präsenz im Gefüge der deutschen Experimentalwissenschaften des 19. Jahrhunderts. Die Organisation der 7. Jahrestagung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte (GD-

52 Humboldt, Alexander von: *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*. Bd 1. Stuttgart und Tübingen: Cotta'scher Verlag (1845). S. V-VI.

53 Zur Ambiguität Humboldts zwischen Aufklärung und Romantik siehe Dettelbach, Michael: Alexander von Humboldt between Enlightenment and Romanticism. In: *Northeastern Naturalist* 8:1 (2001). S. 9-20.

54 Vgl. Werner: *Kosmos*. S. 73-79.

NÄ) ist ein weiteres, eindruckliches Beispiel dafür, wie Humboldt einerseits an den Fachdiskursen partizipierte, andererseits als Person hervortrat und damit die Experimentalwissenschaften förderte.

Die GDNÄ war 1822 von Lorenz Oken (1779-1851) in Leipzig gegründet worden, um die im deutschen Sprachraum zerstreuten Gelehrten zusammenzubringen und so die wissenschaftliche Gemeinschaft zu stärken. In jährlichen Konferenzen mit wechselndem Veranstaltungsort sollten Naturforscher die Gelegenheit erhalten, ihre Arbeiten präsentieren, wichtige methodische und inhaltliche Debatten führen und Verbindungen knüpfen zu können. Auch Sammlungsbesichtigungen sowie Besuche von Industrieanstalten und botanischen Gärten waren Teil des Programms. Ziel Okens war aber nicht nur, wissenschaftlichen Austausch anzuregen, sondern auch, eine gemeinsame, deutsche wissenschaftliche Identität zu schaffen.⁵⁵

Innerhalb weniger Jahre wurden die Konferenzen der GDNÄ zur wichtigsten naturwissenschaftlichen Zusammenkunft im deutschen Sprachraum.⁵⁶ Dass die Tagung 1828 von Humboldt kurz nach seiner Rückkehr aus Paris und dem großen Erfolg seiner *Kosmos*-Vorlesungen in Zusammenarbeit mit dem Zoologen Martin Hinrich Lichtenstein (1780-1857) in Berlin ausgerichtet wurde, war daher gleichermaßen ein Signal an den großen Gelehrten wie an die wissenschaftliche Gemeinschaft. Die preußische Stadt etablierte sich Dank der Universität allmählich als modernes Wissenschaftszentrum.⁵⁷ Es überrascht daher nicht, dass sie auf der Vorjahrestagung in München zum nächsten Veranstaltungsort gewählt wurde. Mit Humboldt und Lichtenstein, der Professor an der Universität war, hatte die Tagung gleichermaßen einen politisch einflussreichen und berühmten wie einen an den universitären Institutionen verorteten Vertreter. Die Berliner Tagung erwies sich auf Grund der prominenten Gästeliste sowie der zahlreichen Aktivitäten, die die Vorträge und Diskussionen umgaben, als ein wissenschaftliches Highlight des Jahres und in Humboldts Karriere.⁵⁸ Gleichsam illustriert die Veranstaltung die Wahrnehmung des Privatgelehrten als Idealbild der deutschen Naturwissenschaften seitens der wissenschaftlichen

55 Vgl. Richards, Robert J.: *The Tragic Sense of Life. Ernst Haeckel and the Struggle over Evolutionary Thought*. Chicago: University of Chicago Press (2008). S. 94.

56 Korneffel, Peter: *Conference – The Medal*. In: Wilhelm and Alexander von Humboldt. Berlin *Cosmos*. Hrsg. von Paul Spies, Ute Tintemann & Jan Mende. Köln: Wienand (2020). S. 167-169, hier S. 167.

57 Zur Geschichte der Humboldt-Universität und ihrer Rolle in der Ausdifferenzierung der Fachdisziplinen im 19. Jahrhundert siehe Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): *Geschichte der Universität Unter den Linden 1810-2010*. Bd. 4 *Genese der Disziplinen. Die Konstitution der Universität*. Berlin: Akademie Verlag (2010).

58 Korneffel: *Conference – The Medal*. S. 167.

Gemeinschaft. Diese strebte nicht danach, wie Humboldt zu sein, stilisierte ihn aber zum Symbol des deutschen Naturwissenschaftlers.

Erstmals in der jungen Geschichte der GDNÄ-Zusammenkünfte wurde im Anschluss an die Veranstaltung ein ausführlicher Tagungsbericht mit Teilnehmerliste, Vortragstiteln und Schilderungen zu den Aktivitäten öffentlich gemacht.⁵⁹ Dieses Vorgehen wurde auch bei den nachfolgenden Tagungen fortgesetzt. Darüber hinaus beschreiben Humboldt und Lichtenstein in ihrem Bericht minutiös die Vorbereitungen der Tagung, da, wie es im Vorwort heißt, „viele [...] auch gewünscht [hatten], näher zu erfahren, in welcher Weise und Ordnung die vorbereiteten Anstalten getroffen seien, weil Solches für die Folge, vornehmlich in dem Fall, daß etwa die Versammlung einmal wieder an einem so großen und volkreichen Ort Statt finde, von Nutzen sein könnte.“⁶⁰ Der Bericht legt nicht nur detailliert die logistischen Herausforderungen dar, denen sich die Organisatoren zu stellen hatten, sondern auch die politische Dimension der Veranstaltung, bezeugt durch die abgedruckten Verkündigungen des Königs sowie des Ministers der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Karl Sigismund Franz Freiherr vom Stein zum Altenstein (1770-1840). So wurden die Professoren der preußischen Universitäten, darunter auch der Physiker Henrik Steffens (1773-1845) und der Mediziner Christian Gottfried Daniel Nees von Esenbeck (1776-1858), zur Teilnahme an der Tagung abgestellt – wenigstens mit Aussicht auf Reisekostenunterstützung – während Forscher aus anderen deutschen Ländern offiziell eingeladen wurden, für die Großveranstaltung einzureisen.⁶¹ Selbst ein polizeilicher Erlass wurde für die ausländischen, das heißt, nicht-preußischen Teilnehmer erwirkt, der es ihnen erlaubte, ohne umständliche Meldung im Fremden-Bureau die Veranstaltungsorte frei besuchen zu können.⁶² Um die 460 Mitglieder erschienen zu der Tagung, darunter 195 Berliner.⁶³

Unter den Beiträgern waren auch Hans Christian Ørsted (1777-1851), der „in einem freien Vortrage Bemerkungen zu der von ihm aufgestellten Theorie des

59 Humboldt, Alexander von & Lichtenstein, Martin Hinrich: Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Berlin im September 1828. Nebst einer lithographirten Sammlung eigenhändiger Namenszüge der Theilnehmer. Berlin: Trautwein (1829).

60 Humboldt & Lichtenstein: Amtlicher Bericht. S. IV.

61 Humboldt & Lichtenstein: Amtlicher Bericht. S. 3.

62 Humboldt & Lichtenstein: Amtlicher Bericht. S. 10-11.

63 Wie die Ausrichtenden in ihrem Bericht schreiben, gab es Fluktuationen bei den Anwesenden und nicht alle Teilnehmer trugen sich in die Anwesenheitslisten ein. Auf Grund der politischen Lage war es außerdem einigen nicht möglich, offiziell an der Veranstaltung teilzunehmen, sodass die tatsächliche Zahl der Teilnehmenden vermutlich etwas höher war. Vgl. Humboldt & Lichtenstein: Amtlicher Bericht. S. 17.

electro-magnetischen Processes“⁶⁴ teilte. Ørsted war ein enger Freund Johann Wilhelm Ritters gewesen und hatte dessen Galvanische Experimente nicht nur gespannt verfolgt, sondern sie auch vergeblich in Paris zu Bekanntheit zu bringen versucht.⁶⁵ Ihn dürfte Humboldts eigener Vortrag zur „galvanischen Wirkung bei der Unterbindung der Nerven, nach seinen neuesten in Paris bekannt gemachten Entdeckungen“ besonders interessiert haben.⁶⁶ Kaum überraschend beschränkte sich Humboldt aber nicht nur auf einen physiologischen Beitrag, sondern eröffnete außerdem die geognostisch-mineralogische Sektion.⁶⁷

Wie bereits erwähnt, war die Übertragung der Tagungsorganisation an Humboldt auch mit Hinblick auf seine Übersiedelung von Paris nach Berlin 1827 verbunden. Insbesondere für die erstarkenden deutschen Experimentalwissenschaften war das ein wichtiges Zeichen, nicht mehr länger hinter den französischen zurückzustehen. Humboldt, der sich dort aufhielt, wo die Wissenschaft blühte, sorgte mit seiner Rückkehr nicht nur dafür, dass dies in Berlin der Fall war, man konnte sie auch so deuten, dass Berlin – und damit Deutschland allgemein – das Niveau erreicht hatte, das nötig war, um den großen Gelehrten überhaupt erst zurückzulocken.⁶⁸

Diese Vorstellung hegten auch Teilnehmer der Jahrestagung in Berlin. So verkündete der Münchner Botaniker Carl Friedrich Philipp von Martius (1794-1868) zum Abschluss der Tagung in einer spontanen Dankesrede an die Organisatoren, an Humboldt gerichtet:

„Ewig theuer und unvergeßlich wird uns Allen die Erinnerung an den feierlichen Augenblick sein, da Deutschlands vereinte Naturforscher, den Hohenpriester ihrer Wissenschaft an ihrer Spitze, persönlich jenen belehrenden, mächtig erhebenden, hinreißend ergreifenden Einfluß übersahen, wodurch er bisher vom Nachbarlande aus wie das Licht in die Ferne, auf jeden Einzelnen wohlthätig wirksam, Alle erleuchtet und erwärmt hat.“⁶⁹

Auch Humboldt entging diese ihm zugeschriebene Rolle des Lichtbringers der Naturwissenschaften nicht. So kommentiert er in der Eröffnungsrede auf die für ihn typisch bescheiden-spitze Weise:

64 Humboldt & Lichtenstein: Amtlicher Bericht. S. 17.

65 Vgl. Stöger: Epistemische Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs. S. 504-507.

66 Humboldt & Lichtenstein: Amtlicher Bericht. S. 41.

67 Humboldt & Lichtenstein: Amtlicher Bericht. S. 32.

68 Freilich waren es vor allem ökonomische Gründe und der Druck seitens der preußischen Regierung, die Humboldt zu einer Rückkehr nach Berlin bewegten (vgl. Ette, Ottmar: Ein Leben in Bewegung. In: Alexander von Humboldt. Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hrsg. von Ottmar Ette. Stuttgart: Metzler (2018). S. 10-19, hier S. 15).

69 Humboldt & Lichtenstein: Amtlicher Bericht. S. 30.

„Sie haben meine Rückkunft gleichsam begrüßen wollen, um durch die heiligen Bande des Dankgefühls mich länger und inniger an das gemeinsame Vaterland zu fesseln. Was aber kann das Bild dieses gemeinsamen Vaterlandes erfreulicher vor die Seele stellen, als die Versammlung, die wir heute zum ersten Male in unsern Mauern empfangen.“⁷⁰

Er fährt fort, die wissenschaftlichen Geistesgrößen Deutschlands hervorzuheben, von denen nicht wenige persönliche Freunde oder ehemalige Lehrer waren, darunter etwa Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832), Thomas Samuel Soemmerring (1755-1830) und Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840). Zugleich aber verweist er auf das Ziel der Tagung, die wissenschaftliche Gemeinschaft und die von ihr vertretenen Werte zu stärken: „Der Hauptzweck dieser Gesellschaft ist die persönliche Annäherung derer, welche dasselbe Feld der Wissenschaft bearbeiten; [...] die Gründung freundschaftlicher Verhältnisse, welche den Wissenschaften Licht, dem Leben heitre Anmuth, den Sitten Duldsamkeit und Milde gewähren.“⁷¹

Humboldt wird Teil des identitätsstiftenden Moments, das die Tagung bieten soll und ist sich dieser Rolle in seiner Rede bewusst. Seine Beteiligung an und Funktion bei der Jahrestagung der GDNÄ illustriert seine Position innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft: Er war Organisator und Vermittler, dessen politische Verbindungen sich in der Unterstützung seitens der Krone und der Regierung widerspiegeln. Zugleich war er Vortragender, Sektionsvorsitzender und Teilnehmer, ein Mitglied der wissenschaftlichen Gemeinschaft, das mit anderen im Austausch stand und von diesen anerkannt wurde. Schließlich war er Datensammler und Dokumentierender, der im akribischen Bericht der Jahrestagung – wie in seinen sonstigen Publikationen – seine Methoden transparent machte, die Ausmaße der Veranstaltung und ihre Inhalte festhielt und sie mit der Allgemeinheit teilte. Und nicht zuletzt war er Sinnbild wissenschaftlicher Zusammenkunft, bereits überlebensgroß stilisiertes Ideal der wissenschaftlichen Gemeinschaft, die bei allen sich weiter ausdifferenzierenden fachlichen Unterschieden den Privatgelehrten als vereinigendes Element betrachtete.

Humboldts experimentalwissenschaftliche Arbeiten spielten im 19. Jahrhundert inhaltlich für die wissenschaftliche Gemeinschaft eine weniger große Bedeutung als seine Galvanismusstudien um 1800, dafür nahm seine Rolle als Idealbild zu und wandelte sich. Hatten die Rezensenten der *Versuche* Humboldt noch zum Vorbild für zukünftige Generationen von Naturforschern ausgerufen, betrachteten ihn die Vertreter der wissenschaftlichen Gemeinschaft nun mehr als Wissenschaftsorganisator und -unterstützer, als metaphorischen Lichtbrin-

70 Humboldt: Eröffnungsrede. In: Amtlicher Bericht. S. 15.

71 Humboldt: Eröffnungsrede. In: Amtlicher Bericht. S. 15.

ger, der eine wissenschaftliche Persona verkörperte, die wie ein Echo vergangener Ideale inspirierte, ohne von der fortschreitenden Entwicklung der Naturwissenschaften betroffen zu sein.

Humboldt und die dunkle Phase deutscher Naturwissenschaft

Nicht nur Humboldts Reisen, sein riesiges Gelehrtennetzwerk und der *Kosmos* prägten das Andenken an den großen Gelehrten nach seinem Tod, auch seine experimentalwissenschaftliche Forschung, insbesondere die *Versuche* und das darin entworfene Bild des Experimentators spielten in der posthumen Rezeption des Privatgelehrten eine zentrale Rolle. Im wissenschaftshistorischen Narrativ des späten 19. Jahrhunderts setzte sich der Topos von Licht und Schatten in den deutschen Naturwissenschaften fort. Humboldt wird dabei häufig als das Genie inszeniert, das eine Brücke schlägt zwischen den Erkenntniskonzepten der Spätaufklärung bzw. der frühen empirischen Naturforschung und der naturwissenschaftlichen Gegenwart des 19. Jahrhunderts und damit den dunklen Abgrund der spekulativen Naturphilosophie zu Beginn des Jahrhunderts zu überwinden hilft.⁷²

Besonders deutlich wird dieses Narrativ in den wissenschaftshistorischen Darstellungen Emil Du Bois-Reymonds (1818-1896), seinerseits „einer der hervorragendsten Führer der Naturwissenschaft“,⁷³ Professor für Physiologie und zweimaliger Rektor der Berliner Universität. Du Bois-Reymond beschäftigte sich ebenfalls mit Tierischer Elektrizität und half, Galvanis Theorie von der organischen Elektrizität Jahrzehnte nach dessen Tod durch empirische Messungen schließlich zweifelsfrei nachzuweisen.⁷⁴ Darüber hinaus war er an mehreren Grundsatzdebatten um wissenschaftliche Methodologie beteiligt und trat durch seine Reden hervor, in denen er ein distinktes Bild von der Entwicklung der deutschen Naturwissenschaften im 18. und 19. Jahrhundert zeichnet.⁷⁵ Die-

72 Zur allgemeinen Rezeption Humboldts, insbesondere mit Blick auf die Popularisierung der Naturwissenschaften, siehe Daum, Andreas: Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und deutsche Öffentlichkeit, 1848-1914. München: Oldenbourg (1998). Kap. 3.3.

73 Anon: Emil Du Bois-Reymond. In: Die Gartenlaube 4 (1896). Du Bois-Reymond war nicht nur ein einflussreicher Naturwissenschaftler, sondern auch ein Freund Humboldts, der ein „besondere[r] Förderer[] des jungen Gelehrten“ war (Schwarz, Ingo: Berlin im Spiegel von Humboldts Adressbuch. In: Alexander von Humboldt. Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hrsg. von Ottmar Ette. Stuttgart: Metzler (2018). S. 272-275, hier S. 272).

74 Vgl. Finkelstein, Gabriel: Matteucci and du Bois-Reymond: a bitter rivalry. In: Archives Italiennes de Biologie 149 (2011). S. 29-37.

75 Zu Du Bois-Reymonds Wissenschaftsverständnis und seinem Einfluss in der deutschen Forschungslandschaft des späten 19. Jahrhunderts liegen zahlreiche Studien vor. Siehe unter anderem Finkelstein, Gabriel: Emil du Bois-Reymond: Neuroscience, Self, and Society

se Darstellung verbindet er in der Rede *Die Humboldt-Denkmäler* 1883 mit der Biographie Alexander von Humboldts zu einer Kulturgeschichte der deutschen Naturwissenschaften. Humboldts frühe Galvanismusstudien fallen ans Ende der edlen Antike der Naturforschung der Spätaufklärung, der eine dem Topos des dunklen Mittelalters entsprechende Phase folgt, die von naturphilosophischer Spekulation und romantischen Fantasien geprägt war und die die empirische Naturforschung bedrohte:

„Fast auf allen Punkten hatte die naturphilosophische Speculation Boden gewonnen, und in fast allen Universitäten wurden ihre Hirngespinnste sowohl von Philosophen von Fach, wie von Naturforschern und Aerzten als bare Weisheit verkündet, und von einer irregeleiteten Jugend begierig aufgenommen. GOETHE's falsche Theorien und Maximen, durch seinen Dichterruhm getragen, steigerten die Verwirrung. Die Napoleonischen Kriege schadenen der deutschen Wissenschaft nicht nur durch äussere Gewalt, sondern auch durch die mit der nationalen Erhebung verflochtene christlich-romantische Reaction gegen den hellenischen Classicismus der vorangegangenen Periode.“

„Um das Maass der Verheerungen zu geben, welche die Naturphilosophie in deutschen Köpfen anrichtete, genügen zwei Beispiele. Der genialste deutsche Physiker aus dem Anfange des Jahrhunderts, der Erfinder der neuerlich in Frankreich als Accumulatoren technisch verwertheten secundären Säulen, JOHANN WILHELM RITTER, ging dadurch unter, und noch in den zwanziger Jahren entging der genialste deutsche Physiologe, JOHANNES MUELLER, mit Mühe derselben Gefahr.“⁷⁶

Du Bois-Reymond verankert die schädliche Naturphilosophie nicht nur auf der Ebene der Entdeckungen und Forschung, sondern knüpft sie an persönliche Schicksale. Das finstere Kapitel deutscher Naturphilosophie überdeckte die Errungenschaften der Spätaufklärung, deren klassizistische Ideale sie zur Antike der Naturwissenschaften macht. Humboldt, der von den Geistesgrößen die-

in Nineteenth-Century Germany. Cambridge: The MIT Press (2013); sowie Veit-Brause, Irmline: The making of modern scientific personae: the scientist as a moral person? Emil Du Bois-Reymond and his friends. In: History of the Human Sciences 15:4 (2002). S. 19-49; und Daum: Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Kap. 7.5. Zu du Bois-Reymonds Beteiligung am Ignorabimus-Streit siehe Bayertz, Kurt, Gerhard, Myriam & Jaeschke, Walter (Hrsg.): Weltanschauung, Philosophie und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert. Der Ignorabimus-Streit. Hamburg: Meiner (2007).

76 Du Bois-Reymond, Emil: Die Humboldt-Denkmäler. Rede am 3. August 1883 in der Aula der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten von dem zeitigen Rector Emil Du Bois-Reymond. Berlin: Buchdruckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften (1883). S. 26.

ser ‚Antike‘ unterrichtet wurde und ihre Ideale verinnerlicht hat, trägt sie durch das finstere Mittelalter der Naturphilosophie in die jüngst erstrahlende Neuzeit der Naturwissenschaften:

„In die Zeit, wo in Deutschland jene verhängnisvolle Wandlung geschah, wo aesthetische Weltanschauung und übermüthige Speculation sich gegenseitig bekränzten, und die verständige Empirie als Aschenbrödel in die Ecke drückten, in diese Zeit fiel ALEXANDER’s von HUMBOLDT Jugend, und ein wunderbarer Jüngling muss er gewesen sein. Uebersprudelnd von Gedanken, und doch von Thatendurst entbrannt; „gleich einem Dichter beredt und begeistert“, und doch dem Naturerkennen mit allen Sinnen hingegeben; sein Wissen schon damals ein Spiegelbild des Kosmos, und doch unermüdlich im eigenen Anschauen und Erfahren [...].“

„Er erschien, als WILDENOW’s, GEORG FORSTER’s und LEOPOLD’S von Buch Freund, als Schüler BLUMENBACH’s, LICHTENBERG’s und WERNER’s, schon durch kleinere Schriften bekannt, in denen seine emsige Vielseitigkeit sich früh offenbarte [...]. Wofür interessirte er sich nicht und was fasste er nicht an? [...] GALVANI’S Entdeckung regte seit Kurzem Naturforscher und Aerzte zu leidenschaftlicher Theilnahme auf. ‚Im Herbste 1792 in Wien damit bekannt geworden, hatte HUMBOLDT, als Bergmann, als Physiker, als Botaniker Deutschland nach allen Richtungen durchschneidend, ‚auf öden und entlegenen Gebirgen umherziehend, die ihn oft von allem litterarischen Verkehr abschnitten‘, schon den Entwurf seiner Tropenreise in sich bewegend, doch Zeit gefunden, Tausende der feinsten Reizversuche anzustellen. Sogar zu Pferde verliess ihn, neben Hammer, Lupe und Compass ‚der GALVANI’sche Apparat, ein Paar Metallstäbe, Pincetten, Glastafeln und anatomische Messer, nie [...].“⁷⁷

Du Bois-Reymond zitiert Humboldts Selbstbeschreibung aus der Einleitung zum ersten Band der *Versuche* und trägt damit das Bild, das dieser fast 90 Jahre zuvor von sich selbst entworfen hatte, in die Gegenwart der institutionalisierten Wissenschaften in der Aula der Berliner Universität. Der fleißige, leidenschaftliche Forscher, der zu Pferde galvanische Experimente durchführt, steht dem akribischen, unermüdlichen Forscher und Lehrenden gegenüber, der seine Tätigkeit in den Hörsaal und das Laboratorium verlegt hat.

Wichtiger noch, Humboldt gelang es, laut Du Bois-Reymond, Frevler wie Goethe für die empirischen Naturwissenschaften zu begeistern: „Was ihm nahe kam, musste Froschschenkel-Versuche mit anstellen, und nicht nur seinen Bru-

77 Du Bois-Reymond: Die Humboldt-Denkmäler. S. 16.

der, auch ‚Hrn. von GOETHE‘ führt er gelegentlich als Zeugen an.⁷⁸ Humboldt wird nicht als aggressiver Gegner Goethes oder der Naturphilosophie beschrieben, sondern als jemand, der frei vom Drang zu spekulieren seine Umwelt zum wissenschaftlichen Denken anregt. Auch nach seiner Rückkehr aus Amerika, so Du Bois-Reymond, inspirierte Humboldt die wissenschaftliche Gemeinschaft und wurde zu einer ihrer Leitfiguren:

„Von unlöschbarer Begeisterung für die Wissenschaft fort und fort entbrannt; in unbegrenzter Hingebung für die Idee auf häusliches Glück verzichtend; Schaaren von Gelehrten und Künstlern in das Getriebe seiner Tätigkeit ziehend und ihr Talent geschickt für seine Zwecke verwerthend; zwar nicht vom Katheder lehrend, aber unter der Jugend durch Beispiel zündend und durch Ermunterung fortwirkend: war er damals in Paris, wie später in Berlin, eine centrale Gestalt, von der nach allen Seiten Wirkungen ausstrahlten, und in welcher zahllose Fäden zusammenliefen.“⁷⁹

Hier steht ebenfalls nicht etwa die Beschreibung der Tätigkeit, sondern die der Person im Mittelpunkt. Humboldt betreibt keine Wissenschaft, er *ist* Wissenschaftler. Auf „häusliches Glück verzichtend“, widmete er sich ganz seiner Aufgabe, Wissen und Wissende zusammen zu bringen. Lobte ihn von Martius noch als „Hohepriester der Wissenschaft“, stilisierte ihn Du Bois-Reymond zum Schöpfergott der Wissenschaften: In Paris, „wo er, oft nur mit einem wenige Bogen langen Aufsätze, neue Disciplinen schuf“,⁸⁰ rettete Humboldt das „Ansehen der deutschen Wissenschaft“.⁸¹ Er überwinterte dort während des dunklen Kapitels der Naturphilosophie, fernab von romantischer Spekulation, ehe er in die inzwischen etablierte Forschungs- und Bildungslandschaft nach Berlin zurückkehrte, die sich nun rein und ernst nur noch mit experimentellen Erkenntnismethoden an die Erschließung der Natur machte.

Du Bois-Reymond reflektiert zwar auch den Umstand, dass Humboldts Wissenschaftskonzept und Selbstverständnis nicht mehr dem Zeitgeist entsprechen. Das ist aber auch nicht notwendig, denn Humboldts wissenschaftliche Persona

78 Du Bois-Reymond: Die Humboldt-Denkmäler. S. 16-17.

79 Du Bois-Reymond: Die Humboldt-Denkmäler. S. 24. Es ist bemerkenswert, dass in einer späteren Fassung der Rede in Du Bois-Reymonds *Gesammelten Reden* die Beschreibung von Humboldts Ermunterung der Jugend um „wovon LIEBIG, DUMAS, LEJEUNE - DIRICHLET, LEPSIUS zeugen“ ergänzt wurde. Hier werden namhafte zeitgenössische Naturwissenschaftler als Zeugen und Fürsprecher aufgeführt. Vgl. Du Bois-Reymond, Emil: Die Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität. In: Du Bois-Reymond, Emil: Reden von Emil Du Bois-Reymond. Bd. 1 Litteratur – Philosophie - Zeitgeschichte. Leipzig: Veit & Comp. (1886). S. 480-517, hier S. 499.

80 Du Bois-Reymond: Die Humboldt-Denkmäler. S. 24.

81 Du Bois-Reymond: Die Humboldt-Denkmäler. S. 26.

dient als Inspiration, die die gegenwärtigen Experimentalwissenschaften in ihren historischen wie ideellen Wurzeln verankert. Sie wird zum metaphorischen Standbild, dem nun ein physisches gewidmet wird:

„Das von ihm angestrebte Zusammenfassen des Weltganzen in künstlerisch-harmonischer Gestalt, die in ihm verwirklichte Verbindung des Idealen mit dem Realen, des Dichters mit dem Naturforscher, machten ihn für die Deutschen, [...] zum repräsentativen Mann der Naturforschung, und jenes Marmorbild wurde, unter beifälliger Theilnahme der ganzen Culturmenschheit, von der deutschen Nation ALEXANDER VON HUMBOLDT als Personification der neuen Phase ihres eigenen Genius errichtet, die ihr durch ihn zum Bewusst sein kam.“⁸²

Humboldt wird zum Katalysator der modernen Naturwissenschaften, aufbauend auf seinen frühesten Selbstdarstellungen und verankert in einer Wissenschaftskultur, aus der er seit seiner Rückkehr aus Amerika als gut vernetzter Fremdkörper bis zu seinem Lebensende herausragte.

Zahlreiche posthum erschienene Beschreibungen Humboldts folgten Du Bois-Reymonds Charakterisierung und verschlagworteten den Privatgelehrten als „de[n] größte[n] naturforschende[n] Reisende[n] aller Zeiten und dem entsprechenden Meister in der Physik der Erde; anbei als vielseitigste[n] Gelehrte[n] und hochgestellte[n] Gönner jeder Wissenschaft von Mit- und Nachwelt gern als Hauptvertreter deutscher Geistesrichtung im 19. Jahrhundert gefeiert“.⁸³ Einige Allgemeinwerke sehen Humboldt unter den Begründern der modernen Naturwissenschaften, so etwa Binders *Allgemeine Realencyclopädie*, die ihn mit Galvani, Lichtenberg, Volta, Pfaff, Ritter, Gmelin, Berzelius und anderen in eine Reihe stellt.⁸⁴ Dabei werden auch immer wieder Humboldts frühe Publikationen und das darin vermittelte Bild des Experimentators aufgegriffen. In *Meyers Conversationslexikon* heißt es: „Schon die ersten Arbeiten, welche H. lieferte, geben Zeugnis von seiner großen wissenschaftlichen Befähigung.“ Auch hier ist vom „Abgrund, in welchen später die sogen. Naturphilosophie versank“ die Rede, vor dem aber Humboldts „Geist der Spezialforschung“ ihn bewahrte:

„Wir sehen ihn beschäftigt mit gründlichen Experimenten, welche ihn notwendig auf die Bahn der exakten Wissenschaften leiten mußten. Auf so vielen und

82 Du Bois-Reymond: Die Humboldt-Denkmäler. S. 511.

83 [Art.] Humboldt. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 13 Holstein – Jesup. Leipzig: Duncker & Humblot (1881). S. 358-383, hier S. 358.

84 [Art.] Physik. In: Allgemeine Realencyclopädie oder Conversationslexicon für das katholische Deutschland. Bd. 8 Patriarch – Samarkand. Hrsg. Von Wilhelm Binder. Regensburg: Verlag von Georg Joseph Manz (1848). S. 222-223.

verschiedenen Gebieten führten ihn seine ersten Forschungen zu bedeutsamen Resultaten, daß die Annahme berechtigt erscheint, er würde auch im Bergwesen, als Chemiker, Physiker oder Physiologe Hervorragendes geleistet haben, wenn er sich einer dieser Wissenschaften ausschließlich gewidmet hätte.⁸⁵

Deutlicher als Du Bois-Reymond reflektiert dieser Artikel 20 Jahre nach Humboldts Tod allerdings seine Außenseiterposition innerhalb der Naturwissenschaften und die Schwierigkeit, um dieses Urgestein der Naturforschung im reißenden Fluss wissenschaftlicher Entwicklung herum zu navigieren:

„Seine Autorität war so groß, daß sie sogar in mancher Beziehung die Entwicklung reformierender Ansichten auf verschiedenen Gebieten eine Zeit hindurch verhindert hat. Dies gilt besonders für die Geologie, welche sich bald in entschiedenem Gegensatz zu den im „Kosmos“ vorgetragenen Ideen entwickelte, wie denn dieses Werk heute hauptsächlich noch als Denkmal eines universalen Geistes Bedeutung hat, auf den einzelnen Gebieten aber fast nach jeder Richtung veraltet ist.“⁸⁶

„Humboldts Bedeutung“, erläutert der Artikel weiter, „liegt gerade darin, daß er nicht einer einzelnen Disziplin, nicht der Naturwissenschaft allein, sondern der gesamten Förderung der Menschheit diene.“⁸⁷ Als Symbolfigur, nicht als Partizipierender, bleibt Humboldt im 19. Jahrhundert als Retter oder wenigstens Unterstützer der modernen Naturwissenschaften im Gedächtnis. Die Problematisierung seiner Stellung in Bezug auf die Entwicklung der Fachdisziplinen geht in der überschwänglichen Beschreibung seiner Bedeutung dagegen leicht unter. Humboldt wurde zu einer wissenschaftlichen Persona stilisiert, die parallel zur Wirklichkeit des Wissenschaftsbetriebs existierte und diesen nicht etwa auf einer inhaltlichen oder methodologischen, sondern auf einer wissenschaftskulturellen Ebene beeinflusste. Er wurde zu einem Ideal, das es nicht zu erreichen, aber zu bewundern und zu verehren galt.

3. Fazit

Humboldts Rolle für die Experimentalwissenschaften vor seiner Amerikareise, aber insbesondere danach wird sowohl von der Forschung als auch von der allgemeinen Rezeption häufig übersehen oder nur als pflichtschuldiger Zusatz

85 [Art.] Humboldt. In: Meyers Konversationslexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens. Bd. 8 Hainleite - Iriarte. 4. Auflage. Leipzig & Wien: Bibliographisches Institut (1890). S. 788-790, hier S. 789.

86 [Art.] Humboldt. In: Meyers Konversationslexikon. S. 789.

87 [Art.] Humboldt. In: Meyers Konversationslexikon. S. 789.

gedeutet, um das Prädikat ganzheitliche Naturwissenschaft zu erfüllen. Dabei konnte dieser Beitrag zeigen, dass sowohl seine Forschung an sich, als auch das Selbstbild, das Humboldt dabei präsentierte, eine wichtige Rolle spielten in der Rezeption der Naturwissenschaften des späten 18. und der wissenschaftlichen Identitätsstiftung des 19. Jahrhunderts.

Die Vorbildfunktion und Idealisierung, die Humboldt allgemein im 19. Jahrhundert erfuhr, erhält mit Blick auf die Naturwissenschaften eine zusätzliche Dimension. Denn während er sich als Wissenschaftspopularisator oder auch als Vertreter der Umweltwissenschaften verhältnismäßig harmonisch in die Gegebenheiten integrierte, widersprach sein Auftreten den sich rasch weiterentwickelnden Fachkulturen der Physik, Chemie und Physiologie. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts war in der wissenschaftlichen Lebenswirklichkeit im Labor und im Hörsaal kaum Platz mehr für den Privatgelehrten, der über Fachgrenzen hinaus Phänomene in ihrer Ganzheitlichkeit erfassen wollte. Dennoch blieb Humboldt eine wichtige Leitfigur, ein personifiziertes wissenschaftliches Ideal einer vergangenen Zeit, das den aufklärerischen Gedanken der Erforschung der Natur über die rasche Entwicklung innerhalb der sich weiter ausdifferenzierenden Disziplinen bewahrte.

Die oben aufgeführten Beispiele geben eine Antwort auf die Frage, wieso Humboldt damals – und auch heute noch – als Persona, Leitbild oder Ideal so wirkungsvoll war, obwohl die Lebenswirklichkeit derer, die ihn als solches aufführten, weit von dem entfernt war, was sie in ihm zu idealisieren versuchten. Einerseits besaß Humboldt die Fähigkeit, mit rhetorischen Mitteln nicht nur von ihm besuchte Orte, sondern auch den Akt des Forschens und, mehr noch, das Ich des Naturforschers überzeugend und erlebbar zu machen. Damit verlebendigte er seine wissenschaftliche Identität vor dem inneren Auge der Lesenden. Auch heute noch fällt es uns bei einer so fremdartigen Lektüre wie der der Galvanismusversuche an vielen Stellen nicht schwer, Humboldt als Experimentator zu erkennen, auch wenn wir den technischen Inhalten nichts mehr abgewinnen können. Andererseits verband der Autor überzeugend damals wie heute anerkannte epistemische Tugenden wie Leidenschaft, Fleiß, kritisches Denken und Originalität glaubhaft mit einer persönlichen Motivation, die Natur als Ganzes begreifen zu wollen. Diese Aspekte finden leicht Zustimmung. Aber indem sie glaubhaft an Humboldts Person geknüpft sind und mit dieser verlebendigt werden, erscheint er trotz allem Ideal ebenso real, fassbar und damit inspirierend.

Bildnachweise

Abb. 1: Trautschold, Wilhelm: Justus von Liebig's Doktoranten in seinem Gießener Labor, um 1841. Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Justus_von_Liebig's_Labor,_1840.jpg (zuletzt aufgerufen am 14. November 2021).

Abb. 2: Hildebrandt, Eduard: Arbeitszimmer des Alexander von Humboldt in Berlin, Oranienburger Str. 67. Quelle: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Arbeitszimmer_des_Alexander_von_Humboldt_in_Berlin,_Oranienburger_Str._67_\(Gem%C3%A4lde\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Arbeitszimmer_des_Alexander_von_Humboldt_in_Berlin,_Oranienburger_Str._67_(Gem%C3%A4lde).jpg) (zuletzt abgerufen am 14. November 2021).

Emanzipation – Assimilation – Integration – Abgrenzung

Reflexionen zum christlich-jüdischen Verhältnis

in der Berliner Klassik

VON HAZEL ROSENSTRAUCH

1. Berlin als weltoffene Stadt

Vor mir liegt der 27. Band des 2021 erschienenen (mittlerweile abgewickelten) Projekts zur „Berliner Klassik“ mit dem Titel „Jüdische und christliche Intellektuelle in Berlin um 1800“¹. Darin werden Ergebnisse eines Kongresses zusammengefasst, der 2016 stattgefunden hat. Da es um fast 250 Jahre alte Geschichten geht, spielt die kleine Verzögerung keine große Rolle. Die Protagonisten, über deren mehr und weniger innige Beziehungen erzählt wird, haben gewaltige Umbrüche erlebt – und reflektiert. Ein König war geköpft worden, Landesherren verloren ihre Allmacht, Kritik war ein wichtiges Schlagwort in den neu entstehenden Zeitschriften und Pamphleten und „den eigenen Verstand nutzen“ zur revolutionären Parole geworden. Die gesamte gewohnte Ordnung stand zur Disposition und wurde in Briefen und Büchern diskutiert. Bücher und Lesefähigkeit verbreiteten sich so rasant, dass vor den Gefahren dieses neuen Mediums in etlichen Pamphleten gewarnt wurde. Auch in Berlin gab es, wie in Wien, Paris oder auch Leipzig, öffentliche Konzerte und Vorträge, zu denen sogar Frauen zugelassen waren, Reisen waren nicht mehr das Privileg von Adelligen, Reisende und Übersetzungen brachten fremde Welten in deutschsprachige Lande.

Auch wenn viele der damals heftig diskutierten Ideen noch lange fromme Wünsche blieben, so lagern doch die Vorstellungen von Freiheit, Recht und Gleichheit, Individualismus und Schönheit, Sinnlichkeit und Emanzipation trotz aller Dekonstruktion und Desillusionierung bis heute in aufgeklärten Köpfen. Viele der Ideen und Sitten, die im Berlin um 1780 neu erfunden wurden, wirken bis ins Heute. Das Interesse an Wissenschaft war ebenso groß wie das an Seelenkunde. Junge Männer räsionierten über ihre Gefühle, sie glaubten an vernünftige Lösungen für alles, Frauen ließen sich scheiden oder weigerten sich gar, alte Männer zu heiraten, Juden wurden – nach und nach – als Menschen angesehen. Mittels Freundschaften und Briefen knüpften Dichter, Gelehrte, Schriftstellerinnen und Verleger ein Netzwerk quer über Europa und entwarfen eine neue Leitkultur.

1 Jüdische und christliche Intellektuelle in Berlin um 1800. Freundschaften-Partnerschaften-Feindschaften. Hg. Cord-Friedrich Berghahn, Avi Lifschitz und Conrad Wiedemann. Berliner Klassik. Bd 27.

Diese Vergegenwärtigung scheint mir nötig, um zu prüfen, welche Spannung, welche Verwandtschaften und Brüche in den Freundschaften von damals noch heute stecken.

Das Forschungsprojekt „Berliner Klassik“ wurde im Jahr 2000 an der Berlin Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen, die sich als Traditionsnachfolgerin der Preußischen Akademie der Wissenschaften betrachtet, und diese Vorgeschichte ist nicht ganz unwichtig. Denn mit der Rekonstruktion von Biographien, Architektur, Stadtleben und nun einer jüdisch-christlichen „Symbiose“ wird die deutsche Kulturgeschichte umgeschrieben. Nicht Weimar, die Provinz und ihre rein deutschen Geistesgrößen sollten die Vergangenheit deuten, sondern die Großstadt Berlin, der – dank Hugenotten, Juden und Böhmen – ein fast schon multikulturelles Gesicht verliehen wird. Nicht die Eroberungen des „großen Friedrich“, weder Militarismus noch die „intellektuelle Wüste“, von der Alexander von Humboldt noch 1804 sprach, sondern die Kulturbüthe stehen im Zentrum der Untersuchungen. Unter dem Label „Berliner Klassik“ wird ein schönes neues Bild von Preußen, Berlin und letztlich auch Deutschland entworfen. Neudeutsch ausgedrückt haben die Forscher hier ein ‚alternatives Narrativ‘ in die Welt gesetzt.

Vierzehn Beispiele dokumentieren eine intensive Kooperation zwischen christlichen und jüdischen Autoren, Künstlern, auch Frauen, die sich – wie es in der Einleitung heißt – gleichberechtigt und „auf Augenhöhe“ begegneten. „Freundschaften – Partnerschaften – Feindschaften“ – so der Untertitel, waren Kern der Berliner Aufklärung, die es unter deutschen wie unter jüdischen Aufklärern und durch deren Zusammenwirken gab. Mehr noch als die früheren Bände zeigen diese Untersuchungen, dass nicht nur die Vergangenheit auf die Gegenwart wirkt, sondern, vice versa, die Gegenwart die Wahrnehmung der Vergangenheit beeinflusst. In der Einleitung des Initiators und Doyens dieser Neugestaltung der Vergangenheit, des Germanisten Conrad Wiedemann, heißt es: „Intellektuelle Gesprächs-, Bildungs- und Arbeitskontakte [...] bildeten in den rund 40 Jahren vor dem Emanzipationsedikt von 1812 das experimentelle Vorspiel dessen, was später als die deutsch-jüdische Kultursymbiose bezeichnet wurde“.

Das Gespräch angestoßen und vorangetrieben hatte der Philosoph und Geschäftsmann Moses Mendelssohn. Der Begründer eines reformierten Judentums, der, weil Jude, in Preußen nur beschränktes Aufenthaltsrecht genoss, war unter den Intellektuellen seiner Zeit anerkannt, seine Schriften waren fester Bestandteil der nicht nur christlichen und nicht nur preußischen Aufklärung. Dass es die Maskilim, und nicht nur einen, sondern mehrere Vertreter einer jüdischen Aufklärung gab, wurde lange Zeit nur in jenen separierten Kreisen wahrgenommen, die sich mit jüdischer Geschichte oder Judaistik beschäftigten. Nun aber werden die Wechselbeziehungen und Freundschaften zwischen diesen und je-

nen Aufklärern betont. Mendelssohn sowieso, aber auch David Friedländer, Saul Ascher, Lazarus Bendavid, Ferdinand Koreff, Sara Levy u.a. werden mit diesem Band in die deutsche Geschichte integriert.²

Moses Mendelssohn wurde von christlichen Freunden, auch von Philosophen geschätzt, aber man hat ihn auch heftig angegriffen. Die Frage, ob und wie die „Fremden“ dazugehören sollten und könnten, wurde kontrovers und auch aggressiv diskutiert. Man hielt Mendelssohn vor, die Konversion sei die notwendige Voraussetzung, wenn Juden an der deutschen Kultur teilhaben wollten. Der „jüdische Sokrates“ verwahrte sich gegen die Forderung, er müsse nach den Gesetzen der Logik und Vernunft zum Christentum übertreten, er blieb der Religion der Väter treu und begründete seine Position in Briefen und Schriften. In der Generation nach ihm ist seinen Glaubensgenossen, erst recht den Glaubensgenossinnen, dieser Spagat zwischen Zugehörigkeit zur Mehrheitskultur und Beibehaltung der eigenen Religion nur noch selten gelungen, Konversionen zum protestantischen oder auch katholischen Glauben wurden pandemisch; „Taufepidemie“ wurde zu einem Schlagwort, in dem die Sorge mitschwang, das Judentum könnte aussterben.

Die Frage, wie mit den bislang abgesonderten, durch vielerlei Schikanen und Sonderrechte gedemütigten, von Bürgerrechten ausgenommenen Juden in einem zu modernisierenden Staat umgegangen werden soll, wurde nicht nur in Preußen verhandelt. Der habsburgische Kaiser Joseph II. und sein Ratgeber, Hofrat Joseph von Sonnenfels, u.a. Professor für „Polizey und Cameralwissenschaft“ (wie man heute sagen würde, hatte er „jüdische Wurzeln“) erörterten die Möglichkeiten der Emanzipation im Geiste eines aufgeklärten Absolutismus. Die Gewährung von Bürgerrechten, einschließlich Zugang zu Schulen und Hochschulen, Gewerbefreiheit und Adelsprädikaten waren im Habsburgerreich nicht mehr abwegig, auch wenn der Nachfolger Josephs, Leopold II., viele der Reformen zurücknahm. In England hat man schon Anfang des 18. Jahrhunderts über Integration von Juden debattiert, in Frankreich wurden sämtliche antijüdischen Sonderrechte 1791 aufgehoben, und diese Gesetze galten – vorübergehend – in einigen der von Frankreich eroberten Länder. Die Überlegungen zur Integration der ausgegrenzten Minderheit folgten nicht nur humanistisch-aufgeklärten, sondern ebenso utilitaristischen Motiven. Es ging immer auch und vor allem um den Nutzen für das jeweilige Vaterland, wie z. B. Wolf Christoph Seifert in einem Beitrag über das „Spannungsfeld von Legitimationsdruck und emanzipativen Ansprüchen“ anhand der von Moses Mendelssohn und Christian Wilhelm Dohm initiierten Debatte über eine Gleichstellung erläutert. Speziell-

2 Walter Grab hat sich vor über 40 Jahren schon mit der jüdischen Emanzipation, besonders mit Saul Ascher beschäftigt, das war noch zu früh. Damals stand das Revolutionäre, heute steht das Jüdische im Vordergrund.

le Gesetze galten in der ständischen Gesellschaft ja nicht nur für Juden, sondern für verschiedene Gruppen in der hierarchisch gegliederten Ordnung.

2. Das Fremde und das Eigene

Es ist erstaunlich, wie wenig die Argumente und Vorschläge von damals in die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um „das Eigene und das Fremde“ einfließen, obwohl sie reichlich Stoff zu den vielen Fragen rund um Integration, Inklusion, Dazugehören, Diskriminierung und Anpassung enthalten. Die Debatten um Gleichberechtigung und Bewahren einer „eigenen Identität“ bieten auch für die Gegenwart interessanten Stoff: Man hätte 2021 auch „deutsch-jüdisches Leben in Berlin“ feiern können anstelle von „1.700 Jahren jüdisches Leben in Deutschland“ – was für Historiker ohnehin komisch klingt, da es vor 1.700 Jahren kein Deutschland gab und das bisschen jüdisches Leben durch Pogrome und Vertreibungen mehrfach unterbrochen wurde. Vor genau 240 Jahren erschien das in den damaligen preußischen Verhältnissen skandalöse Traktat von Christian Wilhelm Dohm „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“; die Diskussion über den Umgang mit der zu diesem Zeitpunkt nicht mehr ganz so fremden Minderheit in Preußen war schon recht weit fortgeschritten, von Lessings Nathan über diverse Abhandlungen pro und contra. In der dünnen Schicht der Maskilim, also der aufgeklärten jüdischen Intellektuellen und Kaufleute, waren Religion, auch Kleidung, Sprache und Habitus den Christen schon vielfältig angepasst, sie schrieben ebenso gut deutsch wie Christen.

In antijüdischen Schriften war vielfach die Rede von Wucher, von Unmoral, Hostienschändung, abstoßendem Verhalten, merkwürdigen Ritualen oder auch Verschwörungen. Das Andere und Fremde wurde betont und als Hindernis für eine Gleichberechtigung gesehen. Jene, die sich für Gleichberechtigung einsetzten, wie Dohm oder auch Wilhelm von Humboldt, leugneten die Abweichung von der geltenden Normalität nicht. Nur argumentierten sie, der „Nationalcharakter“ sei eine Folge der Unterdrückung, die sich mit einer Aufhebung der Benachteiligung ändern würde).³ Schriften und Gegenschriften, Briefe und Trak-

3 Daß die Juden Menschen, wie alle übrigen sind; daß sie also auch wie diese behandelt werden müssen; daß nur eine durch Barbarei und Religionsvorurteile veranlaßte Drückung sie herabgewürdigt habe; daß allein ein entgegengesetztes, der gesunden Vernunft und Menschlichkeit gemäßes Verfahren sie zu besseren Menschen und Bürgern machen könne; daß das Wohl der bürgerlichen Gesellschaften erfordere, keinen ihrer Glieder den Fleiß zu wehren und die Wege des Erwerbs zu verschließen; daß endlich verschiedene Grundsätze über die Glückseligkeit des künftigen Lebens nicht in diesem bürgerliche Vorzüge und Lasten zur Folge haben müssen: dies sind so natürliche und einfache Wahrheiten, daß sie richtig verstehen und ihnen beistimmen beinahe eins sei.“ Christian Wilhelm Dohm, Über die bürgerliche Verbesserung der Juden, 2. Teil, Berlin 1783, S. 8f

tate erörterten die Bedingungen, unter denen diese diskriminierte Minderheit zu vollwertigen Bürgern gemacht werden sollte. Gegner der Emanzipation fanden, jede Anerkennung wäre schädlich für das Land, die Moral und die Wirtschaft; es gab viel Streit und doch erstaunlich viele produktive Kontakte, von denen in dem genannten Band erzählt wird. In den antijüdischen Schriften wurde nicht nur religiös, sondern bereits biologisch-ethnisierend argumentiert.

Die unterschiedlichen Begründungen von christlichen wie jüdischen Aufklärern und deren Gegnern, die Meinungen zum Dohm'schen, später auch Humboldt'schen und Hardenberg'schen Projekt sind gut dokumentiert. Von den beteiligten Frauen sind zwar keine theoretischen Schriften überliefert, aber ihre Briefe und diverse Berichte geben über die berühmten „jüdischen Salons“ Auskunft, über die Last, jüdisch geboren zu sein, auch über Wünsche, Ängste und Hoffnungen, Scheidungen und Konversionen der jüdischen „Mitbürgerinnen“. Ob Gleichberechtigung eine kulturelle Anpassung erfordert, ob Emanzipation den Übertritt zur Mehrheitsreligion einschließen oder Juden die Religion ihrer Väter ehren und beibehalten sollten, war ein zentraler Teil der Aufklärungsdebatte in Berlin, auch weil es weit über die Juden hinaus um Bürgerrechte und die Überwindung mittelalterlicher Regeln ging.

So gleichberechtigt wie es die kurze Periode um 1780 bis 1806 und die Beispiele von Freundschaft und Kooperation suggerieren, waren Juden, Jüdinnen, die späteren Staatsmänner und romantischen Dichter, Salongäste und nach ein paar Jahren sehr deutschen Patrioten nicht. Das herzliche Klima im Freundeskreis um Moses Mendelssohn, Friedrich Nicolai und Gotthold Ephraim Lessing, der respektvolle Umgang mit David Friedländer, Salomon Maimon oder Marcus Herz und die Freundschaft mit den sogenannten Salonnières – allen voran Henriette Herz, Rahel Levin und Dorothea Veit – hielt nicht lange. In den Kriegen gegen Napoleon entwickelte sich ein zunehmend radikaler deutscher Patriotismus, der sich gegen „die Anderen“ abgrenzte. Eine „deutsche Identität“ hat sich erst langsam entwickelt. Ohne die Anderen, ob Juden oder Franzosen, hätte sich das „Eigene“ als deutsches Nationalgefühl nicht bilden können. Die Konstruktion einer deutschen Identität bedurfte der Gegenbilder (neudeutsch: Othering), erst hinter der Grenze konnte etwas „Eigenes“ entstehen. Wieder ging es um „Identität“, nun eine, in der die vielen Klein- und Kleinststaaten durch das Gefühl für ein gemeinsames Vaterland verbunden wurden – wobei Lieder und Gedichte, Dramen und deutsche Wissenschaften ein wichtiges Bindeglied wurden, gelegentlich formuliert von ehemaligen Besuchern der gastfreundlichen jüdischen Häuser Berlins. Aber ich greife vor.

Trotz zahlreicher antijüdischer Polemiken war um 1800 noch nicht absehbar, dass judenfeindliche Ausfälle deutscher Geistesgrößen von Fichte über Arnim bis zu den Brüdern Grimm zur Leitkultur werden würden. Das Projekt „Berliner

Klassik“ und der hier erwähnte Band konzentrieren sich auf die Jahre vor Gründung einer christlich-deutschen Tischgesellschaft, vor den Hep-Hep-Krawallen, bei denen es vor allem in Süddeutschland erstmals zu Pogromen kam, bevor ein deutsches Nationalgefühl die Herzen der Dichter und Denker bewegt hat.

Die Beiträge sind von dem Bemühen um eine Erzählung über Gleichberechtigung zwischen jüdischen und christlichen Deutschen geprägt, sie erzählen von gemeinsamen Publikationen, von einigen christlichen Intellektuellen, die einige jüdische Intellektuelle ernster Gespräche für würdig befanden, sie in ihre Kultur aufnahmen. So schön es sich liest, waren es doch Ausnahmen und es war nur eine kurze Periode zwischen den Reformen eines Moses Mendelssohn und der antinapoleonischen Allianz, die diese Projektion auf eine mögliche „Symbiose“ erlauben. Nach 1806, spätestens in den sog. „Freiheitskriegen“, in denen deutsche Gefühle besungen wurden, wünschte die geistige Elite diese „Antichristen“, „Kosmopoliten“, „Volksschädlinge“ zum Teufel, oder gar ausgerottet. Mit der Auflösung der ständisch gegliederten Ordnung entstand eine neue, moderne Form der Judenfeindschaft, die nicht mehr ethnisch-religiös begründet war, sondern politisch, wirtschaftlich und auch rassistisch argumentierte. Erst jetzt entstand ein deutsches „Wir“, das die Anerkennung der bisher „Anderen“ als gleichberechtigte Bürger zu verhindern suchte.

3. Freundschaftsbund und Judeophobie

Über den „Tugendbund“ in dem Henriette Herz, Dorothea Veit und ihre Schwester Henriette Mendelssohn, Karl von La Roche und Wilhelm von Humboldt einander Liebe schworen, ihr Innenleben erforschten und erprobten, ist viel geschrieben worden. Wilhelm von Humboldt und seine spätere Frau Caroline von Dacheröden gehören zu den interessantesten Zeugen der Veränderungen, an denen Freund- und Liebschaften zerbrachen. Bekanntlich hat Wilhelm an der Hand Henriette Herz' sein Fühlen erprobt oder überhaupt erst erlernt, er hat an den Statuten des Freundschaftsbundes mitgearbeitet, von ihm ist der Entwurf überliefert, in dem es um „Beglückung durch Liebe“ und moralische Bildung geht und die Freunde verabreden, mit überkommenen Konventionen zu brechen. Er hat seine Caroline durch diesen Tugendbund kennengelernt, Karl von La Roche, Sohn der erfolgreichen Schriftstellerin Sophie La Roche, hatte vorgeschlagen, sie in den Bund aufzunehmen. Es sind dann jene alten Konventionen und neuen Sitten, die den Unterschied zwischen der altadligen Caroline und den Jüdinnen sichtbar werden lassen: Zu den Regeln des Tugendbunds gehörte es, keine Geheimnisse voreinander zu haben, einschließlich der „Aufdeckung alles dessen, was uns von andern anvertraut wird“. Dagegen aber wehrt sich Caroline und ist sich darin mit ihrer ebenfalls für den Bund geworbenen Freundin Ka-

roline von Beulwitz einig. Für die Beiden ist „Diskretion [...] ein heiliges Band der Gesellschaft“. Wilhelm hat den Unterschied der Denkungsart in einem Brief an die Verbündeten zur Sprache gebracht, Caroline betont ihm gegenüber ein anderes „Wir“: „Eins sind wir, ineinander gewebt durch tausend Gefühle, verbunden durch die heiligsten Bande.“ Hier drückt sich eine bedeutsame Differenz aus zwischen den Jüdinnen, die endlich dazugehören wollen und auf vertraulichen Umgang hoffen, und den Damen aus guter Gesellschaft, die mit altehrwürdigen Regeln aristokratischer Provenienz erzogen wurden und auf Distinktion bestehen. Distinktion gehört zur überlieferten Sitte der guten Gesellschaft, sie ist, wie die moderne Soziologie definiert, eine „bewusste Abgrenzung von Angehörigen bestimmter sozialer Gruppierungen“ – womit Standeszugehörigkeit, Religionsgemeinschaft oder Ethnien beschrieben werden. Die unterschiedlichen Herkünfte haben schließlich auch den sentimental Bund gesprengt, nach der kurzen Zeit des Auf- und Umbruchs trennten sich die Wege und änderten sich die Leidenschaften.

Der „Tugendbund“ hat die Gemeinsamkeit Wilhelm von Humboldts mit Caroline von Dacheröden nicht überlebt; man blieb locker befreundet, Brendel/Dorothea verliebte sich in Friedrich Schlegel und konvertierte, erst zum Protestantismus und dann zum Katholizismus, sie war am Ende ihres Lebens hingebungsvoll gläubig wie auch ihre Schwester Henriette, eine der ganz wenigen Frauen, die unverheiratet blieb und sich selbst ernährte; Henriette Herz ließ sich 1817 taufen, Wilhelm verhalf der verarmten Witwe zu einer Rente. Der Jugendfreund Karl von La Roche gehörte 1814 wie Wilhelms Schwiegersohn August von Hedemann zu jenem intimen Kreis, in dem Caroline von Humboldt in Berlin über wahres Deutschsein und jüdische Ritualmorde räsonierte. Und doch füllen die Geschichten vom Tugendbund als Vereinigung von jüdischen und christlichen, weiblichen und männlichen, adeligen und bürgerlichen Berlinern bis heute Bücher und Bände, die von Emanzipation und Freundschaften unabhängig von Stand und Religion erzählen.

Brendel Veit und Henriette Herz hie, Caroline von Dacheröden und Karoline von Beulwitz da haben eben nicht „auf Augenhöhe“ miteinander verkehrt. Man gestatte mir ein Bild, das die kurze vielversprechende Periode mit späteren Erfahrungen verknüpft. Ich sehe einen würdig einherschreitenden Hirsch mit auslandendem Geweih in seinem Revier. Ein verirrter kleiner Hase, der auch von den Früchten des Waldes kosten möchte, huscht durchs Unterholz. Der Hirsch sieht bestenfalls auf das kleine Tier hinab, der Hase, falls er nicht verschreckt wegrennt, sieht ängstlich oder sehnsüchtig zu ihm hinauf. Erst recht, nachdem beim Wiener Kongress die alte Ordnung wieder hergestellt wurde.

Während sich Wilhelm von Humboldt als preußischer Gesandter beim Kongress für die Gleichberechtigung der Juden stark macht, regt sich die in Berlin

lebende Gattin über seine Freundlichkeit gegenüber diesen „Wuchernden“ auf, deren einziges Tun das „Schachern und Handeln“ sei. Ihre Sprache ist in diesem Punkt deftig, wendet sich aber nicht nur gegen Juden, sondern auch alles Französische („Es gibt kein hässlicheres und gemeineres Land als Frankreich“ 21.2.1814) und jene „Franzosenknechte“, die mit Napoleon paktiert hatten. Wilhelm bleibt diplomatisch. „Ich weiß zwar, daß Du anders denkst, süßes Herz, aber ich habe viel in verschiedenen Zeiten darüber nachgedacht und bleibe meiner alten Meinung treu.“⁴

„Wohlunterrichtete Menschen behaupten, daß alles Geld des Landes, alle Ressourcen in ihren Händen sind“, schreibt Caroline an ihren Mann. Sie verkehrt zu der Zeit in Berlin in einem Kreis, der die Sprache der Reformgegner benutzt – wie die Argumente von General Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dessen Formulierungen sie fast wörtlich übernimmt. Die Kämpfe um Reformen in Preußen waren heftig, in ihrem Verlauf waren die radikalen Reformgegner von der Marwitz und Ludwig Karl Funk von Finckenstein, beide Führer der Junkeropposition, für fünf Wochen auf der Festung Spandau eingesperrt worden.

Wilhelm von Humboldt ist zusammen mit seinem Bruder zum sakrosancten Namensgeber eines Königsschlusses geworden (was die beiden Liberalen wohl befremdet hätte), trotzdem gibt es irritierende Äußerungen Wilhelms, die seinen Nimbus in den letzten Jahren angekratzt haben. Im Spiegel aktueller Fragen könnten sie – mit ein wenig gutem Willen – neu interpretiert werden. Es geht um die kontroverse Beurteilung seiner Bemerkungen über Juden. Bekanntlich hat er sich für die Bürgerrechte der Juden stark gemacht, sowohl im Kontext des Emanzipationsedikts wie auch beim Wiener Kongress. In der einen, soweit bekannt einzigen Unstimmigkeit, die in dem Briefwechsel Wilhelm-Caroline zur Sprache kommt, geht es um Carolines Hass auf die Juden und Wilhelms Verteidigung. Er antwortet auf ihre „göttlichen Tirade“ mit der Formulierung: „Es kann unmöglich vernünftig sein, den alten Unterschied zwischen Juden und Christen ewig bestehen zu lassen und das Vorurteil noch zu vermehren.“ Er wolle die von Caroline erwähnten Tatsachen keineswegs wegräsonieren, aber man habe „vielleicht versäumt, Dinge zu tun, die notwendig hätten mit dem Edikt zugleich geschehen müssen“. Und an anderer Stelle, immer noch in der Kontroverse mit seiner Frau, wäre abgesehen davon, „daß man ihnen bürgerliche Rechte gibt, viel zu tun, was man versäumt. Warum zum Beispiel leidet man das Loskaufen [vom Kriegsdienst, eine komplizierte Geschichte, die hier zu weit führen würde]? Warum schlägt man nicht Mittel ein, andere Gewerbe unter ihnen zu befördern?“ Er sagt damit, es reiche nicht, den Unterdrückten

4 siehe die Jahre 1814/15 in: Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, hg. von Anna von Sydow, Bd. 1 - 7, Berlin 1906 - 1916.

und Ausgeschlossenen gleiche Rechte zu verleihen, sie müssten auch Zugang zu anderen Berufen, andere Möglichkeiten der Ausbildung und des Gelderwerbs bekommen. Womit er ähnlich argumentiert wie Christian Wilhelm von Dohm.

Wilhelm leugnet keineswegs, dass Juden Häuser und Güter kaufen, sondern fragt, wie die Spezialisierung auf die Geldgeschäfte zustande gekommen ist und wie ihnen andere Berufe zugänglich gemacht werden können. Und wenn er schreibt, er liebe die Juden „en masse und nicht en détail“ (auch dies ein Zitat, das oft gegen ihn verwendet wurde) so hat das weniger mit den inzwischen zerbrochenen Freundschaften (zu Rahel, jetzt Varnhagen, Henriette Herz und Dorothea Schlegel) zu tun, sondern eher damit, dass es (um noch eine Anspielung auf die Gegenwart unterzubringen) für ihn nicht um Ausnahmen für wohlgelittene Einzelne, sondern um eine allgemeine Lösung geht.

Die Reformen in Preußen und anderswo hatten die Gleichstellung der Juden nicht aus bloßer Menschenfreundlichkeit gefordert, der preußische Staat, der sich modernisieren musste, brauchte die spärlich gesäten Wirtschaftsbürger als Käufer der Domänen und Vertreter modernen Handels. Moralische und utilitaristische Beweggründe waren ebenso ineinander verschränkt wie heute bei Befürwortern der Einwanderung und Politikern, die sich für eine bessere Integration der „Fremden“ qua Ausbildung oder gesichertem Aufenthaltsstatus stark machen, etwa wenn – je nach Klientel – die fehlenden Fachkräfte und künftigen Renten „ins Feld“ geführt werden oder „unmoralische“ Formen des Gelderwerbs mit der Ausgrenzung und dem Fehlen anderer Erwerbsmöglichkeiten begründet werden.

In der Erzählung über die jüdisch-christlichen Partnerschaften steckt ein hübscher Widerspruch, der aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts resultiert. Zwar wird die Gleichberechtigung betont, aber das Jüdische dieser assimilierten Aufklärer bleibt den Beiträgern wichtig. Das Stigma wird positiv gewendet, die Freunde blieben und bleiben (bis zum bitteren Ende und auch in dieser Darstellung) vor allem Juden bzw. Jüdinnen, auch wenn sie konvertiert sind. Auch dies ein interessanter Baustein für Identitätsdebatten, in denen es bis heute darum geht, was Emanzipation bedeuten kann: Ob Assimilation-Integration-Gleichberechtigung den Verzicht auf hergebrachte Traditionen nötig macht, ob Anpassung verlangt oder die „Eigenheit der Anderen“ respektiert wird oder die Fremden immerdar fremd bleiben. Es geht mir nicht darum, das historische Beispiel auf die Gegenwart anzuwenden, Geschichte wiederholt sich nicht, aber die Auseinandersetzung gehört zur Vorgeschichte, man könnte sagen, sie gehört zu überlieferten Rede- und Denkweisen, die noch aktuelle Erzählungen bestimmen.

III.
Humboldt-Forschung in wechselnden Perspektiven

Der Umfang der botanischen Sammlungen Humboldts und Bonplands und warum sie bis heute unzureichend ausgewertet sind

VON SUSANNE S. RENNER

Die genaue Zahl der botanischen Sammlungen, die Humboldt und Bonpland auf ihrer Reise durch Südamerika, Mexiko und Kuba machten, ist nicht bekannt. Auch die Auswertung derjenigen ihrer getrockneten Pflanzen, die erhalten blieben und heute in Herbarien zugänglich sind, ist keinesfalls abgeschlossen. Im Folgenden erkläre ich die Gründe für diese Feststellungen aus der Sicht eines Botanikers, der sich viel mit Herbarmaterial von Melastomataceen befasst hat, einer Familie, die Bonpland und Humboldt während ihrer Reise besonders am Herzen lag (Humboldt und Bonpland, 1816, 1823; Renner, 1989, 1990, 1994a,b), und mit der floristischen Erforschungsgeschichte Ekuadors, dem Land, dessen Berge in Humboldts Forschung eine besondere Rolle spielten (z.B. Renner, 1993).

1. Humboldts Angaben zur Zahl seiner 1799 – 1804 entstandenen botanischen Aufsammlungen

Eine botanische Sammlung – im Fachjargon Aufsammlung oder Beleg – besteht aus zwischen Papier flach ausgebreiteten und möglichst schnell gepressten und getrockneten Teilen von Pflanzen. Dabei sind bei höheren Pflanzen Blüten und Früchte viel schwieriger auszubreiten und zu trocknen als Blätter, aber von größerer systematischer Wichtigkeit. Jede an einem Ort gesammelte Pflanze, von der der Sammler weiß oder vermutet, dass sie zu einem Individuum gehört, erhält dabei in einem Feldbuch eine eigene Nummer, die gleichzeitig mit dem Eintrag auf kleinen Feldetiketten zwischen das Papier gelegt wird, in dem die Pflanze gerade getrocknet wird. Bei größeren Pflanzen versuchen Sammler stets, Duplikate anzufertigen, die alle die gleiche Sammelnummer erhalten. Bei kleinen Pflanzen, etwa Gräsern oder Orchideen, müssen für Dubletten mehrere Individuen der gleichen Art am gleichen Ort gefunden werden, die alle mit Blüten und/oder Früchten versehen sein müssen. Das sorgfältige Ausbreiten und Trocknen der Pflanzenteile, die Einträge im Feldbuch und das Vergeben der Nummern sind eine zeitraubende und ermüdende Arbeit, bei der leicht Fehler passieren, wie jeder, der je während einer Reise Pflanzen gesammelt hat, weiß. Es kann auch weder vermieden werden, dass die gleiche Pflanzenart mehrfach gesammelt wird, noch, dass manchen Duplikaten Blüten oder Früchte fehlen. Das mehrfache Sammeln der gleichen Art an verschiedenen Orten oder zu verschie-

denen Zeiten (blühend oder fruchtend) ist wissenschaftlich auch sinnvoll, da nur so die geographische Verbreitung und morphologischen Merkmale von Arten erkannt und dokumentiert werden. Diese grundlegenden Eigenschaften botanischen Sammelns machen es Sammlern unmöglich, während oder kurz nach einer Feldreise genaue Zahlenangaben zu den gefundenen Arten oder den später nutzbaren („fertilen“) Aufsammlungen zu machen. Aus diesem Grund sind alle Zahlenangaben Alexander von Humboldts zu seinen Aufsammlungen, den Duplikaten und den durch sie repräsentierten Arten als Schätzungen zu verstehen.

Die Grundlage für seine Schätzungen war die kontinuierliche Nummerierung der Aufsammlungen in den von Bonpland geführten sieben Feldbüchern, dem sogenannten *Journal Botanique*, heute in der Bibliothèque Centrale, Muséum National d'Histoire Naturelle de Paris in Paris und seit kurzem digitalisiert (Bonpland, 1799-1804). Diese Bände enthalten 4528 Einträge, was bedeutet, dass mindestens so viele Aufsammlungen gemacht wurden (Brunel, 1871; Lack, 2004a, b; Stauffer et al., 2012; Moret et al., 2019). Die beschriebene und heute weltweit etablierte Methode einer durchgehenden Nummerierung aller gemachten Sammlungen in einem Feldbuch war zu Humboldt und Bonplands Zeiten erst in der Entwicklung (Rankin und Greuter, 2001). Robert Brown (1773–1858), der 1801–1805 in Australien Pflanzen sammelte, nummerierte seine Sammlungen zum Beispiel nicht (Lack, 2004b). Auch Bonpland nummerierte nicht alle getrockneten Pflanzen (Rankin und Greuter, 2001), und die Feldbücher zeigen einige Sprünge, so folgt Nr. 2000 direkt auf Nr. 1919; es gibt auch einige zweimal vergebene Nummern (Lack, 2004a). Nach der Schrift und dem Zustand des Papiers scheint es auch, dass Bonpland manche Teile der Feldnotizen bei sich bietender Gelegenheit, etwa während eines 3-monatigen Aufenthaltes in Bogota, ins Reine schrieb (Lack, 2004a).

Die Arbeitsaufteilung zwischen Humboldt und Bonpland beim abendlichen Pressen der am entsprechenden Tag gesammelten Pflanzen war, dass Bonpland das Material zwischen das Papier einlegte und auch die meisten Einträge im Feldbuch anfertigte (Lack, 2004b). Die im Papier liegenden mehr/minder trockenen Aufsammlungen wurden dann in großen, speziell angefertigten Holzkisten aufbewahrt und auf Lasttieren transportiert. Humboldt konzentrierte sich auf das Führen seines Tagebuchs sowie seine Notizbücher mit Höhenmessungen, weiteren physikalischen Messungen und astronomischen Beobachtungen. Aus diesem Grund finden sich im *Journal Botanique* keine Höhenangaben, fast keine ökologischen Standortangaben und selbst keine Angaben zum jeweiligen Sammeldatum (mehr unten, 4).

Botanische Sammler streben an, möglichst Dubletten anzufertigen, um sie mit anderen Experten auszutauschen und in verschiedenen Herbarien zu deponieren, was Grundlage taxonomischer Forschung und einheitlicher Benennung war

und ist. Für Humboldt und Bonpland war der Engpass dabei das nötige trockene Papier. Humboldt schrieb zur Frage der Duplikate an seinen Freund und Lehrer Karl Ludwig Willdenow: “Die Pflanzen haben wir in 3 Sammlungen vertheilt, da wir doubletten und tripletten von allem haben. Ein Herbarium im kleineren Format schleppen wir mit uns um die Welt, um zu vergleichen. Ein zweites (Bonpland gehörig [,] mit dem ich natürlich alles theile) ist bereits nach Frankreich abgegangen und das dritte (in 2 Kisten mit Cryptogamisten u Gräsern 1600 verschiedene Species enthaltend, meist aus dem unbekanntem Theile der Perime und Guayana zwischen dem Río Negro u Bresil wo wir voriges Frühjahr waren) sende ich heute durch Mr. John Fraser über Charleston nach London. Durch Vervielfältigung vermindern wir die Gefahr.“ (Havanna, 21. Februar 1801, <https://edition-humboldt.de/briefe/detail.xql?id=H0001181>).

Eine sorgfältige Analyse aller von Humboldt und Bonpland in Venezuela gesammelten 350 Monokotyledonen-Aufsammlungen (dazu gehören z.B. Palmen und Orchideen) zeigte jedoch, dass 336 der Aufsammlungen Unikate sind und dass nur 14 Dubletten haben (Stauffer et al., 2012: mit einer Liste der 350 Aufsammlungen und den Namen der Herbarien, in denen sich die Unikate und Dubletten befinden). Die Zahl der insgesamt existierenden Dubletten ist auf Grund dieser kleinen Stichprobe und Humboldts Brief an Willdenow derzeit nicht verlässlich zu extrapolieren.

Für die Rückreise mussten Zollerklärungen abgegeben werden, und eine solche gibt uns eine weitere Mengenangabe von Humboldt selber. Am 24. Mai 1804 testierte Humboldt für die amerikanischen Behörden, dass er außer Kisten mit Kleidungsstücken und Bettzeug 27 Kisten mit Sammlungen, darunter auch Mineralien, (wenige) zoologische Präparate und Artefakte sowie getrockneten Pflanzen bei sich führe (<https://search.amphilsoc.org/collections/view?docId=ead/Mss.B.H88-ead.xml>). Am 1. August 1804, nach Ankunft seines Schiffes in Bordeaux, schrieb Humboldt an Johann Karl Freiesleben „mit 30 Kisten und botan[ischen], astron[omischen], und geolog[ischen] Schätzen beladen kehre ich zurück...“ (Moheit, 1993: 310). Am 3. August schrieb er an Karl Sigismund Kunth, dass er 35 Kisten mit Sammlungen bei sich habe (Minguet, 1989, p. 120). Und dem Pariser Herbar schrieb er am 18. Dezember, er wolle der Einrichtung etwa 6000 Specimina in 45 Kisten übergeben (Minguet, 1989, p. 122-123).

Schätzungen der Zahl der Arten, die durch seine Aufsammlungen repräsentiert wurden, machte Humboldt ebenfalls. So schrieb er seinem Freund Marc-Auguste Pictet (Paris) am 3. Februar 1805, dass er und Bonpland 6000 Arten gesammelt hätten, davon sicher 1500 bis 1800 neu für die Wissenschaft (Minguet, 1989 p. 126). In seinem in Rom 1805 verfassten Vorwort zum *Essai sur la Géographie des Plantes* (Humboldt, 1807: 56) schreibt er, Bonpland und er hät-

ten 6200 „verschiedene Species von Äquinoctial-Gewächsen ---in Süd-Amerika, Mexico, und der Insel Cuba gesammelt“. Und Willdenow bat er am 17. Mai 1810, sich an der Bearbeitung der 5000 Arten umfassenden Pflanzensammlung zu beteiligen (Müller-Wille und Böhme, 2021). In Humboldts (1851) Nachruf auf Kunth heißt es schließlich, es seien 4500 Arten gesammelt worden. Tatsächlich beschrieb Kunth in den sieben Bänden der *Nova Genera et Species Plantarum* (Bonpland et al., 1815-1825) 3461 neue Arten (mehr dazu in 3).

2. Derzeitige Zugänglichkeit der Aufsammlungen von Humboldt und Bonpland in Herbarien

Eine grafische Darstellung der Aufteilung der Sammlungen des ersten Abschnitts der Reise für ihre Verschiffung von Cuba aus nach Europa zeigt, wie komplex die Logistik war (Stauffer et al., 2012: Fig. 7). Mindestens zwei Sendungen mit Pflanzen gingen bei Schiffbrüchen verloren (Stauffer et al., 2012). Wie viele Aufsammlungen heute in Herbarien erhalten und zugänglich sind, kann derzeit nur geschätzt werden. Im Pariser Herbar, dem wichtigsten Ort für das botanische Material der südamerikanischen Reise, sind mindestens 3525 Belege der beiden Forscher. Diese werden seit 1805 separat als sogenanntes Herbar P-Bonpl. aufbewahrt und wurden 2017 vollständig digitalisiert (Le Bras et al., 2017). Humboldts und Bonplands Belege befinden sich aber auch im Pariser Hauptherbar (abgekürzt P), welches auf mehreren Stockwerken verteilt 4-5 Millionen Belege aus der ganzen Welt enthält. Die Suche nach einem bestimmten Beleg ist daher sehr zeitraubend--abhängig von der Zahl der weltweiten Belege der betreffenden Art, die alle händisch bewegt und durchgesehen werden müssen. Zwar ist dieses Herbar bereits digitalisiert, aber die elektronischen Dateien sind noch nicht mit Metadaten versehen und daher nur zu einem kleinen Teil elektronisch suchbar.

Der wohl größte Verlust von Humboldts und Bonplands Sammlungen entstand, als Bonpland bei seiner Auswanderung nach Argentinien Ende 1816 einen großen Teil der Belege dorthin mitnahm, um sie selber noch zu bearbeiten, wozu er aber nie Zeit und Möglichkeiten fand. So wurde dieses Material größtenteils von Insekten gefressen und für immer zerstört (Brunel, 1871: 183). Wie genau Bonpland vor seiner Emigration das Material in Paris auseinander dividierte, um mitzunehmende Aufsammlungen zu verpacken, ist nicht bekannt. Es dürfte kein leichtes Unterfangen gewesen sein, da nur die Mitnahme von Dubletten mit guten Etiketten und repräsentativen Blüten oder Früchten Sinn machte. Menschlich verständlich ist auch, dass Bonpland von Pflanzengruppen, die ihn besonders interessierten, etwa den Melastomataceen auch Unikate mitnahm, da er diese für weitere erhoffte Forschung an dieser Familie benötigt hätte. Wäh-

rend seines langen bewegten Lebens und dann nach seinem Tod, entsandte das Pariser Herbar Bittbriefe und Mitarbeiter nach Argentinien, um das Material zurückzuerlangen. Es kam tatsächlich zu zwei Rückführungen, 1832 und 1858 (Brunel, 1871; Stauffer et al., 2012). Dieses Material, dessen Menge unbekannt ist, wurde in das erwähnte Pariser Hauptherbar eingeordnet. Besonders große Belege, zum Beispiel von Palmen mit ihren riesigen Wedeln und großen Früchten fehlen leider. So sind z.B. nur 14 der 24 Palmenarten, die Kunth (in Bonpland et al., 1815-1825) beschrieb, heute im Herbar P-Bonpl. vorhanden (Stauffer et al., 2012).

Die zweitwichtigste Referenzsammlung für die südamerikanische Reise befindet sich in Berlin. Bei Belegen in Berlin und Paris, die auf ihren Etiketten identische Sammelnummern tragen, kann davon ausgegangen werden, dass sie Duplikate sind (zu den Etiketten siehe 3). Durch die dreimalige Aufteilung der Sammlung (Paris, Berlin, Argentinien) und die vielen Unikate gibt es heute weder in Paris noch in Berlin eine vollständige Serie aller im *Journal Botanique* aufgelisteten 4528 Einträge (Lack, 2004b; Stauffer et al., 2012). Nichtsdestotrotz enthält das separat aufbewahrte Berliner Willdenow Herbar heute 3360 Belege der von Kunth in den *Nova Genera et Species Plantarum* erwähnten Arten (Hiepko, 1987, 2006). Diese überstanden den II. Weltkrieg unversehrt, da das Willdenow Herbar evakuiert worden war (Hiepko, 2006). Humboldts Berliner Belege, die sich im Hauptherbar befanden, verbrannten dagegen 1943 (Hiepko, 1987, 2006; Lack, 2004b). Wichtig ist, sich klar zu machen, dass Kunth, während er in Paris das dortige Material bearbeitete, keinen Zugang zum Berliner Material hatte und es also auch nicht annotieren und zitieren konnte (und ab 1816 auch nicht mehr zu dem von Bonpland nach Argentinien mitgenommenen Material). So kam es dazu, dass über 250 Arten später oder sogar fast zeitgleich mehrfach beschrieben wurden (natürlich mit verschiedenen Namen), einmal beruhend auf Pariser Material, einmal beruhend auf Berliner Material (Hiepko, 2006; Stauffer et al. 2012). Dies kriert bis heute zahlreiche nomenklatorische und taxonomische Probleme.

Das Universitätsherbarium in Halle enthält ebenfalls wichtiges Material von Humboldt und Bonpland, darunter 400 Typus-Exemplare, d.h. Belege, die Grundlage für Neubeschreibungen waren (Tkach et al., 2019). Digitale Abbildungen dieser Belege in hoher Auflösung mit ergänzenden Angaben sind online verfügbar (<https://www.jacq.org/>). Die meisten der Belege in Halle sind wohl Dubletten aus dem Herbarium von Willdenow, allerdings fehlen auf den halleschen Belegen die Sammelnummern (Tkach et al., 2019). Informationen zu Fund- und Standort (etwa ex Amer. merid., e Peru, ad Orinocum) stimmen jedoch größtenteils mit Willdenows Angaben in Berlin überein (mehr zu Standortangaben unten).

Wenige Aufsammlungen der südamerikanischen Reise befinden sich in weiteren europäischen und amerikanischen Herbarien (Stauffer et al., 2012 geben eine Auflistung), wohin sie gelangten, weil an diesen Häusern Spezialisten für schwierige Pflanzengruppen arbeiteten, die ihnen zur Bearbeitung überlassen wurden. Insgesamt ist bisher nur ein Bruchteil der Humboldt'schen botanischen Sammlungen online zu finden.

Die Angabe, dass Humboldt und Bonpland während ihrer Reise 60.000 Pflanzen gesammelt hätten, ist falsch (e.g., Botting, 1973; Egerton, 2009; Jackson, 2009). Vermutlich beruht diese Zahl auf einem Tippfehler, der aus 6.000 60.000 werden ließ.

3. Bisher beschriebene für die Wissenschaft neue Pflanzenarten, die auf dem Material der südamerikanischen Reise beruhen

Wie viele Arten in den 4528 kontinuierlich nummerierten Aufsammlungen des *Journal Botanique* repräsentiert sind, hängt vom Stand der jeweiligen taxonomische Kenntnisse und Auffassungen dazu ab, wieviel Variation innerhalb einer Art erwartet wird. Diese Frage ist selten klar zu beantwortet, denn ihre Antwort ist wiederum abhängig von der Größe des geographischen Areal der betreffenden Art und der Zahl und Verteilung der von ihr vorhandenen Belege, deren jeder einzelne zur Kenntnis der morphologischen Variation beiträgt. Während der langen Reise wurden weitverbreitete Arten mehrfach gesammelt, vielleicht einmal blühend, einmal fruchtend oder von Standorten, die viele hundert Kilometer auseinander lagen und daher ökologisch verschieden waren, so dass Variation in Behaarung oder Blattgröße vorlag. Gerade, wenn es wenig Vergleichsmaterial gibt – wie zu Zeiten von Kunths taxonomischen Entscheidungen der Fall – ist schwer zu entscheiden, ob zwei Stücke eine Art repräsentieren oder zwei Arten. Durch die oben beschriebene Aufteilung der Sammlung in nicht-identische Pariser und Berliner Komponenten, sowie die stetig wachsenden Kenntnisse der innerartlichen und zwischenartlichen Variation, kommt es stetig zu weiteren Art-Splittungen oder Synonymisierungen von Artnamen. Dass Artenzahlen somit niemals endgültig sein können, hat auch Kunth klar erkannt als er 1849 schrieb „Wieviel Pflanzenarten es überhaupt auf der Erde giebt, und wieviel davon auf jede / einzelne Pflanzenfamilie kommen, dürfte schon deshalb nie zu ermitteln sein, da der Begriff Art von den Botanikern nicht allein im Allgemeinen, sondern selbst in den verschiedenen Familien ganz verschieden aufgefaßt wird (zitiert in Müller-Wille und Böhme, 2021).

Im Gegensatz dazu ist die Zahl der auf Grund des Materials bisher publizierten Namen exakt bekannt. Der Grund ist die Existenz einer Datenbank, in der sämtliche Neubeschreibungen von Gefäßpflanzen seit 1753 mit exakten bibliogra-

phischen Angaben erfasst sind (IPNI, 2021; <https://www.ipni.org>). Die Zahlen in dieser Datenbank betreffen alle vorgeschlagene Namen, inklusive möglicher oder sicherer Synonyme (,mögliche Synonyme‘ [taxonomische Synonyme] beruhen auf verschiedenen Pflanzenindividuen, ,sichere Synonyme‘ [nomenklatorische Synonyme] beruhen auf Dubletten in verschiedenen Herbarien).

Gemeinsam schlugen Humboldt und Bonpland 493 neue Artnamen vor (IPNI, 2021), die jedoch fast alle erst später von anderen Autoren gültig publiziert wurden. Bonpland alleine schlug 748 neue Artnamen vor, von denen er 255 selber gültig publizierte, während die übrigen von späteren Autoren validiert wurden. Kunth schließlich in den drei Bänden der *Nova Genera et Species Plantarum* beschrieb 3461 Arten. Zusammengenommen kommt man damit auf 4702 Artnamen, eine Zahl, die um 174 höher ist als die im *Journal Botanique* aufgelisteten 4528 während der gesamten Reise gemachten Aufsammlungen. Diese Diskrepanz erklärt sich durch die eben erwähnten Synonyme auf Grund von Pariser und Berliner Material sowie unterschiedliche Auffassungen zur innerartlichen Variation (s.o.).

Nach dem derzeitigen Stand der Forschung ist davon auszugehen, dass Humboldt und Bonpland zwischen 3000 bis 3500 für die Wissenschaft neue Arten sammelten, was durchaus mit Humboldts eigenen Schätzungen (oben) übereinstimmt. Die genaue Zahl der entdeckten biologischen Arten wird jedoch nie exakt feststehen, sondern hängt wie gesagt vom jeweiligen Stand der Forschung ab.

4. Probleme bei der wissenschaftlichen Auswertung durch unzureichende Orts-, Höhen- und Standortsangaben auf den Etiketten und Grenzen morphologischer Merkmale zur Arterkennung

Die nach heutigen Maßstäben völlig unzureichenden Etiketten von Humboldts und Bonplands Pflanzen stellen ein großes Problem bei der Auswertung ihres Materials dar. Leider zitiert nämlich Kunth für seine 3461 Arten die Sammelnummern aus dem *Journal Botanique* nicht. Sie erscheinen auch nicht auf allen Duplikaten in den diversen Herbarien (Lack, 2004a,b; Stauffer et al., 2012; Renner, pers. obs.). Auch die Höhe über dem Meeresspiegel und das Sammeldatum erscheinen nicht. Gerade, weil Humboldt sich so für die Höhe über dem Meeresspiegel und andere physikalische Standortparameter interessierte, schrieb er diese in sein eigenes Tagebuch, nicht aber ins *Journal Botanique* (mit Ausnahme des sechsten Bandes; Lack, 2004a). Die Gründe für Humboldts und Kunths Entscheidung, die Sammelnummern aus dem *Journal Botanique* nicht in die Beschreibungen aufzunehmen, gehen aus der bisher bekannten Korrespondenz nicht klar hervor (Lack, 2004a, b). Aus heutiger Sicht ist diese Entscheidung

völlig unverständlich, ebenso wie die mangelnde Übertragung der Höhenangaben und Sammeldaten auf die Etiketten. Zahlreiche Fotos der Etiketten finden sich in Stauffer et al. (2012).

Durch ihre unzureichenden Etiketten sind Humboldts Pflanzen für die Untersuchung von Ausbreitungsänderung, z.B. im Zusammenhang mit der Klimaerwärmung, kaum zu nutzen (Moret et al., 2019). Das Fehlen der exakten Sammeldaten bedeutet auch, dass man das Blühen, Fruchten oder Steril-Sein von Individuen nicht den Jahreszeiten zuordnen kann, und durch die fehlenden Höhenangaben kann z.B. eine Verschiebung der Höhengrenzen seit 1799 auf den diversen bestiegenen Bergen kaum genau belegt werden. Nur mit großem Aufwand können Sammeldatum, Fundort und Höhe über dem Meeresspiegel bestimmter Pflanzenfunde indirekt erschlossen werden. So bedurfte es mehrjähriger Anstrengung eines interdisziplinären französisch-spanischen Teams, um herauszufinden wann und wo genau Humboldt und Bonpland in den ecuadorianischen Anden sammelten: Es ergab sich, dass die beiden 31 Pflanzen auf 4100 – 4500 m am Antisana, Pichincha und Azuay sammelten und dass sich nur für zwei dieser 31 Arten in den Humboldt'schen Aufzeichnungen ausreichend genaue Angaben zur Höhe über dem Meeresspiegel finden ließen, um festzustellen, dass sich die Verbreitung der betreffenden Arten seit 1802 geändert hat (Moret et al., 2019).

Einige Aufsammlungen von Humboldt und Bonpland haben bis heute keine sicheren Artnamen. Dies liegt entweder daran, dass sie zu unvollständig für eine Bestimmung sind oder dass den Etiketten (wie beschrieben) korrekte Ortsangaben, Sammeldaten und Höhenangaben fehlen. Solche Pflanzen können nur über ihre DNA bestimmt werden. Ein Beispiel liefert die Orchidee *Oncidium ornithorhynchum* Kunth. Das Etikett und Kunths Text gaben Mexiko als Fundort an, aber alle übrigen bisher bekannten Aufsammlungen dieser Art sowie nahverwandter Arten stammen aus Kolumbien. Als DNA aus Humboldts Exemplar sequenziert wurde, zeigte sich, dass diese Orchidee in Kolumbien gesammelt worden sein muss und nicht in Mexico (Contreras-Ortiz et al., 2019). Weitere Beispiele verwechselter Ortsangaben auf den Etiketten geben Stauffer et al. (2012). Diese Fehler entstanden fast sicher während Kunths Neuetikettierung des ausgepackten Materials in Paris für die Verteilung nach Berlin und Argentinien (vgl. die obigen Abschnitte). Die ungeheure Arbeit des Abschreibens von Bonplands Feldetiketten für zwei oder vielleicht mehr Dubletten trug verständlicherweise dazu bei, dass Nummern, Orte, Sammeldaten und Lokalnamen verloren gingen (vgl. auch Stauffer et al., 2012).

5. Zusammenfassung und Aussicht

Die zunehmende Digitalisierung der botanischen Sammlungen in vielen Herbarien ermöglicht einen besseren Vergleich von Belegen und Etiketten und erleichtert damit die Forschung zum Material von Bonpland und Humboldt. Da aber Humboldts Tagebuch und das *Journal Botanique* schwer lesbar sind, können für die meisten Aufsammlungen Datum, Standort und Meereshöhe ohne eine Reise nach Paris nicht herausgefunden werden. Wir sind damit weit von einer soliden Zuordnung der südamerikanischen Sammlungen zu Metadaten (georeferenzierter Ort, Sammeldatum, Jahreszeit, Standort, etc.) entfernt. Fest steht immerhin, dass Paris mindestens 3525 Humboldt'sche Aufsammlungen besitzt, Berlin 3360 und Halle 400, ein unbekannter Prozentsatz darunter Dubletten, was theoretisch und mit hohen Kosten durch nukleare DNA überprüft werden könnte. Der Wert dieser Sammlungen für die heutige Forschung ist durch die unzureichenden Etiketten stark beeinträchtigt, aber ihr hoher Anteil von Typus-Exemplare sichert ihnen taxonomische und nomenklatorische Bedeutung für alle Zukunft.

Literatur

- Bonpland, A. J. A., 1799-1804. Registre de notes botaniques prises par Aimé Goujaud, dit Bonpland (1773-1858) et Alexander von Humboldt (1769-1859) pendant leur voyage en Amérique du Sud, de 1799 à 1804. Manuscrit et archive numérisés. http://bibliotheques.mnhn.fr/EXPLOITATION/info-doc/digitalCollections/viewerpopup.aspx?seid=MNHN_MS2534. Ebenso Ms 1332, Ms 1333, Ms 53, Ms 54.
- Bonpland, A. J. A., Humboldt, A. von & Kunth, C.S. 1815-1825. *Nova Genera et Species Plantarum*, 7 vol., Lutetiae Parisiorum, Paris.
- Botting, D. 1973. *Humboldt and the Cosmos*. Harper & Row, New York.
- Brunel, A. 1871. *Biographie d’Aimé Bonpland*. L. Guérin & Cie, Paris.
- Contreras-Ortiz, N., Rodríguez-García, T., Quintanilla, S., Bernal-Villegas, J., Mandrrián, S. & Gómez-Gutiérrez, A. 2019. The origin of Humboldt and Bonpland’s holotype of *Oncidium ornithorhynchum*, clarified using +200-year-old DNA. *Taxon* 68: 471-480. Doi: <http://dx.doi.org/10.30972/bon.2914436>.
- Egerton, F. N. 2009. A History of the Ecological Sciences (Part 32: Humboldt, Nature’s Geographer). *Bulletin of the Ecological Society of America* 90: 253–282.
- Hiepko, P. 1987. The collections of the Botanical Museum Berlin- Dahlem (B) and their history. *Englera* 7: 219-252.
- Hiepko, P. 2006. Humboldt, his botanical mentor Willdenow, and the fate of the collections of Humboldt & Bonpland. *Botanische Jahrbücher für Systematik* 126: 509–516.
- Humboldt, A. von. 1807. *Essai sur la Géographie des Plantes, Accompagné d’un Tableau Physique des Régions Equinoxiales*. Fr. Schoell Libraire, Paris. Available at botanicus.org/title/b12218212. Accessed November 1, 2015.
- Humboldt, A. von. 1851: Personal-Notizen [Nekrolog von C.S. Kunth]. *Botanische Zeitung (Berlin)* 9: 427-432.
- Humboldt, A. von & Bonpland, A. J. A. 1816 und 1823. *Monographie des Mélastomaées*. Librairie-Grecque-Latine-Allemande, Paris.
- IPNI (International Plant Names Index). 2021. Published on the Internet <http://www.ipni.org>, The Royal Botanic Gardens, Kew, Harvard University Herbaria & Libraries and Australian National Botanic Gardens. [zugegriffen am 24. Mai 2021].

- Jackson, S. T., ed., 2009. Essay on the geography of plants: Alexander von Humboldt and Aime Bonpland. University of Chicago Press, Chicago, IL.
- Lack, H. W. 2004a. The botanical field notes prepared by Humboldt and Bonpland in tropical America. *Taxon* 53: 501-510.
- Lack, H. W. 2004b. Botanische Feldarbeit: Humboldt und Bonpland im tropischen Amerika (1799-1804). *Annalen des Naturhistorischen Museums Wien*, B 105: 493-514.
- Le Bras, G., Pignal, M., Jeanson, M.L., Muller, S., Aupic, C. & 18 others. 2017. The French Muséum national d'histoire Naturelle vascular plant herbarium collection dataset. *Scientific Data* 4:170016 doi: 10.1038/sdata.2017.16.
- Minguet, C. H., ed. 1989. Alejandro de Humboldt, cartas americanas. Biblioteca Ayacucho, Caracas. Online <https://cupdf.com/document/alejandro-de-humboldt-cartas-americanas.html>
- Moheit, U., ed., 1993. Briefe aus Amerika 1799-1804. Alexander von Humboldt. Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 16. Akademie-Verlag, Berlin.
- Moret, P., Muriel, P., Jaramillo, R. & Dangles, O. 2019. Humboldt's Tableau Physique revisited. *Proceedings of the National Academy of Sciences, USA* 116: 12889–12894.
- Müller-Wille, S. & Böhme, K. 2001. Jederzeit zu Diensten“. Karl Ludwig Willdenows und Carl Sigismund Kunths Beiträge zur Pflanzengeographie Alexander von Humboldts. In: edition humboldt digital, hg. v. Ottmar Ette. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin. Version 7 vom 07.09.2021. URL: <https://edition-humboldt.de/v7/H0017685>
- Rankin R., R. & Greuter, W. 2001. Humboldt, Willdenow, and *Polygala* (Polygalaceae). *Taxon* 50: 1231-1247.
- Renner, S. S. 1989. Systematic studies in the Melastomataceae: *Bellucia*, *Loreya*, and *Macairea*. *Memoirs of the New York Botanical Garden* 50: 1-112. ISBN 0-89327-335-X.
- Renner, S. S. 1990. A revision of *Rhynchanthera* (Melastomataceae). *Nordic Journal of Botany* 9: 601-630.
- Renner, S. S. 1993. A history of botanical exploration in Amazonian Ecuador (1738-1988). *Smithsonian Contribution in Botany* 82: 1-39.

- Renner, S. S. 1994a. A revision of *Pterolepis* (Melastomataceae: Melastomeae). *Nordic Journal of Botany* 14: 73-104.
- Renner, S. S. 1994b. Revisions of *Pterogastra* and *Schwackaea* (Melastomataceae: Melastomeae). *Nordic Journal of Botany* 14: 65-71.
- Stauffer, F.W., Stauffer, J. & Dorr, L.J. 2012. Bonpland and Humboldt specimens, field notes, and herbaria; new insights from a study of the monocotyledons collected in Venezuela. *Candollea* 67: 75–130.
- Tkach, N., Braun, U. & Röser, M. 2019. Alexander von Humboldts und Aimé Bonplands Pflanzen im Herbarium der Universität Halle-Wittenberg. Pp. 45 – 52 in O. Ette & E. Knobloch (Hrsg.). *HiN: Alexander von Humboldt im Netz*, XX. 39, Potsdam, Universitätsverlag Potsdam. DOI <https://doi.org/10.25932/publishup-44255>.

„Drum frisch, lass alles Sinnen sein und grad mit in die Welt hinein.“

Über die Wirkung der Lateinamerika-Reise

Alexander von Humboldts auf Goethe

von Dieter Strauss

So wie Mephisto seinen Faust in die große Welt verführt,¹ lockt Alexander von Humboldt Goethe in Gedanken nach Lateinamerika. So stark, dass Goethe in dem ihm gewidmeten ersten Reisebuch Humboldts², das in seinem Exemplar noch fehlende „Naturgemälde“, den Chimborazo mit seinen Vegetationsstufen im Querschnitt, begeistert selbst zeichnet und das Buch gar nicht aus der Hand legen will. Angefangen hatte alles 1794 in Jena, als Goethe Alexander von Humboldt als begnadeten Naturwissenschaftler, der nur zufrieden ist, wenn er mindestens drei Dinge zusammen erledigt³, kennenlernt und die beiden dort zusammen mit Wilhelm v. Humboldt und Schiller ihre „Kleine Akademie“ gründen (**Abb. 1**). Dass Goethe Alexanders große Lateinamerikaexpedition (1799-1804) begeistert verfolgt, versteht sich, auch, dass er ihm nach dessen Rück-



Abb. 1:

Andreas Müller: Schiller, Wilhelm und Alexander von Humboldt mit Johann Wolfgang von Goethe in Jena, gegen 1797

kehr aus Südamerika erleichtert bescheinigt, „gewissermaßen von den Toten“ wieder auferstanden zu sein, eine Anspielung auf die Nachricht des „Hamburger Correspondenten“ vom 12.6.1804, Humboldt sei in Acapulco am Gelbfieber gestorben⁴.

Wie die Seherin Manto im Faust II⁵ den liebt, „der Unmögliches begehrt“, wird Goethe den Reiseforscher geschätzt und als ‚Neuen Faust‘ gesehen haben, dem er Züge des Gelehrten verleiht. Wilhelm v. Humboldt fragt sich damals sogar, ob sein Bruder nach dessen triumphaler Rückkehr in Paris nicht als „Wundertier“ betrachtet wird. Für den französischen Chemiker Claude Louis Berthollet ist er auf jeden Fall ein großer Wissenschaftler, „qui réunit toute une académie en lui“⁶.

„Die Tropen sind mein Element“ Humboldts bahnbrechende Erkenntnisse während seiner Lateinamerika-Expedition (1799-1804)

In der „Kleinen Akademie“, die die Gebrüder Humboldt, Schiller und Goethe zwischen 1794 und 1797 bilden, begegnet der junge Alexander dem deutlich älteren Goethe als gestandener Naturwissenschaftler und Bergrat, für den die alten Zeiten seiner Hauslehrerziehung endgültig vorbei sind, in denen er wollen musste, was er nicht konnte, und tun, was er nicht mochte. Schnell weiß er ganz genau, wohin die Reise gehen soll, nach Lateinamerika und keinesfalls in den Hafen der Ehe mit der schönen Amalie von Imhoff, der Nichte der Frau von Stein, die sehr dafür plädiert. Goethe, der Augenmensch, der seinem Faust später in den Mund legt, man könne die geheimnisvolle Natur nicht so einfach ihres „Schleiers berauben, und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben“⁷, beeinflusst Humboldt in diese Richtung und hilft ihm, die mechanistische Naturauffassung eines Leibniz zu überwinden und bei der Untersuchung der Natur Fakten und Fantasie, wissenschaftliche Daten und emotionale Reaktionen zu verbinden⁸. Für Martius bringt er „den Duft amerikanischer Zaubergärten in den deutschen Nebel“⁹ und Kehlmann geht sogar soweit, ihn „Vogelkot“ kosten zu lassen¹⁰, experimentieren muss eben mit schmecken verbunden werden.

Goethe schreibt im März 1797 an seinen Herzog Carl August: „Man könnte in acht Tagen nicht aus Büchern herauslesen, was er (Humboldt) einem in einer Stunde vorträgt“¹¹. Da lässt er sich gern von ihm zur Naturwissenschaft „nötigen“, schließlich halten ihn damals die Naturstudien aufrecht, sind sein „Balken im Schiffbruch“¹². Sicher hat er ihm gewünscht, ohne Havarien von seiner Lateinamerika-Expedition zurückzukommen, so traurig seine Abreise auch ist.

Ziel der Lateinamerika-Expedition ist nicht wie sonst üblich der Mammon, das Gold, sondern „Mein eigentlicher, einziger Zweck ist“, schreibt er, „das Zu-

sammen- und Ineinander-Weben aller Naturkräfte zu untersuchen, den Einfluss der toten Natur auf die belebte Tier- und Pflanzenschöpfung¹³. Darauf bereitet er sich intensiv mit Anatomie-Studien, Instrumenten- und Kletter-Trainings in den Alpen vor.

Im Februar 1799 erhält er endlich von Karl IV die sehnlich erwartete Einreiseerlaubnis nach Neuspanien (Mexiko und Teile Venezuelas) sowie Neugranada (Venezuela, Ecuador, Kolumbien) und Peru. Anfang Juni legt die Fregatte Pizarro von La Coruña im Nordwesten Spaniens ab und erreicht mit Humboldt und seinem Reisebegleiter Bonpland, dem französischen Naturforscher und Arzt, nach zwei Wochen Teneriffa. Bereits am 22. Juni ist es soweit: sie stehen auf dem Gipfel des Pico de Teide, dem ersten außereuropäischen Vulkan, den sie besteigen. In stürmischem Westwind erstarren sie vor Kälte und kurz danach brennen die Schwefelnebel Löcher in ihre Kleidung, als sie ein Stück in den Krater klettern. Humboldt wird dabei klar, dass der Basalt kein chemisches Erzeugnis aus heißen Wassern eines Ozeans ist, dass die Thesen der Entstehung der Welt aus Wasser, die die Neptunisten gegen die Plutonisten vertreten, nicht zu halten sind. Mehr noch: er erkennt, wie sich die Pflanzen auf dem Teide von der Höhe und Temperatur abhängig auf fünf Vegetationszonen verteilen, die wie Stockwerke übereinanderliegen¹⁴. Die Auswanderung der Bevölkerung kann seiner Meinung nach nur gestoppt werden, wenn die Feudalrechte des Adels beschnitten und unbebaute Ackerflächen des Staates unter der Bevölkerung verteilt werden. Kein schlechtes Ergebnis für den nur sechstägigen Aufenthalt auf den Kanaren.

Am 16. Juli 1799 kommen sie endlich in Cumaná im Nordosten des heutigen Venezuela an, „in dem göttlichsten und vollsten Lande“¹⁵. „Wie die Narren laufen wir bis jetzt umher“, schreibt er am 16. Juli 1799 begeistert an seinen Bruder Wilhelm, selbst sein Reisegefährte Bonpland werde „von Sinnen kommen, wenn die Wunder nicht bald aufhören“¹⁶. Das tun sie aber spätestens auf dem Sklavenmarkt, auf dem die Käufer die schwarze ‚Ware‘ wie Pferde mit entsprechendem Zähne- und Gesundheitscheck behandeln und oft grundlos verprügeln. Sklaverei ist und bleibt für ihn eine Schande. Trotz aller Begeisterung und Probleme vergisst er die Publicity seiner Expedition nicht. Er bittet einen Freund in den Vereinigten Staaten, in ein oder zwei Zeitungen, die auch in England gelesen werden, über seine Reise zu berichten. Ganz abgesehen von seinen Briefen, in denen er auch Anekdoten ausmalt und hofft, dass der berühmte Hofrat Prof. Blumenbach, sein ehemaliger Lehrer in Göttingen, davon hört: so z.B. in einem Brief vom 1.9.1799, in dem er von Tigern und Alligatoren berichtet, „die sich gar nicht genieren, auch nicht ekel sind, und einen weißen oder schwarzen Mann für einen gleich guten Bissen halten“¹⁷. Immerhin, dagegen fällt der Bra-

silienforscher von Langsdorff etwa dreißig Jahre später wieder auf die Legende rein, „dass Jaguare viel lieber Neger als Weiße fressen“¹⁸.

Mitte September 1799 machen Humboldt und Bonpland einen Abstecher zu der östlich von Cumaná gelegenen Guácharo Höhle, der größten rund zehn Kilometer langen Tropfsteinhöhle Lateinamerikas. Ihre fruchtessenden Fett-schwalm, die so groß wie Hühner sind, verlassen die Höhle abends in ein-



*Abb. 2: Entrada a la Cueva del Guácharo.
Die Tropfsteinhöhle besuchten Humboldt und Bonpland am 18.9.1799*

drucksvollen Schwärmen auf Futtersuche. Die Indianer gewinnen aus ihnen durch stundenlanges Kochen Öl, daher stammt auch der Name „Oilbirds“. Als Humboldt immer weiter in die Höhle eindringt, werden die Proteste der Indianer, für die die Seelen ihrer Vorfahren in der Tiefe leben, immer ungestümer: Humboldt und Bonpland stoßen an eine interkulturelle Grenze, die sie nicht überschreiten wollen (**Abb. 2**). Sie verzichten nach rund fünfhundert Metern auf das weitere Vordringen. Eine Problematik, die der viel gelesene Lyriker Erich Fried in seinem Gedicht „Der Guacharo“ beschreibt,

„Da rufen unsere Toten/ Aus diesen Höhlen/ kommen wir nie mehr heraus/
Wenn wir den Rufen nachgehen/ müssen wir sterben“¹⁹.

Anfang Februar 1800 reisen die beiden auf vier Maultieren weiter in Richtung Süden zum Orinoco, machen aber noch einen großen Umweg zur den südwestlich gelegenen fruchtbaren Tälern von Aragua. Bei der Untersuchung des dort gelegenen Valenziasees, mit seinen dreihundertfünfundsiebzig Quadratkilometern der größte Süßwassersee des heutigen Venezuela, berichten ihnen die Anwohner über ein starkes Absinken des Wasserspiegels, nach ihrer Meinung wohl wegen eines unterirdischen Abflusses. Die wahre Ursache wird Humboldt schnell deutlich: sie liegt in der Abholzung der umliegenden Wälder, die als Ackerland gebraucht werden. Damit fällt die Begrenzung der Verdunstung durch die Bäume weg, die Wasser speichern und die Atmosphäre mit Feuchtigkeit anreichern. Die Folge: der Wasserstand nimmt ab, ein Phänomen, das Humboldt oft an Bächen und Flüssen wiederfindet: „Zerstört man die Wälder, wie die europäischen Ansiedler allerorten in Amerika mit unvorsichtiger Hast tun, so versiegen die Quellen oder nehmen doch stark ab“²⁰, formuliert er später in seinem Reisewerk: der menschengemachte Klimawandel ist entdeckt, eine Erkenntnis von hochaktueller Bedeutung, die Francois-René Chateaubriand damals eindrucksvoll beglaubigt: „Die Wälder gehen den Menschen voran, die Wüsten folgen ihnen“²¹. Eine furchtbare Gefahr, die der eh. US-Vizepräsident und Friedensnobelpreisträger Al Gore uns heute bestätigt: „Die Erde hat jetzt Fieber und das Fieber steigt“²². Mehr noch: die seit Aristoteles herrschende anthropozentrische Sicht, die Natur sei um des Menschen willen geschaffen, sollte seit Humboldt ausgedient haben. Hat sie aber lange nicht immer wie das Beispiel des Landschaftsmalers Ferdinand Konrad Bellermann (1814-1889) zeigt, der auf Empfehlung Humboldts während seiner Venezuela-Reise zwischen 1842 und 1845 die Guácharo-Höhle malt und vorher die davor stehenden Bäume und Sträucher fallen lässt, weil sie seine Sicht stören.

Genau einen Monat nach dem Start in Caracas geht es weiter in Richtung Süden durch die riesige, ausgedörrte und eintönige Llanos-Ebene, die, schreibt Humboldt, sein „Gemüt mit dem Gefühl der Unendlichkeit“²³ erfüllt. Eine er-

neute Bestätigung, dass er zum ‚Augenmenschen‘ geworden ist und sich nicht nur auf das Experimentieren verlässt, sondern bei seinen Naturstudien auch seine Emotionen mitberücksichtigt. Die erstarrte Trockenheit des Bodens führt er auf die Brandrodungen der Indianer zurück und sieht seinen durch den Menschen verursachten Klimawandel bestätigt. Kehlmann hat die Trostlosigkeit dieser Landschaft treffend beschrieben: „Irgendwann fragte Bonpland, ob sie noch am Leben seien./ Wisse er auch nicht, sagte Humboldt, aber so oder so, was könne man tun als weitergehen?“²⁴.

Ende März 1800 kommen die beiden endlich am Río Apure an, schiffen sich mit vier einheimischen Paddlern auf einer zwölf Meter langen und ein Meter breiten Piroge ein und starten südwärts zum Río Orinoco, dem viertgrößten Fluss der Welt, der sie zu dem Río Casiquiare führen soll, der legendären Verbindung zum Río Negro und damit zum Amazonas, eine Flussfahrt, die über etwa zweitausendachthundert Kilometer führen sollte. Vor der flimmernden Hitze und den unendlichen Moskito-Schwärmen fliehen sie immer wieder gequält in den Apure, aber immer nur hintereinander, denn schuppige Krokodile und riesige Boa Constrictor, die Königsschlangen, umkreisen sie. Da muss immer einer Wache stehen. Am Beispiel der Capybaras, der Wasserschweine, die den Krokodilen im Fluss zu entkommen versuchen, nur um von Jaguaren an Land gefressen zu werden, wird Humboldt die Selektion klar, der unerbittliche Existenzkampf von Tieren, Pflanzen und Menschen. Eine Erkenntnis, die der bisherigen Auffassung, jedes Tier und jede Pflanze nehme einen gottgewollten Platz ein, diametral widerspricht, eine Vorahnung der späteren Thesen Darwins, bei dem der alte Sinn und Tröstung spendende Himmel durch einen trostlosen ‚entengelten‘ und ‚entgöttlichten‘ Raum abgelöst wird.

Nein, Erleichterungen bringt der gewaltige Orinoco nicht: im Gegenteil, die pausenlosen Mücken-Angriffe quälen die Reisenden sogar dermaßen, dass sich Humboldt eine „dritte Hand“²⁵ wünscht. Linderung finden sie nur im dichten Rauch der Hornitos, den kleinen Hütten, die die Eingeborenen als Öfen nutzen. Nachts vergraben sie sich im Sand. Gestochen werden sie trotzdem unbarmherzig im Gesicht. Kehlmann spitzt es treffend zu: morgens „brachten Humboldt und Bonpland es nicht fertig, sich zu rasieren, ihre Gesichter waren von den Insektenstichen zu geschwollen“²⁶. Die Meinung Cristobal Colons, der Orinoco sei „einer von den vier Strömen, welche nach der ehrwürdigen Sage der Vorwelt von dem Paradiese herabkommen“²⁷, die bestätigen die Reisenden jedenfalls nicht. Sie können nur froh sein, bei den extremen Belastungen nicht wie der Konquistador Lope de Aguirre durchzudrehen. Kehlmann fasst es wieder überzeugend zusammen: „Bevor Aguirre sich hierhin aufgemacht habe, sei er bei Verstand gewesen. Erst hier sei es ihm eingefallen, sich zum Imperator zu erklären“²⁸. Die nächtlichen schrillen ohrenbetäubenden Tier-Chöre hält Hum-

boldt nicht wie seine indianische Besatzung für eine Hommage an den Mond, sondern sie begleiten für ihn die gnadenlosen Kämpfe der Tiere um das Überleben²⁹. Wie schon bei den Wasserschweinen im Río Apure und bei den fünf Vegetationszonen des Vulkans Teide³⁰ erahnt er wieder die späteren Thesen Darwins. Fast wie bei einer Weinprobe probiert er auch das Wasser des Orinoco, das ihm so gar nicht schmeckt, auch wenn es durch Leintücher gefiltert wird. Nach dem Vorbild der Indianer versucht er auch Bäume am Geschmack ihrer Rinde zu unterscheiden, scheitert aber bei seinen fünfzehn Proben. Die indigenen Stämme sind den Europäern dabei haushoch überlegen, übrigens auch in der Naturbeobachtung und in ihrer sicheren Orientierungsfähigkeit im tiefsten Dschungel. Humboldt setzt sich daher immer mehr dafür ein, die indigene Bevölkerung nicht mehr als unterlegen anzusehen und zu behandeln. Seine Forderung nach Gleichwertigkeit der Alten und der Neuen Welt nimmt immer mehr Gestalt an. Ein Appell, der diametral zum Mainstream steht, der wie z. B. Cornelius de Paw in seinen „Recherches philosophiques“ 1768/9 die Inferiorität der Neuen Welt, die nicht aus ihrer Kindheit hinauskomme, betont und ihr als Krone der Schöpfung die Alte Welt gegenüberstellt³¹.

Bei den Katarakten von Atures weiter flussabwärts dringen sie in die Höhle von Atarupe ein, eine Gruft mit sechshundert gut erhaltenen Skeletten in Körben und in großen verzierten Urnen eines ausgestorbenen Völkerstammes. Wieder überschreitet Humboldt die interkulturellen Grenzen und lässt sich zum Raub mehrerer Schädel und eines vollständigen Skelettes hinreißen und das „zum größten Ärgernis unserer indianischen Führer“³². Die Grenzüberschreitung ist ihm also voll bewusst und er begeht sie trotzdem, wenn auch mit schlechtem Gefühl: „Wie im Vorgefühl (eines) schmerzhaften Verlustes, in ernster Stimmung, entfernten wir uns aus der Gruft...“³³. Nur der für Göttingen bestimmte Schädel erreicht seinen ehemaligen Lehrer Blumenbach, das Skelett geht mit einem anderen Schiff im Sturm unter.

Am 6. Mai 1800 stößt Humboldt auf dem Río Negro bis San Carlos de Río Negro, einen winzigen Ort an der Grenze Brasiliens, vor. Das portugiesische Fort auf der anderen Flussseite darf er nicht betreten, weil er kein Visum für Brasilien hat. Ohne sein Wissen verdächtigen ihn die Portugiesen, Spion zu sein und stellen einen Haftbefehl gegen ihn aus, falls er ihren Boden betrete.

Bei seinem Rückweg ab 10. Mai 1800 fährt er „durch ein sonderbares Flussnetz, vom Rio Negro mittels des Casiquiare in den Orinoco, durch das Innere des Kontinents, von der brasilianischen Grenze bis zur Küste von Caracas“³⁴. Dabei legt er als erster eine detaillierte und exakte Zeichnung dieses verzweigten Flusssystemes an, das die Verbindung des Orinoco über den Casiquiare und den Rio Negro mit dem Amazonas zeigt. Kehlmann vermutet sicher richtig, dass der Reiseforscher mit der Beschreibung und Bekanntmachung dieser Verkehrs-

adern große ökonomische Hoffnungen verbindet, während er Bonpland nur aufstöhnen lässt: „Es sei (am Casiquiare) heißer als in der Hölle, es gebe nur Gestank, Moskitos und Schlangen, hier werde nie etwas sein, und dieser dreckige Kanal werde nichts daran ändern“³⁵.

Ende August 1800 erreichen Humboldt und Bonpland wieder Cumaná, finden aber erst drei Monate später einen passenden Segler nach Kuba. Hier reiben sie sich an dem schnell um sich greifenden Zucker- und Kaffeeanbau, den große Plantagenbesitzer hartherzig mit Negersklaven durchführen. Die Subsistenzlandwirtschaft mit entsprechendem Mais-, Bananen- und Kartoffelanbau wird rücksichtslos zurückgedrängt und die robuste soziale Identifikationsmöglichkeit, die die lokale Selbstversorgung bietet, verspielt. Bei der langwierigen Vorbereitung ihrer Sammlungen zum Transport nach Europa, die bei den unsicheren Verbindungen zur Sicherheit auf mehrere Schiffe verteilt werden, hören sie davon, dass Kapitän Nicolaus Baudin zu seiner Weltumsegelung gestartet ist und auf dem Weg nach Australien wohl Lima anlaufen werde. Dort wollen sie sich ihm unbedingt anschließen. Mitte März 1801 brechen sie auf und segeln zunächst bis nach Cartagena an der Nordküste des heutigen Kolumbien. Von dort aus nehmen sie den Fluss- und Landweg, um sich die Vulkane der Anden nicht entgehen zu lassen.

Um den 20. April 1801 beginnt ihre Flussfahrt über den etwa hundert Kilometer östlich von Cartagena gelegenen Río Magdalena flussaufwärts in Richtung Süden. Sie erreichen nach rund siebenhundert Kilometern Mitte Juni den kleinen Ort Honda, hundertfünfzig Kilometer nordwestlich von Bogota. Dort treffen sie auf den großen Botaniker und Priester José Celestino Mutis, der bereits rund 6000 akribisch genaue Aquarelle von südamerikanischen Pflanzen besitzt, die zwölf Maler, unterstützt von zweiunddreißig Schülern für ihn angefertigt haben³⁶. Humboldt übergibt Mutis seine Zeichnung des Río Magdalena von der Mündung bis zu den Hondaer Stromschnellen, der erste vierblättrige Plan dieses Stroms. Ein gelungenes Beispiel für seine Kartenbilder nördlich des Amazonas. Er macht dabei Mutis und dem Vizekönig den bahnbrechenden Vorschlag, das größte Hindernis für den Schiffsverkehr, die Enge von Carare durch einen unterirdischen Kanal zu überwinden³⁷. Mehr noch, er regt an, Bogota über den Río Meta, den drittgrößten Nebenfluss des Orinoco mit dieser riesigen Wasserstraße zu verbinden. Projekte zur Verbesserung des Verkehrs, die aus wirtschaftlichen Erwägungen vorgetragen werden. Er ist eben ein umfassender Geograph in „vollendetem Sinn“³⁸, der bereits damals wie später bei seinem Vorschlag zum Bau des Panamakanals die Weltwirtschaft im Blick hat. Er zeigt aber auch Interesse für den Engelstrompetenbaum, die *Datura arborea*, die er auf dem Weg zwischen Honda und Bogota überall antrifft und deren weiße dekorative Blüten am Abend verlockend duften. Die Blätter dieses Nachtschattengewächses wer-

den damals zur Behandlung von Tumoren und Fieber verwendet und die Samen zu einem Zauber-Tropfen gegoren, vor allem um Mädchen willenlos zu machen und um die Guacas, die Kostbarkeiten bewahrenden Gräber der Ahnen, strahlen zu sehen³⁹. Humboldt wird es wohl eher der angenehme Geruch angetan haben.

Anfang September 1801 verlassen sie Bogota nach rund sechs Wochen. Sie reisen auf Lasttieren in Richtung Westen, überqueren den Rio Magdalena und nehmen dann den Pass von Quindú über die östliche Kordillere. Der Saumpfad ist dort nur dreißig bis vierzig Zentimeter breit und viele Spanier lassen sich von ihren „Cavallitos“, ihren Pferdchen, kräftigen Indianern mit einem Stuhl auf dem Rücken über diese gefährlichen Stellen tragen. Eine Missachtung der Menschenwürde, die die Reiseforscher empört und die sie vehement ablehnen: sie gehen zu Fuß! Anfang Januar 1802 treffen sie in Quito ein. Als sie erfahren, dass Kapitän Baudin über das Kap der Guten Hoffnung nach Australien segelt und nicht nach Lima kommt, haben sie genug Zeit, um in Quito ihr Quartier aufzuschlagen und die Vulkanlandschaft in der Nähe dieser Stadt zu studieren. Worum es geht? Vorwiegend um zwei Rätsel: um die Fragen, ob die Vulkane unterirdisch miteinander verbunden sind und wie die Erde entstanden ist. Probleme, die Humboldt so stark absorbieren, dass er ausgerechnet die Avancen von Rosa Mantúfar, der jungen und hübschen Tochter seines Gastgeber, der ihn und Bonpland in seinem luxuriösen Haus beherbergt, übersieht. Die beklagt sich prompt: „Bei Tisch verweilte er nie länger als notwendig war, den Damen Artigkeiten zu sagen und seinen Appetit zu stillen. Dann war er immer wieder draußen, schaute jeden Stein an und sammelte Kräuter. Bei Nacht, wenn wir längst schliefen, guckte er sich die Sterne an. Wir Mädchen konnten all das noch viel weniger begreifen als der Marquis, mein Vater“⁴⁰. Sie weiß natürlich nicht, dass Humboldt einen verheirateten Mann für einen „verlorenen Menschen“⁴¹ hält. Ihren attraktiven zweiundzwanzig-jährigen Bruder Carlos macht er dagegen zu seinem mehrjährigen Reisebegleiter. Eine harte Entscheidung für den begabten Astronomen Caldas, der ebenfalls darauf brennt, von dem großen Deutschen mitgenommen zu werden. Obwohl Mutis diesen Plan unterstützt und sogar zusammen mit Freunden die Reisekosten übernehmen will, lehnt Humboldt ab. Und die Konsequenz? Der zurückgesetzte Caldas diffamiert ihn als Homosexuellen und kritisiert seine angeblich zu oberflächliche und schnelle Arbeitsweise.

Schon im März gelingt ihnen die Bezwingung des Vulkans Antisana mit seinen 5407 Metern, im April scheitert der Aufstieg des 5900 Meter hohen Cotopaxi wegen starken Schneefalls bei 4400 Metern und Ende Mai überrascht sie in knapp 5000 Metern Höhe ein Erdbeben auf dem Gipfel des Pinchincha. Humboldt registriert in einer guten halben Stunde fünfzehn Stöße. Abergläubische Bewohner Quitos machen ihn für die Beben verantwortlich und vermuten, der „Ketzer“ habe Pulver in den Krater heruntergeschüttet⁴². Am 23. Juni



Abb. 3: Friedrich Georg Weitsch: Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland am Fuß des Vulkans Chimborazo, 1806

folgt dann der Höhepunkt für die Gipfelstürmer: die Besteigung des Chimborazo, der damals als der höchste Berg der Welt gilt und den Bolivar in seinem Gedicht „Traumgesicht auf dem Chimborazo“ den „Wartturm“ der Welt“ nennt⁴³ (**Abb. 3**).

Die Einheimischen lassen sie in 5100 Metern Höhe im Stich, nur Humboldt, Bonpland und Mantúfar steigen unter Aufbietung aller Kräfte weiter auf. Aber bald ist Schluss: eine unüberwindbare Gletscherspalte etwa dreihundert Meter unter dem Gipfel zwingt zur Umkehr. Mit der Natur lässt sich eben nicht spaßen, sie entzieht sich der Unterwerfung durch Menschen⁴⁴. Trotz allem ein Sieg: noch nie sind Bergsteiger bis zu dieser Höhe vorgestoßen. Und das ohne GPS und ohne gute Ausrüstung. Ein Triumph, der durch das Aufreißen des Himmels und das plötzliche Erscheinen der majestätischen Bergkrone vollendet wird. Ein unglaubliches Erlebnis, das Humboldt anschließend in seinem Naturgemälde, dem berühmten Querschnitt des Chimborazo mit seiner richtungsweisenden ganzheitlichen Darstellung der Pflanzenarten nach ihrer Verteilung auf verschiedene klimatische Zonen, festhält (**Abb. 4**). Er überträgt als erster seine Ergeb-

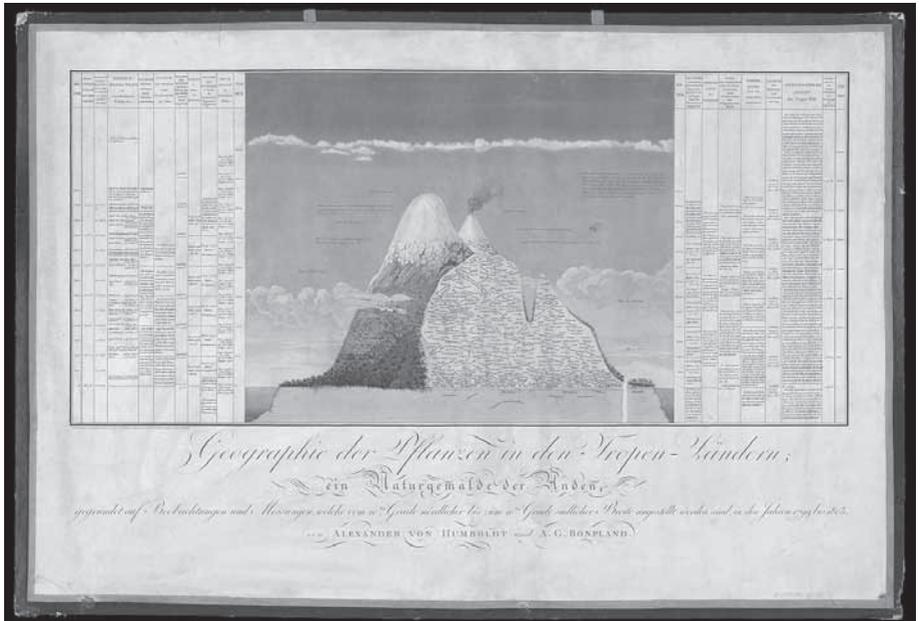


Abb. 4: Ideen zu einer Geografie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer. Entwurf Alexander von Humboldt, Zeichnung von Schönberger und Turpin Paris 1805

nisse in Zeichnungen: die Infografik ist geboren! Selbst wenn er damals wirklich einige Pflanzenarten von einem anderen Vulkan auf den Chimborazo übertragen hat, die dort nicht vorkommen sollen, schmälert das diese Leistung nicht⁴⁵. Sie ist sogar noch viel größer, wie seine Vermutung, die Vulkane des Hochlandes von Quito bildeten einen „einzig vulkanischen Herd“⁴⁶, seien unterirdisch miteinander verbunden, zeigt. Der ehemalige Neptunist Humboldt aus der prominenten Freiburger Schule um Professor Werner wird zum Plutonisten, der fest an die Entstehung der Erde aus Feuer glaubt. „Die philosophische Naturkunde erhebt sich (für ihn) über die Bedürfnisse einer bloßen Naturbeschreibung“⁴⁷.

Der überzeugte Neptunist Goethe kontert 1824 humorvoll in einem Brief an ihn: „da Sie zu den Naturforschern gehören, die alles durch Vulkane erzeugt halten, so sende ich Ihnen einen weiblichen Vulkan (eine temperamentvolle Frau), der alles vollends versengt und verbrennt, was noch übrig ist“⁴⁸. Die majestätischen Vulkane verhexen den Gipfelstürmer immer wieder und heilen nach ihm die „tiefen Wunden, die die ‚reine Vernunft‘ manchmal⁴⁹ schlägt. Eine Bestätigung für seine Auffassung, dass sich die Naturforschung nicht auf Experi-

mente und Messungen beschränken darf, sondern die emotionalen Reaktionen mitberücksichtigen muss. Insgesamt eine ungeheure Ausbeute an spannenden Erkenntnissen, die später mit Goethe besprochen werden.

Auf der Weiterreise in Richtung Lima stoßen Humboldt und seine beiden Reisebegleiter immer wieder auf Monumente der Inkas, allen voran auf Reste der alten Inkastraße mit ihren beeindruckenden schwarzbraunen vulkanischen Trap-Porphyr Pflastersteinen. Und das in dieser großen Höhe. Die Niveauunterschiede werden durch eingebaute Treppen ausgeglichen, die Inkas kannten ja keine Karren. Die weitgehende Zerstörung dieses gigantischen Bauwerks durch die Spanier erinnert die drei erneut an die Ausmaße menschlicher Eingriffe in die Natur. Die von Quito bis Peru vorherrschende Inkasprache ist so ausdrucksstark, dass junge Männer bei ihren Betörungsversuchen ihrer Angebeteten ‚Inka‘ sprechen, wenn sie mit dem Spanischen nicht weiterkommen. Ein Sprachreichtum, der an Goethes Reimhochzeit mit Helena erinnert und Humboldt sicher davon überzeugt, dass die damals so oft behauptete Armut der indigenen Sprachen einfach nicht stimmt. Ein Befund, den auch sein Wortkatalog der indianischen Sprachen bestätigt, der Wörter für abstrakte Bedeutungen enthält, selbst für Begriffe wie Ewigkeit oder Zukunft⁵⁰. Lateinamerika besitzt eben einen höheren Entwicklungsstand als viele damals glauben.

Die Wissbegierde der freien Jíbaros-Indianer, auf die sie Ende August 1802 am Río Marañón treffen und ihre Sprachbegabung, sie sprechen mühelos ganze Sätze auf Deutsch, Englisch und Französisch nach, überzeugt Humboldt von ihrem „großen geistigen Adel“ und das ganz im Gegenteil zu dem Indio der Missionen, der für ihn „der Sklave der priesterlichen Ansichten und Unterdrückung ist“⁵¹. Besonders deutlich macht dann noch einmal die Ausbeutung der Chinarindenbäume um Loja am südlichen Ende der Cordillera Real etwa hundert Kilometer nördlich von der peruanischen Grenze die Zerstörung der Umwelt durch den Menschen: ohne jede Rücksicht auf das Überleben der Bäume werden die chininhaltigen Rinden entnommen und bei der Malariabehandlung eingesetzt. Weiter südlich in der peruanischen Cajamarca-Ebene besichtigen sie die Ruinen der Residenz des Atahualpa, des letzten Inkaherrschers, den Pizarro trotz Zahlung eines enormen Lösegeldes in Gold und Silber im Juli 1533 hinrichten ließ. Die Legende, seine Gärten voller Goldbäume und seine Goldschätze lägen unter den Schuttbergen, beeindruckt Humboldt, ganz glauben kann er sie aber nicht.

Ende Oktober 1802 kommen sie in Lima an, dem Sitz des Vizekönigs von Peru. Anstelle der „Stadt des Luxus, der Pracht und der Schönheit“, die man ihnen in Europa prophezeit hat, schreibt Humboldt⁵², finden sie eine Hauptstadt aus „Kartenhäusern“ vor und eine zerstrittene, langweilige, egoistische Gesellschaft, die sich mit Glücksspielen ruiniert und nichts anderes als ihre Stierkämp-

fe und öden Komödienabende kennt. Glücklicherweise lernen sie in Callao, Limas Hafen, die Anwendung des Guano als Düngemittel kennen, ein kleiner Lichtblick.

Nach gut zwei Monaten segeln sie nach Guayaquil, der Hafenstadt im heutigen Ecuador. Humboldt untersucht dabei den kalten Strom, der an der Westküste Lateinamerikas entlangläuft und später nach ihm benannt wird. Nein, entdeckt hat er ihn nicht, wie viele meinen, nur beschrieben. Im Vermessen macht ihm eben niemand etwas vor!

Mitte Februar 1803 verlässt dann ihr Schiff diesen Hafen in Richtung Mexiko. Die mehr als dreijährige aufregende und lehrreiche, aber auch gefährliche und strapaziöse Zeit in Südamerika geht damit zu Ende.

Im März 1804 kommt das Expeditions-Trio in Mexiko-Stadt an, dem Sitz des Vizekönigs von Neuspanien. Der botanische Garten, die Bergschule und die Kunstakademie begeistern sie. Besonders die Geschmacksbildung der Handwerker durch die Akademie und ihre Vermischung der sozialen Schichten. Und das in einer Gesellschaft, die mit dem Vizekönig an der Spitze streng gegliedert und voller Vorurteile ist. Humboldt weist ausdrücklich noch einmal darauf hin, dass die oft behauptete Unwissenheit der Kreolen „keine Wirkung des Klimas oder eines Mangels an moralischer Energie, sondern, wo sie noch etwa stattfindet, einzig und allein die Folge der Isolierung und der den Kolonien eigenen Fehler in ihren gesellschaftlichen Institutionen ist“⁵³. Wieder liegt sein Finger auf der Wunde des Kolonialismus und dessen Ausnutzung der Sklaven. Die beobachtet er besonders in einer Tuchfabrik und in einem Silberbergwerk, in dem die Indios pro Schicht zehn Ein- und Abstiege über 1800 Stufen bewältigen müssen und das mit einer Last von zweieinhalb Zentnern Erz auf dem Buckel. Resigniert notiert er: „Viele Weiße benutzen Indianer wie Trag- und oft als gesattelte Reittiere“⁵⁴. Nein, Kolonialismus hat keine Zukunft! Schon allein diese Kritik zeigt, dass der Bericht der Frau des spanischen Gesandten, die damals immer wieder erzählt, dass eine junge hübsche und geistvolle Frau, die „schöne Rodriguez“, Humboldt so bestrickt habe, „dass der ernste Gelehrte bedeutend verzaubert war, und dass weder Minen noch Berge, Geografie und Geologie ... ihn geschützt haben“⁵⁵, doch nur eine Legende ist.

Im Juni 1804 berichtet der Hamburger „Correspondent“ lapidar über Humboldts Tod an Gelbfieber. Der ist aber bereits Ende Mai wohlbehalten in Philadelphia an der amerikanischen Ostküste angekommen und hält sich seit dem 1. Juni in Washington auf.

Nach fünf Jahren in der überwältigenden wilden Natur Lateinamerikas ist vor diesem Spiegel ein Kontrastprogramm gefragt: die Zivilisation der Republik Amerika. Der amerikanische Präsident Thomas Jefferson lädt ihn zu mehreren

Treffen in das Weiße Haus ein. Jefferson ist ein Mann ganz nach seinem Geschmack: er sieht sich mehr als Farmer und Naturforscher, weniger als Politiker und teilt Humboldts Liebe zu Freiheit und Republik. Beide waren zu Zeiten der französischen Revolution in Paris, der Reiseforscher 1790 beim Jahrestag der Revolution und der Präsident als amerikanischer Botschafter von 1785 bis Ende September 1789. Für beide ist Faulheit das „gefährlichste Gift des Lebens“⁵⁶. Bei ihren Treffen geht es um die für Menschen am besten geeignete Staatsform und das ist für Jefferson die föderale Agrarrepublik freier Farmer und keinesfalls der von Handel und Banken geförderte Zentralstaat mit einer mächtigen Hauptstadt. Kaufleute entwickeln eine viel schwächere Bindung an ihr Land als Bauern, davon ist er überzeugt. Eine Staatsauffassung, die Humboldt im Wesentlichen teilt. Bei Jeffersons Einschätzung der Schwarzen als den Weißen unterlegen, da kann er allerdings nicht mitgehen. Für ihn haben Menschen, egal ob schwarz oder weiß den gleichen Ursprung und gehören⁵⁷ zu einer Familie. Vordarwinische Erkenntnisse! Über die Beschäftigung von Sklaven auf dem Landgut des Präsidenten „Monticello“ geht er ebenso hinweg wie über die Unfreien Washingtons.

Über seine Erfahrungen in Mexiko, seit dem vor kurzem erfolgten Ankauf des Louisiana-Territoriums der neue Nachbar an der Südgrenze der USA, kann der Präsident nicht genug hören. Für ihn sind die spanischen Kolonialarchive verschlossen. Humboldt gibt mit Hilfe seiner eigenen Landkarten erschöpfend Auskunft, so umfassend, dass der damalige Finanzminister Albert Gallatin seiner Frau schreibt, man lerne bei diesem außergewöhnlichen Gelehrten in kurzer Zeit mehr als bei einem langen Bücherstudium⁵⁸. Eine Einschätzung, die Goethe später bei Eckermann sinngemäß wiederholen wird⁵⁹. Übrigens teilt er auch aus vollem Herzen den Bau des Panamakanals, den Humboldt dem amerikanischen Präsidenten vorschlägt⁶⁰. Für Jefferson wird Humboldt zum „most scientific man of his age“. Aber nicht nur das. Dolley Madison, die Frau des Außenministers bescheinigt ihm großen Charme: „All the ladies say, they are in love with him“⁶¹.

Nach mehr als fünf Jahren kommt das Trio mit der Fregatte „Favorite“ am 1. August 1804 in Bordeaux an und reist schnell nach Paris weiter, damals die Hochburg der Wissenschaften. Höher geflogen als der Chemiker Louis Joseph Gay-Lussac mit seinem Ballonflug Mitte September 1804 über dieser Metropole ist jedenfalls noch niemand: er erreicht 7000 Meter, Humboldt dagegen musste auf dem Chimborazo bei rund 5900 Metern dreihundert Meter unter dem Gipfel umkehren. Nicht so tragisch, die Pariser drehen sich nach dem Wundermann mit seinen nie gesehenen Gesteinsproben vom Chimborazo auf der Straße mit Stauen um, so wie wir mehr als anderthalb Jahrhunderte später nach den Mondfahrern und ihrem Mondgestein. Und die Wissenschaftler sehen in ihm einen ganz

großen Gelehrten. Mit diesem ersten ‚Forschungsreisenden‘, dem es nicht um Profit, sondern um Erkenntnis geht, deutet sich schon damals ein Epochenbruch an. Sensationell, dass er 2000 neue Pflanzenarten mitbringt, bis dahin waren nur 6000 bekannt. Und trotzdem findet er noch Zeit, sich mit jungen Südamerikanern zu treffen, darunter der einundzwanzigjährige Simon Bolivar. Damals politisch noch ein Träumer, der den frühen Tod seiner jungen Frau in Spiel- und Alkoholexzessen zu vergessen sucht.

Goethes Aufnahme von Humboldts neuen Einsichten

Goethe schreibt seinerzeit erleichtert an Wilhelm von Humboldt, sein Bruder sei ja jetzt „gewissermaßen von den Toten wieder“⁶² auferstanden. Das reicht ihm aber nicht, wie sein Faust will er alles wissen: „Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner müh- und gefahrvollen Reise wieder bei den Seinen zu wissen, so musste nun der zweite sogleich lebhaft entstehen, und jedermann höchst begierig sein auf eine Mitteilung aus der Fülle der eroberten Schätze“⁶³. Seine Geduld wird bis zum Erscheinen der ersten beiden Bände des großen amerikanischen Reisewerkes 1807 und 1808 auf eine harte Probe gestellt.

Die „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“ (1807) und die „Ansichten der Natur“ (1808) liest der Dichturfürst wie im Rausch durch, die „Geographie“ gleich mehrmals. Nicht nur das, er wird bei dem ersten Buch sogar zum ‚Mitautor‘: in seinem Exemplar fehlt noch das später so berühmt gewordene „Naturgemälde“, der Querschnitt des Chimborazo. Da setzt er sich in seiner Begeisterung einfach hin, skizziert das Bild selbst und schickt es Humboldt. Der ist darüber gar nicht so erbaut, Goethes Zeichnung ist eben kein großer Wurf! In der Widmung seiner „Geographie“ an Goethe entreißt Apollo, der Gott der Künste, den Schleier von der Göttin der Natur. Dem ist Goethe mit seiner Skizze nicht ganz gerecht geworden. Der Dichturfürst ist jedenfalls von den eleganten und mitreißenden Büchern hingerissen. Viele Jahre später, im Mai 1821 schreibt er Humboldt, wie gern er ihm „in die wildesten Gegenden“ gefolgt wäre.

Zur Zeit der Jenaer „Kleinen Akademie“ Mitte der 90er Jahre hat Goethe Humboldt bereits als begabten Naturwissenschaftler gesehen, jetzt wird er für ihn zu dem größten Wissenschaftler, eine Einschätzung, die sich mit den Jahren, ihren Treffen in Weimar und mit Humboldts weiteren Werken immer mehr verdichtet. Jahre später bringt er das Eckermann gegenüber auf den Punkt: „Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Ge-

fäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegen strömt“⁶⁴. Wenige Monate später ergänzt er noch, dass Humboldt ihn in einem einzigen Tag weiterbringe als sein eigenes Studium in Jahren⁶⁵. Eine Würdigung, die auch für seinen Herzog Carl August gilt, der immer wieder das Gespräch mit Humboldt sucht⁶⁶.

Natürlich hat Goethe Humboldt auch prägend beeinflusst, besonders in seiner Entwicklung zum Augenmenschen, bei seiner Verbindung von Wissenschaft und Emotion in seinen Untersuchungen. Aber auch die Nähe von Natur und Fantasie gehe auf den Einfluss von Goethes Schriften auf ihn zurück⁶⁷, schreibt der Reiseforscher später dem Dichter. Für den Humboldt-Forscher Hanno Beck liegt sogar „etwas vom Kern eines Goetheschen Gedichtes“⁶⁸ in seinen Werken. Nicht umsonst war für Humboldt die Sprache fast so wichtig wie der Inhalt.

Bei dieser gegenseitigen Wertschätzung und Bereicherung und bei Goethes Charakterisierung Humboldts als strudelnden Wissensbrunnen⁶⁹ haben sie selbstverständlich die Entdeckungen sowie großen Erkenntnisse und Probleme, die Humboldt auf seiner Expedition deutlich geworden sind, bei ihren Zusammenkünften vor dem Hintergrund von Goethes naturwissenschaftlichen Studien leidenschaftlich diskutiert (**Abb. 5 u. 6**).



Abb. 5:
Karl Joseph Stieler: Porträt von
Johann Wolfgang von Goethe
im 80. Lebensjahr, 1828



Abb. 6:
**Karl Joseph Stieler: Porträt von
Alexander von Humboldt, 1843**

„Die Natur ergibt sich nicht einem Jeden. Sie erweist sich vielmehr gegen viele wie ein neckisches junges Mädchen, das uns durch tausend Reize anlockt, aber in dem Augenblick, wo wir es zu fassen und zu besitzen glauben, unseren Armen entschlüpft“⁷⁰, meint Goethe am Ende seines Lebens zu Eckermann. Und doch, fährt er fort, gehe „nichts über die Freude, die uns das Studium der Natur gewährt. ... Und gerade, dass sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr hinzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen“⁷¹. Eine Grundwahrheit, über die beide wie über die meisten der großen Einsichten, die Humboldt auf seiner Expedition gewinnt bzw. festigt, weitgehend übereinstimmen oder sich einigen können. Die wichtigsten Beispiele:

Die vordarwinischen Gedanken Humboldts zur Evolution fallen bei Goethe auf äußerst fruchtbaren Boden. Bereits im März 1784 glaubt der Dichter, den Zwischenkieferknochen als erster beim Menschen entdeckt zu haben⁷²: „Ich habe gefunden –weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht – das os intermaxillare“, schreibt er sofort triumphierend an Herder⁷³. Die theologische Forderung der klaren Unterscheidung zwischen Mensch und Tier

ist gefallen, ein allmählicher Entwicklungsgang deutet sich an. Ganz abgesehen von Goethes 1790 erschienener „Metamorphose der Pflanzen“, die ebenfalls eine Entfaltung vom Blatt ausgehend nahelegt. Der Maler Tischbein in Rom freut sich und sieht darin eine Anleitung, wie man aus „einfachsten Anfängen immer zierlichere Blumenformen erfinden kann“. Nur die Weimarer Damenwelt hält diese „Gärtnerei“ für zu abstrakt⁷⁴. Goethes tiefe Abneigung gegen „jeden gewaltsamen Umsturz“ passt gut in diesen Zusammenhang: „jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß“. Das zeige gut die Entwicklung der Pflanze, beispielsweise seine heiß geliebte Rose: Die blühe ja auch nicht plötzlich im April in seinem Garten, sondern entwickle sich langsam von den ersten grünen Blättern über die Knospe bis zur Blüte. Abwarten müsse man eben können⁷⁵. Das gelte übrigens auch für die Entwicklung der Menschheit über Jahrtausende, vielleicht viele Millionen von Jahren⁷⁶.

Der Weltumsegler Georg Forster macht Goethe schon früh auf die Folgen von Entwaldungen aufmerksam: bei weiterer zunehmender Abholzung werde Europa unbewohnbar, eine Migrationsbewegung von Nord nach Süd werde folgen⁷⁷. Umso begieriger wird Goethe den von Humboldt kritisierten menschengemachten Klimawandel durch brutale Rodungen aufgenommen haben. Carl August beauftragt ihn auch um 1810, mit neun Stationen ein Messnetz für Wetterbeobachtungen aufzubauen. Sein Versuch über die Witterungslehre erscheint allerdings erst posthum. Dass das Wetter nicht von kosmischen Einflüssen abhängt, sondern „tellurisch“ von der Erde herrührt, passt zu Humboldts menschengemachten Umwelt- und Klimaschäden.

Humboldts Überschreitungen der interkulturellen Grenzen in der Guáchara-Höhle und in der von Ataruípe⁷⁸ werden Goethe weiter für die Frage der Gleichheit der Menschen sowie der Alten und der Neuen Welt sensibilisiert haben. Vorbereitet ist er damals bereits durch die Diskussion der „Histoire philosophique des Indes“ (1770) des Abbé Raynal, der vehement im Geist der Aufklärung Kolonialismus, Sklaverei und Tyrannei kritisiert. Prompt wird Raynals Buch 1781 in Paris verboten und er geht nach Preußen ins Exil. Goethe liest und diskutiert das Werk über längere Zeit in seinem Weimarer Lesekreis⁷⁹. Bei seiner Lektüre und teilweise bei seinen Treffen mit den Reiseforschern Forster, Wied und Martius stößt er später immer wieder auf die Frage der Gleichwertigkeit der Indianer⁸⁰. Doch da sind noch weitere von Humboldt angesprochene Themen, zu denen Goethe große Affinität hat:

Deutet schon Humboldts erste Vermessung des Casiquiare, der Verbindung des Orinoco mit dem Rio Negro und damit mit dem Amazonas, auf Verbesserungen der Verkehrswege und damit auf die Ankurbelung der Ökonomie, dann ganz besonders seine Idee des Panamakanalbaus, die er dem amerikanischen Präsidenten Thomas Jefferson vorträgt. Goethe greift den Vorschlag später be-

geistert auf und baut ihn in einem Gespräch mit Eckermann entschieden aus: diese Anregung sei von größtem Interesse und aus dieser Verbindung würden „für die ganze zivilisierte und nichtzivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen“ und fährt fort: „Es ist ferner vorauszusehen, dass an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans ... nach und nach Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. ... Dies möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. ... Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten⁸¹“. Einiger können sich Dichter und Reiseforscher eigentlich nicht sein.

Nicht ganz so einmütig sind sie in ihren Vorstellungen über die geeignetste Staatsform für die Neue Welt. Die Humboldt und Jefferson vorschwebende föderale Agrarrepublik freier Farmer für die Vereinigten Staaten, die identitäts- und gemeinschaftsstiftende Arbeit ermöglicht, trägt Goethe zwar in ihrem sinnstiftenden Aspekt mit, aber weniger den republikanischen Rahmen. Da denkt er wohl mehr an eine konstitutionelle aufgeklärte Monarchie. Das zeigt sich auf der einen Seite deutlich in seinen „Wanderjahren“ sowie im „Faust“ und auf der anderen Seite in seiner lebenslangen Unterstützung seines Herzogtums.

In den „Wanderjahren“ fordert Goethe für die Auswanderung in die Neue Welt eine erstklassige Ausbildung mit garantierter Verwendbarkeit: „Was die Welt heute braucht, in der Unsicherheit von Besitz und Erwerb, ist der einseitig Tüchtige und meisterlich Ausgebildete, der einem Ganzen dient“⁸². Beispielsweise der Kunsthandwerker, der meisterhaft hölzerne Modelle für das Anatomie-Studium herzustellen weiß⁸³. Ganz am Ende von „Faust II“ schälen sich die vier grauen Weiber Sorge, Schuld, Mangel und Not, die Schwestern des Bruders Tod, aus Rauchschwaden und schleudern Faust entgegen: „Die Menschen sind im ganzen Leben blind/, Nun Fauste, werde du's am Ende“⁸⁴. Doch der Geblen-dete wird ‚sehend‘ und ihm gelingt mit seinem Kolonisationsprojekt der Durchbruch zu sinnstiftender Arbeit: „Eröffne ich Räume vielen Millionen,/Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen./ ... /Solch ein Gewimmel möchte‘ ich sehn,/Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen./ Zum Augenblicke dürft‘ ich sagen:/Verweile doch, du bist so schön! ... / Im Vorgefühl von solchem Glück/ Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick“⁸⁵.

Dass Goethe für eine verfassungsmäßige gerechte Monarchie eintritt, zeigt seine zur Zeit der französischen Revolution geschriebene Komödie „Die Aufgeregten“, sein politisches Glaubensbekenntnis⁸⁶. Die Gräfin lernt in Paris, wie schnell die Ungerechtigkeiten der Fürsten mit Revolutionen beantwortet werden: „Zu keiner ... will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Na-

men einer Demokratinnen verschrien werden sollte“.⁸⁷ Eine Auslegung einer geeigneten Staatsform, die sich in Goethes Amerikagedicht von 1827 widerspiegelt:

„Amerika, Du hast es besser/ Als unser Kontinent, das alte./ Hast keine verfallene Schlösser/ Und keine Basalte./ Dich stört nicht im Innern,/ zu lebendiger Zeit./ Unnützes Erinnern/ Und vergeblicher Streit./ Benutzt die Gegenwart mit Glück!/ Und wenn nun eure Kinder dichten,/ Bewahre sie in gut Geschick/ vor Ritter-, Räuber-, und Gespenstergeschichten“⁸⁸. Vor dem Hintergrund des schwachen Europa erstrahlen die Vereinigten Staaten: sie haben keine verfallenen Schlösser, keinen ungerechten Adel, und keine Basalte, sprich keine Revolutionen – der Unabhängigkeitskrieg liegt rund fünfzig Jahre zurück und der Sezessionskrieg noch in weiter Ferne. Keine kleinlichen Streitereien und keine Schundliteratur. Den Hieb gegen die Literaten kann sich Goethe nicht verkneifen!

Richtig uneinig sind sich der Reiseforscher und der Dichter nur in zwei Fragen, der Entstehung der Welt durch Vulkanismus oder Neptunismus, aus Feuer oder Wasser, und der Farbenlehre. Die Themen werden einfach nicht angechnitten.

Einflüsse der Neuen Welt auf Goethes literarische Werke

Eine verrückte Annahme? Keineswegs, werden doch seine Werke „durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten aus der Luft gegriffen, halte ich nichts“, versichert er Eckermann⁸⁹. Schon die „Wahlverwandtschaften“, die Goethe im Oktober 1809 Humboldt schickt, bringen einen schlagenden Beweis: „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen und die Gesinnungen ändern sich gewiss in einem Lande, wo Elefanten und Tiger zu Hause sind ... Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören“, vertraut Ottilie ihrem Tagebuch an. Das ist die einzige Stelle in seinem Werk, in der einer der Reiseforscher mit Namen genannt wird⁹⁰. Klar, dass das nur Humboldt sein kann! Und Goethe bestätigt Eckermann wieder: „Es gibt in den ‚Wahlverwandtschaften‘ nicht eine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte...“⁹¹.

In seinen Meister-Romanen scheint Amerika in allen drei Büchern auf und Gipfelt in den „Wanderjahren“ in einen „Trieb nach Amerika“⁹² und in einen wahren Lobgesang auf die Forschungsreisenden: „Wir aber gedenken sogleich vollendeter ausgezeichneten Männer, jener edlen Naturforscher, die jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr wissentlich entgegengehen, um der Welt die Welt zu öffnen und durch das Unwegsamste hindurch Pfad und Bahn zu breiten“⁹³. Eine Hymne, die in den „Marienbader Elegien“ wieder aufgegriffen wird: hier werden die Reiseforscher zu seinen „Weggenossen“⁹⁴, die er zu Entdeckungen der Welt anregt.

In seiner Fragment gebliebenen Erzählung „Die Reise der Söhne Megaprazons“ aus dem Jahre 1792 tauchen zwei irdische Südseeparadiese auf und Goethe gesteht Eckermann: „Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu genießen“⁹⁵. Fraglich, ob das in dieser Utopie gelingen könnte.

Im „Faust II“ dagegen wird diese Traumwelt für den Protagonisten am Ende seines rund hundertjährigen Lebens Realität: Faust glaubt an sein Landgewinnungs- und Kanalprojekt, das wieder an den Panamakanal denken lässt: er sieht darin den Schritt zur identitäts- und gemeinschaftstiftenden Arbeit, sein Leben bekommt damit einen bedeutungsvollen Inhalt⁹⁶.

Und seine idyllisch-epische Dichtung aus neun Gesängen „Herman und Dorothea“? Nein, diese Brautwerbungsstory in Revolutionszeiten ist nicht nur nach Erscheinen ein begehrtes Hochzeitgeschenk, sondern der Weltumsegler Georg Forster ist Vorbild für den gepriesenen alle Weltmeere befahrenden Seehelden des neunten Gesangs, aber auch Modell für den in Paris sterbenden Freiheitshelden des sechsten Gesangs.

Die Bedeutung der Treffen Goethes und Humboldts für die Welt von heute und morgen

Humboldt sei überschätzt, er habe nicht als erster die Welt vermessen und schon gar nicht vor dem Klimawandel gewarnt, ja seine Erkundungen hätten sogar zur „Ausbeutung“ geführt, außerdem erinnere er als Skelett-Räuber fatal an koloniale Dominanz⁹⁷, so einige heutige Stimmen. Wie sehr sich Humboldt gegen die Ausplünderung der Neuen Welt und gegen den Kolonialismus gestellt hat, zeigt dieser Artikel. Aber auch der Hauptvorwurf des nichterfolgten Mahnrufes vor dem Klimawandel greift viel zu kurz: der in diesem Beitrag erfolgte Faktencheck zu Humboldts, aber auch Goethes Ansichten zu Evolution, Klimawandel, Erderwärmung, Globalisierung, Gleichwertigkeit der Alten und Neuen Welt einschließlich interkultureller Grenzüberschreitungen sowie zu geeigneten Staatsformen für den Wandel zwingt zum Vergleich der damaligen und heutigen Zustände, warnt damit implizit vor den gegenwärtigen negativen Entwicklungen und regt zu entsprechenden Handlungskorrekturen an. Im Einzelnen:

Während Teile der Wissenschaft schon das Ende der von den beiden ange-dachten Evolution prophezeien, das durch den Klimawandel bedingte Artensterben steige zu drastisch an, entsteht bei den Corona-Viren durch das zunehmende Impfen ein Evolutionsdruck, der zu neuen Varianten, die sich biologische Nischen suchen, führt. Eine evolutionäre Entwicklung von dramatischer welt-

weiter Aktualität, in die die Forschung so schnell und effektiv wie möglich eingreift und die eher an mehr als weniger Mutationen denken lässt. Evolutionskritiker wie christliche Fundamentalisten, die wie die Bibel von göttlicher Lenkung ausgehen und denen ein großer Teil der nordamerikanischen Bevölkerung angehört, sollten aufhören!

Auf „Humboldts Berg“, dem Chimborazo, haben sich die Höhenstufen der Vegetation seit 1802 um etwa 500 Meter nach oben verschoben - dank des wärmeren Klimas, von der Gletscherschmelze ganz abgesehen⁹⁸. Ein wichtiger Baustein für die weltweiten Manifestationen gegen den Klimawandel.

Ferdinand Konrad Bellermann lässt noch Bäume, die ihn während seiner Venezuela-Reise 1842-1845 beim Malen der Guáchara-Höhle stören, abholzen, seit 1975 gehört sie zu einem Nationalpark und ist damit vor weiteren Abholzungen geschützt.

„Ein See sieht schwarz“⁹⁹. Gemeint ist der Valenzia-See von heute, dessen starke Wasserverluste Humboldt mit den Abholzungen der rundum liegenden Wälder erklärt und den dadurch ausgelösten Klimawandel voraussagt. Die aktuellen Proteste wenden sich gegen seine Kontaminierung durch zwei am See gelegene Städte, die zu starkem Fischsterben geführt hat und jeden Tourismus unmöglich macht.

Die Llanos-Ebenen, die Humboldt zweimal durchquert und ihn wegen ihrer Rodungen ebenfalls den Klimawandel prophezeien lassen, sind aktuell durch die wachsende Bevölkerung und die dadurch bedingte Ausdehnung der Landwirtschaft gefährdet. Das „Sustainable Land Use Project“ (Sulu) des Bundesministeriums für Umwelt stemmt sich dagegen.

Humboldts und Goethes Traum vom Panamakanal, den ganze Schulklassen als siebtes Weltwunder definiert haben, und der damit verbundenen Globalisierung erlangt im Frühjahr 2021 mit der langwierigen Blockierung des Suezkanals durch den 400 Meter langen Containerfrachter „Ever Given“ ungeahnte Risse: die sechstägige Blockade bringt den Ölhandel zum Stocken und sorgt für Befürchtungen von Versorgungsengpässen in der Wirtschaft, zum Beispiel in der deutschen Autoindustrie. Die Betreiber des Kanals verlangen von der Reederei eine Entschädigung von 900 Millionen Dollar. Ein überzeugendes Beispiel für die Aktualität von Humboldt und Goethe. Zahlreiche Institutionen wie die UNO, der Internationale Währungsfond oder die OECD sichern diese internationale Verflechtung und den Weltfrieden.

Der Übergang von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungszusammenarbeit und zur Selbsthilfe ist eine angemessene Antwort auf die kritische Diskussion des Verhältnisses der Alten und Neuen Welt durch Humboldt und Goethe. Es läuft heute alles auf die Gleichberechtigung von Geber- und Empfängerländern hinaus, auf partnerschaftliche Zusammenarbeit auf Augenhöhe und Akzep-

tanz der interkulturellen Grenzen. Wenn ihre Verletzung bei Humboldt immerhin ein schlechtes Gewissen hervorruft, sollen heute interkulturelle Trainings entsprechende Brüche möglichst verhindern. Dass beispielsweise in Indonesien eine Abendeinladung nach dem Prinzip „Makan dan Pulang“ (Essen und nach Hause gehen) nach Abschluss des Essens beendet ist, weil längeres Bleiben der Gäste auf ihre Erwartung weiterer Genüsse hinweist, und dass der einladende Geschäftspartner das Gesprächsende mit dem ersten Schluck aus seinem eisgekühlten Teeglas anzeigt, muss man eben lernen. Trinkt der in den Tropen durstige Gast sofort zu Beginn aus seinem Glas, begeht er einen schweren Fauxpas.

Bayern untersagt während der Pandemie Veranstaltungen mit mehr als hundert Personen, FC Bayern München spielt aber bei FC Union Berlin vor vollen Rängen. Ein Impftermin ist im Frühjahr 2021 immer noch Glücksache und Lernplattformen brechen zusammen, von Teststrategien ganz zu schweigen. Das föderale System behindert zentrales Durchregieren, verwässert die „Bundesnotbremse“ zum Eindämmen der Corona-Pandemie. Humboldts und Goethes Diskussion um eine ideale Staatsform wird aktuell so virulent wie selten geführt: Brauchen wir eine starke Institution, die alles in die Hand nimmt? Degradiert die Machtverschiebung dann aus gewählten Volksvertretungen in Behörden und Kommissionen den „souveränen Bürger“ zum bloßen Konsumenten? Oder muss das sein, hat Bismarck doch recht, dass Gesetze wie Würste sind und die Menschen besser nicht dabei sein sollten, wenn sie gemacht werden?

Als wenn das alles nicht schon genug Anstoß zu Aktionen wäre, um die genannten Probleme zu überwinden! Aber diese haben sich dramatisch verstärkt, nur einige wenige Beispiele: das ewige Eis an Nord- und Südpol schmilzt weiter, der Anstieg des Meeresspiegels nimmt bedrohlich zu, Wetterextreme überraschen alle Weltteile, und Stürme mit sintflutartigen Regenfällen oder Dürrezonen mit verheerenden Bränden sind häufig die Folge. Auch Deutschland ist betroffen, seine Wälder sind durch zunehmende Trockenheit bedroht, seine Küstenregionen und Inseln könnten in nicht zu ferner Zukunft „Land unter“ melden. Aber auch das Amazonasbecken ist gefährdet: die Regierung Bolsonaro schlägt Humboldts Warnungen vor Abholzung in den Wind und gibt Schutzgebiete der Indianer zur Plünderung durch die Bergbau-, Holz- und Agrarindustrie frei.

Wird die Erde unbewohnbar wie der Mond? Hat der eh. Vizepräsident Al Gore mit seinem Dokumentarfilm „Die unbewohnbare Erde. Leben nach der Erderwärmung“ wirklich recht? Wie hätten Humboldt und Goethe diese Frage beantwortet? Der Reiseforscher beschreibt bis zu seinem Lebensende den Zustand der Welt und versucht ihrer Entstehung und Entwicklung unnachgiebig auf die Spur zu kommen. Er hat Hoffnung, im Gegensatz zu seinem Dichterfreund: der ist in seinen letzten Jahren eher skeptisch, erkennt, wie wenig er über Naturfor-

schung weiß¹⁰⁰ und sieht die Welt im Niedergang: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt“ schreibt er kurz vor seinem Tod am 22. März 1832 Wilhelm von Humboldt¹⁰¹.

Und wir? Wir gehen die Probleme des Klimawandels und der Globalisierung immer lauter und energischer an. Joe Biden tut es ebenso wie Deutschland oder China, Japan, Südkorea und die EU: Klimaneutralität ist das Ziel¹⁰². Ein Plan, der Humboldt und Goethe sicher gefallen und der sie aufgemuntert hätte.

Literaturverzeichnis

Die Titel werden bei der ersten Nennung vollständig zitiert, dann nur noch als erkennbare Kurzfassung.

- 1 Goethe, Johann Wolfgang, Faust I. Fischer-Verlag Frankfurt 2/2011, Vers 1828ff.
- 2 Wulf, Andrea, Alexander von Humboldt und die Erfindung der Natur. C. Bertelsmann-Verlag München 2/2018, 171ff.
- 3 Wulf, 22
- 4 Wulf, 153
- 5 Goethe, Faust II. Fischer-Verlag Frankfurt 2010, Vers 7488
- 6 Beck, Hanno, Alexander von Humboldt. F. Steiner-Verlag Stuttgart, Bd. 1 und 2 1959 und 1961, Bd. 2, S. 11
- 7 Faust I, Vers 672
- 8 Wulf, 58 ff.
- 9 Helbig, Jörg (Hrsg.), Brasilianische Reise 1817-1820. Carl Friedrich von Martius zum 100. Geburtstag. Hirmer-Verlag München 1998, 252
- 10 Kehlmann, Daniel, Die Vermessung der Welt. Rowohlt-Verlag Reinbek bei Hamburg 4/2005, 69
- 11 Wulf, 48
- 12 Wulf, 48 und 52
- 13 Beck, Hanno, Alexander von Humboldts Amerikanische Reise 1799-1804. Edition Erdmann Wiesbaden 8/2018, 103
- 14 Beck, Reise, 121f.
- 15 Ette, Ottmar, Alexander von Humboldt und die Globalisierung. Suhrkamp-Verlag Frankfurt 2019, 175
- 16 Wulf, 77
- 17 Beck, Reise, 137
- 18 Strauss Dieter, Der Grüne Baron, Georg Heinrich von Langsdorff. Der Humboldt Brasiliens und seine Expedition von Rio de Janeiro zum Amazonas 1822-1829. Peter Lang-Verlag Frankfurt 2012, 68
- 19 Fried, Erich, Gesammelte Werke. Wagenbach-Verlag Berlin 2006, Bd. 1, 609f.
- 20 Humboldt, Alexander, Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799-1804. Cotta-Verlag Stuttgart 1859ff., Bd. 2, 207
- 21 <https://www.aphorismen.de>, unter Chateaubriand
- 22 Focus online, 13.11.2013
- 23 Wulf, 90
- 24 Kehlmann, 102
- 25 Wulf, 98
- 26 Kehlmann, 130

- 27 Humboldt, Alexander, Ansichten der Natur. Nikol-Verlag Hamburg 2019, 46
- 28 Kehlmann, 111
- 29 Wulf, 95
- 30 Vgl. dazu auch Humboldt, Ansichten 20. Er betont hier, dass die Physiognomie von Pflanzen „durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres bestimmt wird“
- 31 Vgl. weitere Beispiele bei Ette, 57ff.
- 32 Humboldt, Ansichten 65
- 33 Humboldt, Ansichten 65
- 34 Humboldt, Ansichten 51
- 35 Kehlmann, 136
- 36 Beck, Reise, 209ff.
- 37 Beck, Reise, 218
- 38 Beck, Reise, 220
- 39 Beck, Reise, 206
- 40 Beck, Reise, 228f.
- 41 Wulf, 114
- 42 Beck, Reise, 231
- 43 Wulf, 188
- 44 Ette, 400
- 45 Henne, Jan, Dass Humboldt als erster die Welt vermaß, ist ein Mythos. Interview mit Matthias Glaubrecht, Geo-online 16.9.19. Glaubrecht vertritt diese Meinung
- 46 Humboldt, Ansichten, 112
- 47 Humboldt, Ansichten, 129
- 48 Wulf, 114
- 49 Wulf, 117
- 50 Beck, Reise, 244
- 51 Beck, Reise, 249
- 52 Beck, Reise, 256f.
- 53 Beck, Reise, 269
- 54 Beck, Reise, 273
- 55 Beck, Reise, 266
- 56 Wulf, 131
- 57 Humboldt, Ansichten 90ff.
- 58 Wulf, 138
- 59 Strauss, Dieter, Goethes Wanderjahre in Lateinamerika und in der Südsee. Peter Lang-Verlag Frankfurt 2014, 44
- 60 Eckermann, Johann Peter, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Hg.v. Fritz Bergemann, Insel-/Suhrkamp-Verlag 1/1981, 555f.
- 61 Beck, Reise, 291
- 62 Wulf, 153
- 63 Goethes Rezension zu Humboldts „Ideen zu einer Physiognomie der Gewächse“. Jenaer Allgemeine Literaturzeitung Bd. 1, Nr. 67, 14.3.1806. In: Thüringer University Multimedia Electronic Library URMEEL
- 64 Eckermann, 171
- 65 Eckermann, 583
- 66 Eckermann, 645
- 67 Wulf, 171

- 68 Beck, Reise, 266
69 Vgl. Eckermann, 171 und 583
70 Eckermann, 710
71 Eckermann, 708
72 Der Zwischenkieferknochen wurde – ohne Goethes Wissen - schon früher beschrieben, z.B. 1779 durch Blumenbach
73 Friedenthal, Richard, Goethe, sein Leben und seine Zeit. Dtv-Verlag Bd. 1 und 2 München 1968, 299
74 Friedenthal, 359
75 Eckermann, 536
76 Eckermann, 647
77 Strauss, Wanderjahre, 40, Harpprecht, Klaus, Georg Forster oder die Liebe zur Welt. Eine Biografie. Rowohlt-Verlag Reinbek bei Hamburg 2/2007, 451
78 Vgl. die entsprechende Beschreibung in dem Kapitel „Die Tropen sind mein Element“
79 Strauss, Wanderjahre, 61
80 Strauss, Wanderjahre, 62
81 Eckermann, 555ff.
82 Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre 1 und 2. Dtv-Verlag München 1962, Bd. 2, 231
83 Goethe, Wanderjahre 2, 83
84 Goethe, Faust II, Vers 11495
85 Goethe, Faust II, Vers 11563
86 Eckermann, 509
87 Eckermann, 510
88 Vgl. Strauss, Wanderjahre, 64
89 Eckermann, 44
90 Goethe, Die Wahlverwandtschaften. Dtv-Verlag München 1963, 157
91 Eckermann, Goethe 370
92 Goethe, Wanderjahre 1, 75
93 Goethe, Wanderjahre 2, 132
94 Strauss, Wanderjahre, 90
95 Eckermann, Goethe, 637
96 Strauss, Wanderjahre, 88
97 Henne, Jan, Dass Humboldt als erster die Welt vermessen, ist ein Mythos. Interview mit Matthias Glaubrecht, Geo-online 16.9.2019 und Mulke, Wolfgang, 250 Jahre Alexander von Humboldt, Kratzer am Denkmal, Goethe-Institut online, Mai 2019
98 Arhus University, Humboldts Berg zeigt Klimawandelfolgen, Scinex, das Wissenschaftsmagazin online, 15.9.2015
99 Merlot, Julia, Ein See sieht schwarz, Spiegel online Wissenschaft, 10.6.19
100 Friedenthal, 670
101 Zeno Volltext Bibliothek, Zeno.org online, Goethe, Briefe, 1832
102 Vgl. dazu: Stiftung Energie&Klimaschutz online, In drei Schritten zum Ziel: wie Deutschland bis 2050 klimaneutral werden kann, 11.1.2021

Quellen der Abbildungen

Abbildung 1, 3, 5, 6: wikipedia commons gemeinfrei

Abbildung 2: 1.6.2006 <https://www.flickr.com/photos/blmurch/276405566>, lizenziert unter „Namensnennung 2.0 generisch“. Unverändert übernommen

Abbildung 4: Zentralbibliothek Zürich 000012142.jpg, gemeinfrei

Humboldt 2.0: Mannigfaltigkeit und Individualität

Zur aktuellen Relevanz von Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie

VON DOROTHEA FRANCK

„In jeder Sprache sitzen andere Augen in den Wörtern.“

Herta Müller

„Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.“¹

Wilhelm von Humboldt

Wofür würde Wilhelm von Humboldt sich heute einsetzen? Wofür stünde er? Seine ungebrochene Relevanz zeigt sich darin, dass einige seiner grundlegenden Einsichten Licht auf blinde Flecken und Versäumnisse in der Kultur unserer Zeit werfen, auf Tendenzen, die über den rein sprachphilosophischen Bereich hinausgehen. Es wird Zeit, ihn nicht nur zu ehren, sondern zu hören.

Wir befinden uns in einer weltweiten ökologischen Krise, nicht nur einer Krise der aus dem Gleichgewicht geratenden Natur sondern auch in einer kulturellen, emotionalen und sozialen Klimakrise weltweit. Wenn man sich dem geistigen Erbe Wilhelm von Humboldts verpflichtet fühlt, wäre es ein Versäumnis, sich nicht zu fragen, welche Einsichten in seinem Werk uns gerade jetzt nützlich sein könnten. Welche Einseitigkeiten und Entgleisungen gilt es, besser zu verstehen? Wie können wir alte und neue Erkenntnisse so bündeln, dass sie sich gegenseitig verstärken und uns so etwas wie eine Orientierung bieten, vielleicht sogar zu konkretem Engagement führen können?

Die Wahl von Beratern ist eine persönliche Sache. Ich habe daher auch persönliche Züge Wilhelm von Humboldts einfließen lassen, die mein eigenes Verhältnis zu ihm und zu seinen Anliegen mit bestimmt haben.

1. Lob der Vielfalt

„Die Sprache ist durchaus kein bloßes Verständigungsmittel, sondern Abdruck des Geistes und der Weltsicht der Redenden.“²

1 Einleitung zum Kawi-Werk. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. (1835). In: Wilhelm von Humboldt 1973, S.59

2 Über den Dualis. In: Wilhelm von Humboldt 1973, S.21

Seine bahnbrechende Arbeit zum grundlegenden Zusammenhang von Sprache und Denken ist zur Genüge bekannt. Man denke an das vielzitierte Wort „*Die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken*“ aus seiner wichtigen Schrift „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.“³

Mit Humboldt begreifen wir Sprache primär als eine schaffende Kraft (*energeia*), nicht nur als fertiges Werk (*ergon*)⁴, als etwas sich stets im Fluss Befindliches, allen verfügbar und doch von unergründlichem Potential, ein hochkomplexes Spannungsfeld wechselseitiger Abhängigkeiten. Viele seiner Einsichten wurden Philosophen und Anthropologen so sehr zur Selbstverständlichkeit, dass nicht mehr gefragt wird, woher sie kommen.

Heutzutage scheint mir vor allem seine Haltung zur Vielfalt und Verschiedenheit der Sprachen von Bedeutung. Mannigfaltigkeit ist ein von Wilhelm von Humboldt auffallend häufig gebrauchtes Wort. Anders als im biblischen Narrativ, das die Sprachenvielfalt als „Sprachverwirrung“ und Strafe für den Hochmut des babylonischen Turmbaus darstellt, kann aus Humboldts Sicht die „Mannigfaltigkeit“ gar nicht groß genug sein. Zu seiner Zeit galt er als der Mensch, der am meisten Sprachen kannte. Er begründete eine Sprachphilosophie und empirische Sprachforschung, die erstmals die tatsächliche Diversität der Sprachen der Welt ahnen ließ. Er war zunächst tief beeindruckt von der Eigenart des Baskischen und untersuchte in der Folge Sprachen aus der ganzen Welt, deren bislang kaum vorstellbare Unterschiedlichkeit ihn begeisterte und bis zu seinem Lebensende nicht mehr los ließ. Seine wichtigste linguistische Arbeit bezog sich auf die javanische Kawi-Sprache.

Er schreibt – in ironischer Übertreibung: „*da der in der Welt sich offenbarende Geist durch keine gegebene Menge von Ansichten erschöpfend erkannt werden kann, sondern jede immer etwas Neues entdeckt, so wäre es vielmehr gut, die verschiedenen Sprachen so sehr zu vervielfältigen, als es immer die Zahl der den Erdboden bewohnenden Menschen erlaubt.*“⁵

Gegenwärtig kann von einer Zunahme der Vielfalt nicht die Rede sein, vielmehr von einem katastrophalen Schwund. Wilhelm von Humboldt wäre entsetzt.

„*Die Sprache ist ein selbständiges, den Menschen eben so wohl leitendes als durch ihn erzeugtes Wesen.*“ Jede Sprache öffnet und verengt zugleich unseren Blick auf die Welt und die Art unseres Umgangs miteinander. Deshalb ist eine größtmögliche Diversität der Sprachen Voraussetzung für eine möglichst brei-

3 In: Wilhelm von Humboldt, Einleitung zum Kawi-Werk. In: Humboldt 1973, S.45

4 Ebenda, S.36

5 Wilhelm von Humboldt, Latium und Hellas (1806). In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.129

te Wahrnehmungs- und Wirklichkeitserschließung der Menschheit als Ganzer. Humboldt entwarf ein gewagtes und visionäres Projekt eines universalen, alle Sprachen umfassenden „vergleichenden Sprachstudiums“, um die Bandbreite und „Gränzen des menschlichen Geistes“ zu bestimmen und die „Sprachfähigkeit des Menschengeschlechts auszumessen“⁶. Ein solches Projekt musste Utopie bleiben. Jetzt gilt es, die Vielfalt der Sprachen und Kulturen selbst zu retten.

Der Erkenntnisgewinn durch Sprachenvielfalt gilt auch auf individueller Ebene.

„Jede Sprache setzt dem Geiste derjenigen, welche sie sprechen, gewisse Gränzen, schliesst, insofern sie eine gewisse Richtung giebt, andere aus.“⁷

Diese Grenzen können wir durch Mehrsprachigkeit erweitern. Nur Sprache hilft gegen Sprache: Sprachenkenntnis und Sprachreflexion schützt vor der unbewussten Lenkung und Einschränkung oder auch „Behexung“⁸ durch die Sprache.

1790 schrieb Humboldt an seine spätere Frau Caroline von Dacheröden: *„Das ist mir überhaupt beim Sprachstudium fast allein wichtig, daß man die vielfältigen Arten kennen lernt, in welcher die Ideen ausgedrückt werden können. Der eigne Ausdruck in der Sprache, in der man nun selbst schreibt oder spricht, erhält nicht bloß dadurch mehr Geschmeidigkeit und eine mannigfaltigere Bildung, sondern die Klarheit der Ideen selbst gewinnt, je mehrere und verschiedene Formen man davon lernt.“⁹*

Mehrsprachigkeit, wenn auch meistens auf ein paar der gängigsten Sprachen beschränkt, hat wahrscheinlich zugenommen seit Humboldts Zeiten, obschon man die Sprachenkenntnisse der gebildeten Schichten von damals nicht unterschätzen darf; man denke an die verbreitete Kenntnis von Französisch, Griechisch und Latein. Was heute die sprachliche „Artenvielfalt“ global bedroht, ist der Schwund „kleiner“ Sprachen von bedrohten Minoritäten und ihren Lebensformen.

Mit jeder Sprache die verschwindet, erblindet eine Facette am geistigen Auge der Menschheit. Von den rund 7000 weltweit gesprochenen Sprachen gilt fast die Hälfte als gefährdet. Erwartet wird, dass die meisten das Jahrhundert

6 Wilhelm von Humboldt, Ueber das Sprachstudium, oder Plan zu einer systematischen Encyclopaedie aller Sprachen (1801/1802). In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.127

7 Wilhelm von Humboldt, Einleitung in das gesamte Sprachstudium (1810/181). In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.134

8 Vgl. Ludwig Wittgenstein: „Die Philosophie ist ein Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache.“ In: Philosophische Untersuchungen (1953). Suhrkamp Verlag Frankfurt a.M. diverse Auflagen

9 Wilhelm von Humboldt (1790). In: https://lingoda.swiss-language-academy.ch/PDF/DE/C1/C1_1026S_DE.pdf

nicht überleben. Viele dieser Sprachen werden nur noch von wenigen, meist alten Menschen gesprochen. 80 % der Weltbevölkerung spricht eine der 83 größeren Sprachen. Ein Großteil der anderen verschwindet in schnellerem Tempo als die vom Aussterben bedrohten Tiere oder Pflanzen. Diese katastrophale Entwicklung ist weitgehend außerhalb des öffentlichen Bewusstseins und ökologischen Interessenkreises geblieben.

Die Ursachen des Aussterbens verschieben sich. War es in der Vergangenheit primär der erzwungenen Anpassung an eine einheitliche Sprache und Kultur geschuldet, ganz zu schweigen von der Ausrottung ganzer Völker im Zuge von Eroberungen, ist es heute vor allem die rücksichtslose ökonomischen Nutzung indigener Gebiete. Die ökonomische Gier ist aber nicht die einzige Gefahr. Wir schützen nur, was wir als Wert erkennen. Es erfordert eine Anstrengung, mit Diversität umzugehen und die Vielfalt - als wirkmächtiges Weltkulturerbe - zu würdigen. Auf der Suche nach nachhaltigeren Lebensformen, naturmedizinischen Praktiken und ökologischen Techniken könnte das Wissen aus radikal anderen Lebenswelten zudem für uns noch wichtig werden. Wenn der Wert dieses Reichtums nicht wahrgenommen wird, ist die Erhaltung sprachlicher und kultureller Vielfalt aussichtslos.

Meine erste Konklusion zur Aktualität Wilhelm von Humboldts ist daher ein Aufruf:

Ökologisches Denken darf sich nicht auf die biologische Sphäre, die „äußere“ Natur beschränken, sie muss sich auch auf geistige und kulturelle Vielfalt richten. Jede Sprache verwirklicht eine einzigartige und nicht austauschbare Art der Erschließung von Welt. Das Aussterben einer Sprache muss uns bekümmern als tragischer Weltverlust, als Verlust eines nicht mehr realisierbaren Aspekts von Wirklichkeit und Welterschließung.¹⁰

Deshalb empfinde ich ein Engagement für bedrohte Sprachen und den Schutz bedrohter indigener Völker gleichsam als Humboldtschen Auftrag. Wir müssen diese drohende Verarmung stärker ins öffentliche Bewusstsein bringen, damit diese Art geistiger Erosion in das ökologische Denken und Handeln einbezogen wird.¹¹

10 „Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichtum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen“ [...] „Das Studium der Sprachen des Erdbodens ist also die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit.“ In: Ueber das Sprachstudium, oder Plan zu einer systematischen Encyclopaedie aller Sprachen (1801/1802). In: Wilhelm von Humboldt (2010) S.127

11 Im Anhang verweise ich auf Initiativen für bedrohte Sprachen und den Schutz bedrohter indigener Völker

2. Das Wagnis des Verstehens

Humboldts sprachwissenschaftliches Denken war bahnbrechend, doch hat sein anthropologisch-sprachphilosophisches Denken weniger bleibende Spuren hinterlassen, als es den Anschein hat, obwohl sich unser Bildungssystem ihm verdankt und auf ihn beruft – wie berechtigt, mag inzwischen strittig sein. Annäherungen und Analogien zu seinem Denken finden sich in den unterschiedlichsten Gebieten. Dennoch haben wir uns auch von ihm entfernt.

Die postromantische Wende zu einem industrialisierungs-tauglichen Denken hat den großen geisteswissenschaftlichen humanistischen Aufbruch der deutschen Aufklärung, Klassik und Romantik ab der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zunehmend gedrosselt, wie sehr er auch als Bildungsgut rhetorisch weiterhin gepflegt und als Ideal honoriert wurde. In den Wissenschaften fand eine materialistische Wende mit einseitigem Fokus auf Naturwissenschaft und Technik statt, die sich dort als außerordentlich fruchtbar erwies, in den Geisteswissenschaften hingegen als Rückfall hinter ein bereits gewonnenes Reflexionsniveau.

Humboldts fast ausufernd differenziertes, ausgleichendes und ausgeglichenes Denken und sein oft fragmentarisches Schreiben waren nicht geeignet für vereinfachende wissenschaftliche Systematisierung: *„welchen Gegenstand ich auch behandeln mag, so wird er mir wie unendlich unter den Händen, knüpft sich überall an“*.¹² Sein neuer Blick auf Sprache, auf eine neuartige Breite von Beobachtungsdaten gestützt, brachte anthropologische Dimensionen in die Sprachforschung und benannte – fast schon postmodern - die Unerschöpflichkeit wie auch die Grenzen der Beschreibbarkeit der Sprache. Nur schienen diese Einsichten bald mehr zur bürgerlichen Erbauung als zu wirksamer Zeitkritik tauglich.

Sprache entsteht immer aufs Neue im Moment des Sprechens. Humboldt geht nicht, wie sein Freund Herder, auf die damals beliebten Spekulationen zum Ursprung der Sprache ein, sondern sammelt und interpretiert empirisch verfügbares Sprachwissen. *„Die Sprache wird durch Sprechen gebildet.“*¹³ Dem festen Formenkatalog steht die Flüssigkeit und Kontext-Abhängigkeit der Bedeutung gegenüber, die im Sprechen stets aktualisiert und erneuert werden muss. *„Ein Wort hat seine vollständige Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint.“*¹⁴

12 Wilhelm von Humboldt, Bruchstück einer Selbstbiographie (1816). In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.288

13 Einleitung zum Kawi-Werk (1835). In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.220

14 Ebenda, In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.229

Die Sprache kann nach Humboldt nur als Ganzes da sein, weil jedes Element wie in einem lebendigen Organismus mit der Gesamtheit der Sprache zusammenhängt „und das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt.“¹⁵

Humboldt denkt systematisch im Sinne von ganzheitlich. So denkt er die Idee der Interdependenz aller Elemente eines Ganzen dem Strukturalismus und der Kybernetik voraus. Er übergeht aber auch nicht die Differenzen zwischen dem allgemeinen Sprachsystem und der Sprache der Individuen. Er opfert der logischen Stringenz eines Systems nie die tatsächliche Differenziertheit und Veränderlichkeit der Sprache, so wie sie sich uns im Gebrauch darstellt.

„Eine Nation hat freilich im Ganzen dieselbe Sprache, allein schon nicht alle Einzelnen in ihr [haben] ganz dieselbe, und geht man noch weiter in das Feinste über, so besitzt wirklich jeder Mensch seine eigene.“¹⁶

Sein Blick für irreduzible Diversität geht also über die Verschiedenheit der Sprachen hinaus. In jedem sprechenden Austausch gilt „innerhalb eines gewissen Spielraums“ ein Prinzip der Freiheit. Kein Sprechender hat exakt die gleiche Sprache und das ist kein Fehler. Doch es fordert uns etwas ab. Die Grenzen der zu bewältigenden Differenz sind individuell und veränderlich, sie müssen im Sprachgebrauch selbst ständig neu herausgefunden und justiert werden. Jeder Sprecher ist der Sprache nicht nur passiv unterworfen, sondern wirkt auch auf diese zurück.

Aus heutiger Sicht könnte man sagen, dass sein Denkansatz bereits auf eine Ökologie globaler Zusammenhänge und Wechselwirkungen hindeutet, mit einem wachen Auge für die Besonderheit einzelner Elemente.

3. Gemeinschaft und Gespräch

Humboldt analysiert die Eigenart fremder Sprachen nicht nur in linguistischer Hinsicht. Wenn ihm eine sprachliche Form überraschend fremdartig oder besonders treffend erscheint, teilt er sein Erstaunen darüber mit. Es erscheint mir wie die Freude eines Zoologen, der einen besonders schönen Schmetterling entdeckt. Bezeichnend für seine Haltung ist die ausführliche Beschreibung einer Anredeform in der (ursprünglichen) Neuseeländischen Sprache, eine „sinnlich schöne und lebendige Andeutung des *Du*“. *E māra* heißt wörtlich *o gegenüber*. „Zugleich aber, und dies ist sichtlich der ursprünglichere Begriff, heißt *‘māra* ein offener, der Sonne ausgesetzter Platz und ist dasselbe Wort wie *‘mā*

15 Vgl. Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. In: Wilhelm von Humboldt 1985, S.15

16 Anmerkung: „Nation“ wurde damals nicht als Staat sondern im Sinne einer Kultur- und Sprachgemeinschaft verstanden.

*rama', hell, erleuchtet, Licht. Diese Metapher ist also hier auf das im Gegenüberstehen frei entfaltet daliegende, entgegenleuchtende menschliche Gesicht angewendet.“*¹⁷

Sprache vermittelt nicht nur Welterschließung, sondern schafft Begegnung. Sie schafft Gemeinschaft unbeschadet der Individualität jedes Mitglieds. *„Denn das Verstehen ist kein Zusammentreffen der Vorstellungsweisen in einem unteilbaren Punkt, sondern ein Zusammentreffen von Gedankensphären.“*¹⁸ Das manifestiert sich unmittelbar im Gespräch. Dort *„erhält [das Denken] erst seine Bestimmtheit und Klarheit, wenn es auch als aus einer fremden Denkkraft zurückstrahlend angesehen werden kann.“*¹⁹

In seinem gastfreundlichen Haus, sei es in Paris, Wien, Jena, Rom oder Berlin, traf sich die damalige intellektuelle und literarische Welt zum Gespräch. Erst wenn der Sprecher das Echo des Gesagten vom Gegenüber wieder hört, wird es ihm ganz wirklich und begreiflich. Obwohl Humboldt sich als *„durchaus innerlichen Menschen“*²⁰ charakterisiert, mit Lust an Muße und Einsamkeit, ist ihm das Gespräch auch in der Entwicklung und Erforschung seiner selbst unentbehrlich. Wie aus dem *Bruchstück einer Selbstbiographie* und aus seinen Briefen hervorgeht, war seine kritische Selbstreflexion ungewöhnlich offen und unbefangen. Ungeachtet seiner bedeutenden politischen und publizistischen Arbeit war nach eigenem Zeugnis sein „Lebenszweck“ nicht die Wirkung nach außen sondern *„ein auf das Leben gerichtetes Bestreben“*, nämlich die Erforschung und Bildung der eigenen Persönlichkeit und eine autonome Lebensgestaltung. Es ging ihm persönlich um die gleiche Idee wie in seiner Bildungsreform: um *„die höchste und proportionierlichste Ausbildung aller menschlichen Kräfte zu einem Ganzen“*.

In einem der vielen Briefe an die Freundin Charlotte Diede schreibt er: *„Was ich im Sinne habe, kann jeder in jeder Lage. Ich meine, an seinem Inneren arbeiten, seine Empfindungen in Harmonie zu bringen, sich selbständiger und unabhängiger von äußeren Einflüssen zu machen, sich so zu gestalten, wie man sich in den ruhigsten und klarsten Geistesmomenten gestaltet sehen möchte.“*²¹ Genau dieses fördert er auch bei Anderen. Er hielt es für die „wünschenswerteste Kunst“, auf Menschen so eingehen zu können, *„dass sie sich selbst lebendiger*

17 Wilhelm von Humboldt, Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen (1829). In: Wilhelm von Humboldt 1985, S.140

18 Wilhelm von Humboldt, Einleitung zum Kawi-Werk. In: Wilhelm von Humboldt 1973, S.59

19 Wilhelm von Humboldt, Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen. In: Wilhelm von Humboldt 1985, S.132

20 Wilhelm von Humboldt, Bruchstück einer Selbstbiographie (1816). In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.285 – 294

21 Wilhelm von Humboldt 2011, S.190

*erkennen, und bedeutender und freier aus sich hervortreten, also wie man doch wohl möchte, dass andere wieder auf einen selbst einwirken.“*²² Er hat offensichtlich nicht Selbstoptimierung im kompetitiven Sinn als Ziel sondern gegenseitige Unterstützung in der Persönlichkeitsentwicklung.

Er schätzt die Leistung des Hörens nicht geringer als die des Sprechens. Auch hier ist er seiner Zeit voraus. Ihm ist Verstehen nicht passive Übernahme eines bereits determinierten Stoffes, schon gar nicht die simple Decodierung eines gemeinsamen Codes. Der Hörer erhält nur eine „Anregung“, eine Art Anleitung für seine eigene Vorstellungskraft, die er nach eigenem Vermögen umsetzt. Er sagt über den Vorgang des Verstehens: *„Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit, vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Übergehen eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, muß derselbe aus der eigenen, inneren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung.“*²³

Auch bei gelingender Verständigung wird nie das Gleiche verstanden wie das, was gesagt wurde. *„Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade das, was der andere, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.“*²⁴

Zur Verständigung ist es also mit dem Gebrauch einer gemeinsamen Sprache nicht getan. Wir müssen nicht nur eine Sprache „beherrschen“, wir müssen uns des grundsätzlichen Mangels vollständiger Übereinstimmung bewusst sein und können uns die hermeneutische Anstrengung des Verstehens nicht ersparen. Das Gespräch ist dafür der Ort par excellence. Weil Verstehen sich nicht mechanisch einstellt, braucht es einen Vorschuss gegenseitigen Vertrauens, eine bewegliche Vorstellungskraft und ausreichend Übung, um die Differenzen zwischen Gemeintem und Verstandenem herauszufinden und zu überbrücken. In einer Kultur der Polarisierung und des Misstrauens kann Verstehen also gar nicht stattfinden.

Obwohl heutzutage ein Instrumentarium von Kommunikationstechniken zur Einübung von „Gesprächskompetenz“ weit verbreitet ist, findet im öffentlichen Raum der Medien eine schmerzhaft Erosion der Kommunikationsqualität statt und insbesondere im digitalen Bereich eine emotionale Enthemmung, die uns überrascht aber vielleicht nicht hätte überraschen müssen.

Wir kennen die Kontextabhängigkeit von Sprache. Wir müssen also den digi-

22 Wilhelm von Humboldt 2010, S.288

23 Wilhelm von Humboldt, Einleitung zum Kawi-Werk. In: Wilhelm von Humboldt 1973, S.49

24 Einleitung zum Kawi-Werk. In: Wilhelm von Humboldt 1973, S.58-59

talen Kontext daraufhin befragen, welche Faktoren Verrohung und Impulsivität begünstigen. Ist es die fehlende körperliche Präsenz, die Anonymität, mangelnde Bildung, Desinteresse an der Sprache oder eine mangelnde Fähigkeit zu Empathie? Alles Faktoren, die quer zu Humboldts Auffassung stehen. Wie können wir dieser Erosion der Kommunikation entkommen? Wenn wir ihr zumindest im persönlichen Rahmen entgegentreten, können wir damit einen – noch so kleinen – Beitrag zur Entgiftung des zwischenmenschlichen Klimas leisten?

4. Das Wagnis des Übersetzens

Wie wir alle wissen, ist schon bei gleichsprachigen Gesprächsteilnehmern Zeit und Geduld gefordert und die Bereitschaft, sich vorschnellen Urteils zu enthalten. Wie viel mehr gilt das im Austausch zwischen Sprechern verschiedener Sprachen.

Wie gehen wir heute mit Sprachunterschieden um, mit denen man in der „kleiner gewordenen“ Welt ja viel häufiger konfrontiert ist? Sprachen sind übersetzbar aber nicht austauschbar. Abgesehen von den banalsten Fällen sind Übersetzungen niemals deckungsgleich mit der Ausgangssprache. Das braucht uns, abgesehen von praktischen Schwierigkeiten, nicht zu bekümmern. Wir könnten im Gegenteil mit Walter Benjamin Übersetzungen als Ergänzung und Vervollständigung des Textes betrachten.²⁵

Einzelne Ausdrücke hat Humboldt natürlich in seiner Sprachforschung zwangsläufig übersetzt, aber er hat auch längere Texte übertragen, selbst wenn es davon schon Übersetzungen gab. Er schreibt in der Einleitung von *Aeschylos Agamemnon metrisch übersetzt*:

„Das Übersetzen gerade der Dichter ist eine der nothwendigsten Arbeiten in einer Literatur,“ nicht nur „um den nicht Sprachkundigen ihnen sonst unbekannt bleibende Formen der Kunst und der Menschheit, zuzuführen, wodurch jede Nation bedeutend gewinnt“, sondern auch „zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache“.²⁶

Literatur ist für Humboldt die wichtigste Art des Sprachgebrauchs, weil sie Sprache in ihrer reichsten Form darbietet und sie weiterentwickelt. Sie ist auch die am schwierigsten übertragbare, denn Literatur entsteht ja gerade da, wo die Mittel der Sprache sich so mit dem Inhalt verbinden, dass Form und Bedeutung untrennbar werden. Gedichte zumal sind unübersetzbar, auch nach Humboldts Meinung, und müssen doch übersetzt werden. Und sie werden erstaunlich oft

25 Vgl. Walter Benjamin: Über die Aufgabe des Übersetzers. In: Walter Benjamin 1992, Sprache und Geschichte, Philosophische Essays

26 Wilhelm von Humboldt, Einleitung zu: Aeschylos Agamemnon metrisch übersetzt (1816). In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.142

übersetzt, nicht selten auf der Höhe des Originals. Hochstehendes Übersetzen ist mehr als ein Handwerk, es ist eine Kunst. Das spiegelt sich leider nicht in der Wertschätzung noch den Honoraren hochqualifizierter literarischer Übersetzer, deren kulturvermittelnde Arbeit nicht von der Auflagenhöhe der anspruchsvollen Texte abhängig sein sollte.

Auch Humboldts Auffassung von Übersetzung greift seiner Zeit voraus. Jede Übersetzung muss „von der Liebe zum Original getragen sein“, damit ist „nothwendig verbunden, dass die Übersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt.“²⁷ Dies braucht kein Mangel zu sein. „Solange nicht die Fremdheit sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Übersetzung ihren höchsten Zweck erreicht.“ Man verfehlt die Aufgabe des Übersetzens „wenn man in ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen [...] auch das Fremde selbst vermeiden will“ und meint „dass der Übersetzer schreiben müsse, wie der Originalverfasser in der Sprache des Übersetzers geschrieben haben würde.“²⁸ So hat er Aeschylus' *Agamemnon* mit besonderer Berücksichtigung des griechischen Metrums übersetzt. Für einen seiner Akademievorträge hat er die *Bhagavad-Gita* aus dem *Maha Bharata*-Epos übersetzt und ausführlich kommentiert, weil er es wichtig fand, dieses mythologische Gedicht und „das darin vorgetragene philosophische System“²⁹ zugänglich zu machen.

Warum sollte uns das Thema Übersetzung kümmern? Übersetzt wird heutzutage viel, zu einem beträchtlichen Teil (teil-)automatisiert. Das ist eine praktische Erleichterung, doch erübrigt sich dadurch die Arbeit qualifizierten Übersetzens keineswegs. Bei Literatur und Philosophie ist und bleibt dies sowieso unabdingbar. Wie aber gewinnen wir im heutigen Europa eine Kultur der Mehrsprachigkeit, die uns geistig nicht reduziert, sondern bereichert und dahingehend bildet, dass wir der uns begegnenden Diversität von Sprachen und Kulturen gewachsen sind? Wäre ein engerer Zusammenhalt von Europa nicht auch durch größere Förderung der Mehrsprachigkeit zu erreichen statt nur durch juristische und ökonomische Übereinkünfte? Wäre ein Europa, in dem alle Kinder in dem Alter, in dem man Sprachen mühelos lernt, mehrere Sprachen lernten, nicht um Einiges europäischer?

Wir stehen vor der konkreten Frage, wie eine europäische Sprachkultur und Sprachpflege aussehen soll. Wenn Europa mehr als ein wirtschafts- und machtpolitisches Konglomerat sein soll, müssen wir auch die immateriellen Kosten der Vereinigung genauer anschauen. Vereinigung heißt nicht Gleichheit sondern

27 Wilhelm von Humboldt, Einleitung zu: Aeschylus *Agamemnon* metrisch übersetzt (1816). In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.144

28 Ebenda, S.144

29 Wilhelm von Humboldt, Über die unter dem Namen *Bhagavad-Gítá* bekannte Eposode des *Mahá-Bhárata* (1825). Wilhelm von Humboldt 2010, S.295

gelingende Verständigung. Wenn die Vielfalt der europäischen Kultursprachen nicht auf ein ärmliches, pragmatisches „Globalesisch“ zurückschrumpfen soll, müssen wir uns bemühen.³⁰ Ein simplifiziertes Englisch mag als *lingua franca* in manchen Kontexten unvermeidlich sein. Wenn es aber die ausdifferenzierten Einzelsprachen verdrängt, bewirkt es eine fatale kognitive Erosion sowie den Verlust ästhetischer und emotionaler Sensibilität. Wir dürfen uns dem gutgemeinten aber naiven Druck normativer Nivellierung nicht beugen und den Aufwand persönlicher Mühe nicht scheuen. Wenn wir uns mit dem kleinsten gemeinsamen Nenner begnügen, bewirken wir eine Desensibilisierung, die auch denen, die wir schonen wollen, letztlich schadet.

5. Sinnliche Intelligenz: Poesie

„Die Rache der Sprache ist das Gedicht.“

Ernst Jandl

Differenzierte und kreative Sprache lernen wir am Beispiel der Literatur. Am erfinderischsten erforscht die Dichtung die Grenzen des Sagbaren und des gerade noch Verständlichen.

„Poesie fasst die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung.“³¹ Es erstaunt nicht, dass Wilhelm von Humboldt der Dichtung einen zentralen Platz einräumt. Sie ist sozusagen die Stammzelle der Sprache, wo sie zur vollen Entfaltung kommt und sich erneuert. Er war engstens mit Schiller befreundet, hatte auch regen Austausch mit Goethe und wechselte für die Nähe zu den Dichtern sogar den Wohnort. Er schrieb über Literatur, Goethes *Hermann und Dorothea* widmete er eine ausführliche Studie. Er empfahl das Auswendiglernen von Gedichten, und dass er das auch selbst beherzigte, davon zeugt der Bericht seines Bruders von seinem Sterben. In den letzten Tagen habe er, bei hohem Fieber oft nur halbwach, „*Stellen aus Gedichten von Schiller, Goethe und anderen oder griechische Hexameter*“³² vor sich hergesagt.

Das mag anekdotisch scheinen, ist aber doch bezeichnend für seine Liebe zur Dichtung, die seine Sprachphilosophie mit geformt hat. Poesie ist die kunstvollste und zugleich „natürlichste“, da auch sinnliche Form des Sprachge-

30 Jürgen Trabant, *Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen*. Verlag C.H. Beck München 2014

31 Wilhelm von Humboldt, *Charakter der Sprachen*. Poesie und Prosa 1835. In Wilhelm von Humboldt 1985, S.141

32 Alexander von Humboldt, *Über den Tod seines Bruders*. In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.416

brauchs. Nur ihr kann es ganz gelingen, unsere Sinnlichkeit mit dem Verstand zu versöhnen, das Analoge mit dem Diskreten zu amalgamieren, den arbiträren mit dem motivierten Aspekt des Ausdrucks untrennbar zu verbinden. Sinnlichkeit und Verstand waren Humboldt ja keine Gegensätze, sondern Kräfte, die gleichsam in erotischer Spannung stehen müssen, um zu einer Synthese zu kommen, die Neues bilden kann. Gelungene Poesie hebt durch die Verschmelzung von Inhalt und Form die Beliebigkeit der Formen auf und verleiht dem Gedicht eine unmittelbare Evidenz, so disparat und ungewohnt der Inhalt manchmal auch scheinen mag.

So kann das Sagen zu einem Zeigen werden. Dichtung enthüllt sprachliches Potential, das uns anders verborgen bleibt. Und sie erweitert unseren Sprachgebrauch wie auch unsere Fähigkeit zur Interpretation. Die Freiheit, die „poetische Lizenz“, die man sich in der Literatur, insbesondere der Poesie nimmt, verlangt und schult intellektuelle Geschmeidigkeit und Flexibilität. Sie trainiert uns im Umgang mit Komplexität, Ambiguität und Widersprüchlichkeit. Dazu gehört zum Beispiel die Toleranz von Mehrdeutigkeit. Ein gewisses Maß an Mehrdeutigkeit und Vagheit ist unvermeidlich, die Sprache muss ja mit beschränkten Mitteln eine Unendlichkeit verschiedener und immer wieder neuer Ausdrucksbedürfnisse bedienen können. Der große Dichter und Literaturtheoretiker Octavio Paz verortet den Unterschied zwischen Poesie und Prosa im Umgang mit Mehrdeutigkeit: der Prosa ist sie ein Fluch, der Poesie ein Segen. Die Grenze sollte nicht schematisch gezogen werden, natürlich darf man das Poetische nicht nur in deklariert dichterischen Äußerungen suchen. Ein großes Potential von Mehrdeutigkeit und Vielschichtigkeit kennzeichnet vor allem jene Texte, die wir als Menschheitserbe betrachten und die Jahrhunderte oder Jahrtausende überleben.

Wer nicht geübt ist, mit Unschärfe, Paradoxien, vagen und veränderlichen Grenzen umzugehen, wird sich schneller in Polarisierungen und Konflikte verwickeln und weniger fähig sein zu vermittelndem Gebrauch der Sprache, den Humboldt im diplomatischen Dienst ja erfolgreich zu nutzen wusste.

Humboldt war selbst kein Dichter, und betrachtete sich auch nicht als solchen, obwohl er eine große Zahl von Versen geschmiedet hat, eine eher handwerkliche Reimerei, auch wenn sie oft in Sonettform gegossen waren. Er schrieb aber wunderbar lebendige Briefe, in denen sich Beobachtung und Reflexion, Bericht und Emotion die Waage halten. Der Briefwechsel mit seiner Frau, den wir seinen zahlreichen Auslandsaufenthalten verdanken, ist ein spontanes sprachliches Zeugnis einer tiefen und anhaltenden Liebe. Auch andere Briefe zeugen von einem berührenden Grad an Wärme und Empathie, zum Beispiel die Briefe an seine Jugendfreundin Charlotte, der er bis zu seinem Tod Unterstützer aber auch eine Art Lebensberater war. Die Briefe schließen immer wieder mit Formulie-

rungen der Teilnahme: „*Nun leben Sie wohl und gedenken Sie meiner, der Ihnen immer mit gleicher Teilnahme zugetan bleibt*“, „*mit unveränderlicher, inniger Teilnahme*“, „*mit dem lebhaftesten Anteil*“, „*mit aufrichtiger und unveränderter Teilnahme*“³³ in vielen Variationen. Wenn man den Inhalt der Briefe kennt, kann man diese Formulierung nicht anders als aufrichtig empfinden. Wir sind geneigt, solche Formen für eine damals übliche Floskel der Höflichkeit zu halten. Wir könnten sie aber auch daraufhin befragen, welche Wertorientierung diesen Formeln zugrunde liegt und von Fall zu Fall prüfen, ob der Ausdruck nicht auch inhaltlich gemeint sein kann. Auch Konventionen wie diese fußen auf einer ursprünglichen Motivation. Es nützt uns wenig, sie ausschließlich als leeren Schein und gesellschaftlich erzwungene Verstellung zu „entlarven“, wie es den denunziatorischen Tendenzen unserer Zeit entspräche. Wenn ich mich bei der Verwendung heutiger Formen - nehmen wir nur „freundliche Grüße“ - nicht nur fragen würde, ob ich sage was ich meine, sondern auch: gelingt es mir, zu meinen was ich sage, dann wäre das eine Regenerierung leer gewordener Formeln, die sich im Umgang subtil auswirken kann. Denn, wie Humboldt unermüdlich betonte, unser Sprechen oder Schreiben wirkt ja auf uns selbst zurück. Ein solches Verfahren der Remotivierung arbiträrer Formen wäre im Grunde ein poetisches Verfahren.

6. Zu Tode gestreichelt: Beliebigkeit und Entfremdung

Humboldts Auffassung von Sprache wirft in einer noch grundsätzlicheren Weise Licht auf eine Schiefelage in der ganzen Breite der modernen Kultur.

Physei oder *thesei*: ist Sprache eines natürlichen Ursprungs, dann wäre die Lautgestalt durch inhaltliche Analogien motiviert, oder geht sie auf eine willkürliche Setzung durch eine hypothetische Urgesellschaft oder eine göttliche Instanz zurück? Diese Frage beschäftigte die Menschen seit je. In jeder Periode nimmt die Fragestellung eine etwas andere Form an. Sie manifestierte sich immer wieder in Theorien über den Ursprung der Sprache, auch zu Humboldts Zeiten. Humboldt war jedoch an der „chimärischen Vorstellung einer Ursprache“, an reiner Spekulation ohne Empirie nicht interessiert.³⁴ Doch die Spannung zwischen der „natürlich entstandenen“ analogen und der konventionellen Seite der Sprache durchzieht sein ganzes sprachwissenschaftliches Werk.

Humboldt ist ein Denker der Synthese. Er beschreibt die Sprache auch metaphorisch immer wieder durch Gegensätze: fest und flüssig, Licht und Wärme,

33 Vgl. Wilhelm von Humboldt, Briefe an eine Freundin, 1788-1835

34 Wilhelm von Humboldt, Ueber das Sprachstudium oder Plan zu einer systematischen Encyclopaedie aller Sprachen 1801/1802. In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.122

Organismus und Bau. Er betont: Sprache ist prinzipiell beides: arbiträr und motiviert, diskret und analog, festumrissen in der Form, doch unendlich deutbar in der Interpretation. Selbst wenn wir meinen, sie vollkommen zu „beherrschen“, so beherrscht sie doch eher uns. Und niemand überblickt sie als Ganze.

Humboldt denkt Gegensätze grundsätzlich komplementär. Die Vorstellung, Sprache bestünde aus rein konventionellen, also arbiträren Zeichen, ist eine Sprachauffassung, die zu seiner Zeit zwar umstritten aber durchaus gängig war und seit der Moderne überwiegt. Sie bildet letztlich auch die Grundlage unserer digitalen Welt. Seine Kritik richtete sich damals schon gegen die einseitige Betonung der kognitiven und abstrahierenden Intelligenz und betont die Körperlichkeit der Menschen, den sinnliche Aspekt unseres Weltverhältnisses und die Einbettung in eine gegebene Lebenswelt. Die „organische“ Natur der Sprache bleibt trotz finiter Formen und verbindlicher Regeln unendlich facettenreich und im Fluss der Veränderung. Eine Reduktion der Vorstellung von Sprache auf eine technische Simulation wäre Humboldt völlig fremd.

*„Den nachteiligsten Einfluss auf die interessante Behandlung jedes Sprachstudiums hat die beschränkte Vorstellung ausgeübt, dass die Sprache durch Konvention entstanden, und das Wort nichts als Zeichen einer unabhängig von ihm vorhandenen Sache, oder eines ebensolchen Begriffs ist.“*³⁵ In typisch abwägender Weise fährt er fort: *„Diese bis auf einen gewissen Punkt freilich unleugbar richtige, aber weiter hinaus auch durchaus falsche Ansicht tötet, sobald sie herrschend zu werden anfängt, allen Geist und verbannt alles Leben, [...]“*³⁶

Das letzte Jahrhundert brachte ein in vieler Hinsicht fruchtbares neues Interesse an Sprache. Man spricht ja vom *linguistic turn*: Sprache im Verständnis der modernen Linguistik wurde das Paradigma einer ganzen Epoche. Es lieferte faszinierende Einsichten in die komplexen Strukturen der Sprache, bleibt aber im Rahmen eines mechanischen Modells. Die Gleichstellung mit einem automatisierten generativen System und in der Folge die Nachbildung von Sprache durch Algorithmen steht am Anfang der Industrialisierung von Sprache und Kommunikation. Sie ermöglichte die technologische Revolution der Digitalisierung. Doch wir sehen heute: die Einseitigkeit hat Kosten.

Zur Klärung der Begriffe: Die „diskrete“ Eigenschaft der sprachlichen Formen ermöglicht Sprache als ein funktionales System, bestehend aus einer überschaubaren Zahl klar unterschiedener Zeichen und Verfahren. Die analoge Seite ist die sinnliche Erfahrung der Sprache und ihre Wirkung. In der mündlichen

35 Wilhelm von Humboldt, Über die Natur der Sprache im Allgemeinen. Schriften zur Sprache. In: Wilhelm von Humboldt 1973, S.7

36 Ebenda

Sprache gehören natürlich auch Sprachmelodie, Mimik, Rhythmus und Gestik dazu. Am Eindrücklichsten ist sie, wie bereits dargestellt, in der poetischen Sprache erfahrbar, aber nicht nur dort: im spielerischen und humorvollen Gebrauch im Alltag, in Kinderspielen und Kinderversen wird die Lust an der mimetischen Kraft der Sprache gefeiert, und die Werbung nutzt unsere sinnliche Verführbarkeit sprachlich auch sehr kreativ.

Wilhelm von Humboldts Kritik der Arbitraritätsthese kann zu einer grundsätzlichen Kulturkritik der Moderne erweitert werden. Die im Strukturalismus zum Credo gewordene Auffassung von Sprache als System arbiträrer Zeichen kam der modernen Kultur der Machbarkeit und Abstraktion entgegen. Der modernen Linguistik ist die arbiträre Natur des Zeichens Axiom. Doch die Doppelnatur von Arbitrarem und Analogem ist der Sprache inhärent. Die beiden Aspekte zeigen sich im Sprachgebrauch jedoch immer wieder anders gewichtet. Arbiträr und motiviert sind keine intrinsischen Eigenschaften. Je nach Art des Textes und Kontextes sowie der Sensibilität der Sprechenden und Hörenden erscheint ein Ausdruck stärker als das eine oder das andere. Sprechen und Hören sind aber immer auch eine körperliche Erfahrung, insofern fehlt die analoge sinnliche Seite nie ganz.³⁷

Humboldt räumt der konventionellen Position ein, sie sei *„bis auf einen gewissen Punkt freilich unleugbar richtig.“* Humboldt erliegt auch in diesem entscheidenden Punkt nicht der Versuchung der Polarisierung. Doch wenn die Balance verlorengeht, verliert das System an Menschlichkeit. Unsere Angst vor „durchgeknallten“ Robotern, mag sie hier ihren Ursprung haben?

Radikaler als Humboldt hat sein Freund Herder die Kritik am Alleinvertretungsanspruch der Arbitraritätsthese ausgedrückt:

*„Eine Sprache willkürlich und ohne allen Grund der Wahl aus dem Gehirne zu erfinden, ist [...] für eine menschliche Seele, die zu allem einen [...] Grund haben will, solch eine Qual, als für den Körper, sich zu Tode streicheln zu lassen.“*³⁸

„Zu Tode gestreichelt“: könnte dieses Bild auf Probleme unserer Zeit passen? Die uns bequeme technologische Sicht, deren Anwendung Komfort und Annehmlichkeit bietet, kann kippen. Dann leiden wir plötzlich an der Beliebigkeit im Sinne einer falsch verstandenen Relativität, die uns nicht mehr selbst nach persönlichen Sinnzusammenhängen suchen lässt, oder wir fühlen uns der Will-

37 *„Kein Denken, auch das reinste nicht, kann anders, als mit Hilfe der allgemeineren Formen unsrer Sinnlichkeit geschehen; nur in ihnen können wir es auffassen und gleichsam festhalten.“*
In: Wilhelm von Humboldt, Ueber Denken und Sprechen. In: Wilhelm von Humboldt 1973, S.3.
Eine Vorwegnahme der aktuellen Philosophie des „embodiment“?

38 Herder Johann Gottfried, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, 1770. In: www.projekt-gutenberg.org/herder/sprache/sprache.html

kür ungreifbarer anonymer Systeme ausgeliefert. Auch kann die Suche nach konstruierten Zusammenhängen zu einer paranoiden Sucht werden, beliebige Informationen so zu verknüpfen, dass sie nur noch unsere Ängste bestätigen. Wenn dann die scheinbar beliebige Vielzahl der Weltbilder und Lebensformen zu unüberschaubar wird und man sich in rigide Orthodoxien und sich selbst bestätigende Blasen flüchtet oder sich in blindem Hedonismus der Zerstreuung zu Tode unterhalten lässt: lassen wir uns „zu Tode streicheln“?

Im Streit um die *physei - thesei* Frage gibt übrigens es eine pikante historische „Fußnote“: Die heftigsten Angriffe auf Herder, der ja einen mimetisch motivierten, menschlichen Ursprung verteidigte, kamen von der christlichen Orthodoxie, die sich genötigt fühlte, für die Konvention im Sinne einer einmaligen willkürlichen „Setzung“ – natürlich durch Gott – einzutreten. Insofern sind die späteren sich aufgeklärt verstehenden Vertreter der Arbitrarität weniger Erbe der Humanisten wie Humboldt und Herder, sondern eher der Dogmatiker.

Everything goes war das philosophische und künstlerische Motto des letzten Jahrhunderts. Die einseitige Betonung des Willkürlichen favorisiert, in einem oberflächlichen Verständnis von Freiheit, eine Kultur der Beliebigkeit auch in anderen Bereichen und führt unvermeidlich zu Entfremderscheinungen. Wenn die Verankerung in der Sinnlichkeit des Menschen aufgegeben wird, hat dies Auswirkungen auf die ganze Kultur. Jede Sparte der Kultur hat mit diesem *bias* zu schaffen:

In der Ökonomie sehen wir die „abstrakte“ Vermehrung von Geld und Währungen ohne realen Gegenwert, oder zum Beispiel die Einführung des Euros, eine rein rechnerische Vereinheitlichung ohne Rücksicht auf unterschiedliche, kulturell geprägte Umgangsformen mit Geld. Diese damals – zurecht oder zu unrecht - in Kauf genommene Entfremdung brachte jedenfalls handfeste Probleme.

Am peinlichsten sichtbar wird die Kultur der Beliebigkeit in der Kunst. Einerseits sehen wir eine Marginalisierung ästhetischer Werte z.B. in der rücksichtslosen Ökonomisierung des Städte- und Wohnungsbaus oder im Abbau nicht-technischer Schul- und Studienfächer und auf der anderen Seite eine Fetischisierung der Kunst als Ware, als überteuerte Reliquie unverstandener Kreativität.

Nicht nur in ökonomischer Hinsicht wird die Kluft zwischen Arm und Reich größer. Im Kontext der verringerten musischen Erziehung und ästhetischen Schulung bleibt die gebildete Elite trotz aller Verbreiterung des Zugangs zu Bildung weitgehend unter sich und wird das Publikum, das sich keinen eigenen Zugang zum Kunstverständnis verschaffen konnte, zum Glauben an die Beliebigkeit als Prinzip künstlerischen Schaffens verdammt. Es wird zur Haltung des Volkes bei des Kaisers neuen Kleidern gezwungen. Eine Vielzahl von Kunstwerken im öffentlichen Raum zeugt von dieser Hilflosigkeit. Diese demütigende Entfremdung schürt kulturellen Groll und populistisch manipulierbare Res-

sentiments. Natürlich ist auch die Selbstgefälligkeit eines Teils der Kunstwelt, die von diesem *devil's deal* profitiert, nicht unschuldig an dieser Entwicklung.

Wer wagt sich ins Offene mit der Stimme des Kindes und benennt ohne Häme die Schwierigkeit: Qualität ist nichts Beliebigen, auch wenn sie sich nicht mit einfach zu vermittelnden Kriterien bewerten lässt? Wir brauchen jedenfalls neben der rationalen Schulung eine gleichwertige ästhetische und ethische Bildung. Das lernt man am besten anhand von Beispielen und Vorbildern.

7. Zum Schluss

Heute erweist sich immer klarer, wie irreführend die Antithese von Natur und Kultur, Natur und Mensch ist. Wir Menschen sind Teil der Natur. Die Natur des Menschen ist sprachlich verfasst, und zwar in der über Jahrmillionen entstandenen Diversität.

Auch in der Kultur liegt Natur. In der Kunst zeigt sich – soweit sie über das rein Konzeptuelle und Technische hinausgeht – die Natur *in* der Kultur. Sie wird nicht (nur) gemacht, sie geschieht. Und sie kommuniziert mit uns als intelligenten und körperlichen Wesen. Technische Intelligenz ohne sinnliche Sensibilität entbehrt auch der Empathie. Kein Wunder, dass Vielen die Maschinenintelligenz zur Horrorvision wird.

Wilhelm von Humboldt huldigt nicht einem abstrakten humanistischen Ideal – *seid umschlungen Millionen* – sondern prägt ein positives aber durchaus realistisches Menschenbild, das er selbst zu verwirklichen suchte. Sein Denkstil ist mir vorbildhaft (aber unerreicht), nicht nur weil er sich Simplifizierung und Polarisierung entgegenstellt. Er wagt Komplementarität radikal zu denken, sowohl die der Sprachen und Kulturen als auch die der subjektiven Sichtweisen und Unterschiede des Temperaments. Seine mehrfach gebrochene Karriere, seine Arbeit als Sprachforscher, Bildungsreformer wie auch als Diplomat beweisen eine ungewöhnliche Autonomie und Integrität. Er strebte nach einflussreichen Ämtern, aber war an Macht um der Macht und des Ansehens willen wenig interessiert. Das zeigt seine unerschrockene Stellungnahme gegen die Karlsbader Beschlüsse wie auch seine Opposition gegen die Verwässerung seiner universitären Prinzipien. Beides kostete ihm das Amt.

Er wusste Widersprüchliches in sich zu vereinen: Autonomie und politisches Engagement, Lebensfreude und Disziplin: eine Art Radikalität in der Gemäßigkeit. Nicht zu vergessen seine unerschütterliche Freundlichkeit, welche ihm sein Bruder noch am Totenbett attestierte: „*immer so unbeschreiblich freundlich bei allem Leide.*“³⁹

39 Alexander von Humboldt, Über den Tod seines Bruders. In: Wilhelm von Humboldt 2010, S.415

Dies mag nach bildungsbürgerlicher Nostalgie klingen. Dem sei so – es geht mir aber um etwas Aktuelles: die Doppelmoral im Sprachraum der Gebildeten. Wir halten durchaus ähnliche Werte hoch wie Humboldt und seine Umgebung: Würde, Toleranz, Anstand, Freundlichkeit und persönliche Reife. Wir legen sie auch Anderen als Maßstab an, aber wir handeln damit sozusagen unter dem Ladentisch. Wir pflegen eine Schattenwirtschaft der Werte. Die Geisteswissenschaften haben sich mehr als ein Jahrhundert lang den statusversprechenden „objektiven“ naturwissenschaftlichen Standards angeglichen. Selbst der Gebrauch von Wörtern wie Geist wurde ihnen (uns!) selbst peinlich, - man sagt dann lieber „mind“ und definiert es biologisch oder neurowissenschaftlich - , ganz zu schweigen von Begriffen wie Tugend, Schönheit, Liebe. Das hinterließ eine Lücke. Wie können wir sie füllen ohne Rückfall in Moralismus oder metaphysisches Pathos?

Je mehr ich mich im Humboldts Werk vertieft habe, desto mehr sprach mich neben seiner wissenschaftlichen Arbeit seine Lebensphilosophie und Lebenspraxis an. Er wurde mir als Mensch sympathisch und in mancher Hinsicht sogar Vorbild. Er war einer der seltenen Menschen, den außergewöhnliche intellektuelle Differenziertheit und Offenheit, Feinfühligkeit und Neigung zur Muße nicht von tatkräftigem Eingreifen und politischem Mitgestalten abhielten. Er erscheint mir mehr und mehr als ein Mensch, den man, wäre man Zeitgenosse gewesen, sich zum Freund und Berater gewünscht hätte. Das Privileg ihn, wenn auch nur aus seinen Schriften, zu kennen, wird daher auch heute noch zu einer Verpflichtung, derer man sich würdig erweisen möchte.

Bibliographie

- Benjamin, Walter (1992): Sprache und Geschichte. Philosophische Essays. Mit einem Essay von Theodor W. Adorno. Reclam Universalbibliothek: Stuttgart.
- Benjamin, Walter (2019): Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen. Reclam Universalbibliothek: Stuttgart.
- Humboldt, Wilhelm von (1973): Schriften zur Sprache. Hrsg. v. Michael Böhler. Reclam Universalbibliothek: Stuttgart.

- Humboldt, Wilhelm von (1985): Über die Sprache. Ausgewählte Schriften. Mit einem Nachwort herausgegeben und kommentiert von Jürgen Trabant. Deutscher Taschenbuch Verlag: München (aus dem unveränderten Nachdruck der Akademie Ausgabe, Wilhelm vom Humboldts Gesammelte Schriften, de Gruyter: Berlin 1968).
- Humboldt, Wilhelm von (2010): Das große Lesebuch. Hrsg. v. Jürgen Trabant, Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.
- Humboldt, Wilhelm von (2011): Briefe an eine Freundin. Europäischer Literaturverlag: Bremen.
- Trabant, Jürgen (1986): Apeliotes oder der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild. Wilhelm Fink: München.
- Trabant, Jürgen (2012): Weltansichten. Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt. C.H. Beck: München.
- Trabant, Jürgen (2014): Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen. Verlag C.H.: Beck München.
- Wittgenstein, Ludwig (1953): Philosophische Untersuchungen. Suhrkamp: Frankfurt a.M. diverse Auflagen.

Bemerkung zur Literatur:

Ich habe aus Ausgaben aus meinem persönlichen Besitz zitiert, meist Taschenbuchausgaben, nicht nur weil mir umständehalber keine Bibliothek mit der Gesamtausgabe zur Verfügung stand. Ich möchte die aufgeführten erschwinglichen Taschenbücher sowie die Schriften von Jürgen Trabant den Lesern auch wärmstens empfehlen. Fast jeder der meist kurzen Texte enthält – variierend und wiederholend – Wilhelm von Humboldts Grundgedanken zur Sprache.

Initiativen und Gesellschaften für bedrohte Völker und bedrohte Sprachen:

www.uni-koeln.de/gbs

www.gfbv.ch

<https://www.linguisticsociety.org/content/endangered-languages>

https://en.wikipedia.org/wiki/Lists_of_endangered_languages

<https://www.endangeredlanguages.com>

<https://www.nytimes.com/2007/09/19/science/19language.html>

„Wir leben in einer Zeit [g]roßer Umwandlungen.“

Neuedition des Briefwechsels Caroline von Humboldt und Friederike Brun

VON KERSTIN GRÄFIN VON SCHWERIN

Der Briefwechsel zwischen Caroline von Humboldt (1766-1829) und der deutsch-dänischen Schriftstellerin Friederike Brun (1765-1835) beginnt im Jahr 1810 und endet mit dem Tod Carolines 1829. Es sind Jahre, in denen Europa entscheidende Entwicklungen durchmacht.

Die Briefe, die sich heute in der Königlichen Bibliothek und im Reichsarchiv Kopenhagen sowie im Archiv Schloss Tegel befinden, wurden von der Kunsthistorikerin Ilse Foerst-Crato (1912-1980) transkribiert. Die 1975 von Ilse Foerst-Crato mit dem Obertitel *Frauen zur Goethezeit* 1975 im Selbstverlag als Typoskript veröffentlichte Edition der Korrespondenz ist zweifellos verdienstvoll, erfüllt jedoch die Ansprüche an eine textlich zuverlässige, gut benutzbare und kritisch kommentierte Edition nur bedingt. Die Neuedition der Korrespondenz – mit Ausnahme eines bislang unedierten Briefes – wertet zwar keinen unbekanntenen Briefwechsel wissenschaftlich aus, doch stellt die Edition der interdisziplinären kulturgeschichtlichen Forschung in der Zukunft eine deutlich verbesserte und zuverlässigere Textbasis zur Verfügung.

1. Kosmopolitismus

Die Korrespondenz zwischen Caroline von Humboldt und Friederike Brun rückt zwei eigenständige und intelligente Frauen in den Mittelpunkt, die im literarischen und kulturellen Leben ihrer Zeit exponierte Rollen einnahmen.

Friederike Brun wurde am 3. Juni 1765 in Gräfontonna (Thüringen) geboren. Noch im gleichen Jahr wurde der Vater Balthasar Münter als Hauptprediger an die deutsche St. Petri-Gemeinde Kopenhagen berufen. Friederike Brun wuchs in einem protestantischen Pfarrhaushalt auf, der zugleich ein deutschsprachiger, gesellig-intellektueller Mittelpunkt Kopenhagens war.¹ Kopenhagen war damals nicht nur die Hauptstadt Dänemarks, sondern zugleich auch diejenige des dänischen Gesamtstaates.² Außer den beiden Königreichen Dänemark und Norwegen (mit Island und den Färöern) gehörten auch die beiden Herzogtümer Schles-

1 Vgl. Louis Bobé 1910: *Frederikke Brun, født Münter, og hendes Kreds, hjemme og ude*. København: Hagerup 1910.

2 Siehe dazu: *Der dänische Gesamtstaat*. Kopenhagen. Kiel. Altona. Hg. von Klaus Bohnen u. Sven-Aage Jørgensen [Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. 18]. Tübingen: Niemeyer 1992; Robert Bohn: *Dänische Geschichte*. 2. aktualisierte Aufl. München: Beck 2010.

wig und Holstein (ab 1815 dem Deutschen Bund zugehörig) dazu. Friederike Bruns 1810 verfasste Autobiographie, die 1824 unter dem Titel *Wahrheit aus Morgenträumen* erschien, ist ein seltenes Zeugnis, das den deutschen Kreis in Kopenhagen dokumentiert.³

Friederike Brun war eine vielgelesene Reiseschriftstellerin der Zeit, ihre kunstkritischen Arbeiten waren zu dieser Zeit wichtige Beiträge zu den damaligen Kunst- und Kulturdebatten. Während sie in der neueren dänischen Forschung vor allem als kosmopolitischer Mittelpunkt der literarischen Kopenhagener Salonkultur und in verschiedenen Untersuchungen im Kontext der Frauenforschung wahrgenommen wird⁴, findet sie in der deutschsprachigen Forschungsliteratur zunehmend Beachtung⁵.

Caroline von Humboldt wurde am 23. Februar 1766 im westfälischen Minden als Tochter des vormaligen preußischen Kriegs- und Domänenkammer-Präsidenten Carl Friedrich von Dacheröden geboren. Auch sie wuchs in einem gesellig-intellektuellen Elternhaus auf, das neben dem Palais des Reichsfreiherrn Carl Theodor von Dalberg in Erfurt lag. Adel und gehobenes Bürgertum trafen sich hier zu zwanglosen Gesprächen. Nach ihrer Heirat mit Wilhelm von Humboldt unterstützte Caroline von Humboldt mit Lebensklugheit und ihrer Fähigkeit zu gesellschaftlicher Repräsentation die berufliche Tätigkeit ihres Mannes.⁶ Sie war eine hervorragende Kennerin der antiken und klassischen Kunst, so dass ihr Urteil von Archäologen und Künstlern geschätzt wurde.

Kosmopolitisch orientiert waren die Häuser der beiden Frauen in Berlin, Rom, Wien und Kopenhagen, die zum gesellschaftlichen Mittelpunkt wurden, in denen viele namhafte Künstler und Intellektuelle aus ganz Europa verkehrten. Beide waren mit zahlreichen berühmten Zeitgenossen – Schriftstellern, Künstlern, Wissenschaftlern und Staatsmännern – bekannt. Durch ihre umfangreiche Korrespondenz mit bedeutenden Persönlichkeiten beteiligten sie sich an den aktuellen Diskussionen. Sie teilten ihren Wissensdurst und ihre Kunstbegeisterung.

3 Friederike Brun, geb. Münter: *Wahrheit aus Morgenträumen und Idas ästhetische Entwicklung*. Aarau: Sauerländer 1824.

4 So u. a. Karen Klitgaard Povlsen: *Friederike Bruns saloner 1790-1835*. In: Anne Scott Sørensen (Hg.): *Nordisk salonkultur*. Odense: Universitetsforlag 1998 1998, S. 189-208.

5 Karin Hoff: *Friederike Brun: Selbstbewußtsein und Fremdbestimmtheit*. In: *Die Entdeckung der Zwischenräume. Literarische Projekte der Spätaufklärung zwischen Skandinavien und Deutschland*. Göttingen: Wallstein 2003, S. 211-270; Adelheid Müller: *Sehnsucht nach Wissen. Friederike Brun, Elisa von der Recke und die Altertumskunde um 1800*. Diss. Berlin: Reimer 2012; Kerstin Gräfin von Schwerin: *Friederike Brun. Weltbürgerin in der Zeitenwende 1765-1835. Eine Biographie*. Göttingen: Wallstein 2020.

6 Vgl. dazu: Dagmar von Gersdorff: *Caroline von Humboldt. Eine Biographie*. 2. Aufl. Berlin: Insel 2013; Hazel Rosenstrauch: *Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt*. Berlin: Die andere Bibliothek 2017.

Bei aller Differenz partizipieren die beiden Korrespondentinnen an einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich, da ihre Vertreter an verschiedenen Orten und in verschiedenen europäischen Ländern wohnten, des Mediums Briefs bedienen mussten. Der vorliegende Briefwechsel zeigt, wie intensiv die Verfasserinnen im Austausch mit ihrer Epoche standen und wie sie sich auch mit vielen – kulturhistorischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen, politischen – Themen kritisch auseinandergesetzt haben.

2. Kunstleben in Rom

Seit den gemeinsamen Aufenthalten in Rom 1802/03 und 1806 bis 1810 waren Caroline von Humboldt und Friederike Brun befreundet. Die beiden Frauen verband ihre Kunstleidenschaft und ihr Engagement für die in Italien lebenden Künstler. Dazu zählten die Kreise der Familie von Humboldt und Friederike Brun, die ein gastfreundliches Haus führten, wo zahlreiche Wissenschaftler, Künstler oder Schriftsteller – nicht nur Deutsche, sondern auch Livländer, Dänen, Schweden, Norweger, Franzosen und Italiener – verkehrten. Man unternahm gemeinsam Ausflüge, organisierte Konzerte, besuchte Künstler. Zu den geförderten Künstlern gehörten Bertel Thorvaldsen, Karl Friedrich Schinkel, Christian Daniel Rauch⁷, Christian Gottlieb Schick, Ludwig Hess, Antonio Canova, Johann Ludwig Lund, Heinrich Keller.

Als Friederike Brun vor die Entscheidung gestellt wurde, in Rom zu bleiben oder zu ihrem Mann, dem vermögenden Großkaufmann Constantin Brun, zurückzukehren, entschloss sie sich 1810 für eine endgültige Rückkehr nach Kopenhagen. Auch Caroline von Humboldt mußte Rom verlassen, nachdem Wilhelm von Humboldt zum Außerordentlichen Gesandten Preußens und Bevollmächtigten Minister in Wien ernannt worden war.

3. Europa im Umbruch

Die Freundschaft der beiden Frauen wird von nun an in Briefen fortgesetzt, sie werden zu wichtigen und intellektuell ebenbürtigen Gesprächspartnerinnen. „Laßen Sie uns wenigstens dieses Mittel der innigsten Mittheilung lebendig erhalten“, schreibt Caroline von Humboldt im November 1810 aus Wien nach Kopenhagen (Brief Nr. 2). Im Briefwechsel findet ein reger Austausch über die Freunde, Sorgen und Freuden der Kinder statt. Wenn auch die Zeiträume in der

⁷ Caroline von Humboldt und Christian Daniel Rauch. Ein Briefwechsel 1811-1828. Hg. u. kommentiert von Jutta von Simson. Berlin: Gebr. Mann 1999.

Korrespondenz immer größer werden, ließ die gegenseitige Vertrautheit nicht nach. Da einige Briefe nicht überliefert und die Briefe nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind, ist es denkbar, dass sie von den Korrespondentinnen vernichtet wurden. „[V]erbrennen Sie diesen Brief so wie Sie ihn recht gelesen“ (Brief Nr. 13, 57, 79, 91).

Im vorliegenden Briefwechsel begegnen sich die beiden Freundinnen in Nord- und Mitteleuropa in einer veränderten Situation, aber die Vergangenheit ist nicht ausgelöscht. Die Korrespondenz belegt das breite Spektrum der Themen. Die Verfasserinnen nehmen darin aufmerksam teil an den Fragen der Zeit, verfolgen die Entwicklung vieler Wissensgebiete, tauschen sich über Lektüre und Künstler aus, mit denen sie oftmals gemeinsam befreundet waren, aber auch über Klimastörungen und Missernten. Eine nicht weniger große Rolle spielt in dem gegenseitigen Briefgespräch das literarische und künstlerische Leben dieser Jahrzehnte. Der Briefwechsel vollzieht sich während den großen Erschütterungen des Zeitalters, der Wende der europäischen Bündnisrepublik, die den Zusammenbruch des napoleonischen ‚Weltreichs‘ herbeiführt, durch die Befreiungskriege und die Heraufkunft einer ‚neuen‘ Weltordnung, durch den Wiener Kongress und der Niederlage Napoleons. Beide Frauen verurteilten leidenschaftlich die napoleonische Diktatur.

4. Kunst und Kultur in Kopenhagen

Als Friederike Brun 1810 nach Kopenhagen zurückkehrte, hatten der Stadtbrand 1795 und die Bombardierung von 1807 durch die Briten sichtliche Spuren hinterlassen. Auch der Kopenhagener Dom, die Frauenkirche (Vor Frue Kirke), war bei dem Bombardement getroffen worden. Der Wiederaufbau zog sich über mehrere Jahre hin wie auch von Schloss Christiansborg und der Schlosskirche. Inflation, Staatsbankrott und der Zusammenbruch des Handels 1813 machten dem Land schwer zu schaffen. In der Zeit nach dem Wiener Kongress gingen die Handelspositionen der Kopenhagener Großkaufleute an Engländer, Franzosen und Holländer verloren.⁸ Hamburg wurde zum großen Umschlagplatz für den ost- und mitteleuropäischen Handel. Zahlreiche alte Handelshäuser Kopenhagens gingen in Konkurs, die riesigen Packhäuser am Hafen standen leer. Als im Mai 1819 der erste Raddampfer *Caledonia* im Hafen einlief, wurde dieses Ereignis verhalten wahrgenommen. Der technische Fortschritt ging nur langsam voran, viele Kopenhagener trauerten der alten, gemütlichen Zeit nach. Trotz dieser Widerstände blühte die dänische Kultur in den Wissenschaften, in Literatur, Musik und bildender Kunst auf. Das Goldene Zeitalter (den danske guldalder)

8 Vgl. Jörg-Peter: Dänemark. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Regensburg: Pustet 2008.

ist eine Epoche des dänischen Kunst- und Kulturlebens von etwa 1800 bis 1850.

Der einflussreiche dänische Architekt Christian Frederik Hansen war maßgeblich an der Neugestaltung der dänischen Hauptstadt im klassizistischen Stil beteiligt. Die bildenden Künstler brachen mit den akademischen Konventionen und zeigten ein zunehmendes Selbstbewusstsein. Die Königlich Dänische Kunstakademie Kopenhagen entwickelte sich zu einem Kunstzentrum, dazu gehörten Künstler wie Christoffer Wilhelm Eckersberg und Johann Ludwig Lund. Der klassizistische Bildhauer Bertel Thorvaldsen erreichte internationalen Ruhm. In der Literatur, die von der romantischen Idee gekennzeichnet war, spielte der Schriftsteller Adam Oehlenschläger eine große Rolle. In Deutschland schuf der Philosoph und Theologe Friedrich Schleiermacher eine Philosophie gott- und weltverbundenen anschaulichen Denkens, die in engstem Zusammenhang mit dem Idealismus und der Romantik stand. Auf seiner großen Skandinavienreise, die Schleiermacher unternahm, besuchte er Friederike Brun. In den Wissenschaften war es der dänische Physiker und Chemiker Hans Christian Ørsted, der sich einen Namen machte. Seine Entdeckung der magnetischen Wirkung des elektrischen Stroms 1820 war bahnbrechend für die Elektrizitätslehre und Elektrotechnik.

Besonders ausgeprägt war in der dänischen Hauptstadt das Musikleben. Die wichtigste Bühne war Det Kongelige Teater (das Königliche Theater) am Kongens Nytorv, eine andere Bühne war das Hoftheater auf Schloss Christiansborg. Es gab auch öffentliche Konzerte in einigen der privaten Musikgesellschaften und Klubs, über den privaten Kreis hinaus musizierte man außerdem in den Salons, dazu zählten das Palais Brun und Sophienholm. Dem deutschen Kapellmeister Friedrich Ludwig Æmilius Kunzen kommt das Verdienst zu, Kopenhagen zu einer Musikstadt von europäischem Rang gemacht zu haben. Doch die wirtschaftliche Krise in Europa und die dänische Bankenkrise 1813, die große ökonomische Verluste auch für die musikalischen Gesellschaften nach sich zogen, führten zu einem allmählichen Rückzug des geselligen Lebens.

Der Landsitz Sophienholm am Bagsværd Sø in Frederiksdal, ca. 20 Kilometer nördlich von Kopenhagen entfernt, und der Salon im Palais Brun in unmittelbarer Nähe von Schloss Amalienborg an der Ecke Bredgade/Dronningens Tværgade 2 etablierten sich zu einem geistigen und kulturellen Zentrum in der dänischen Hauptstadt, in welchem Angehörige der Königsfamilie, Minister und Gesandte, Schriftsteller, Philosophen, Musiker, Komponisten, Künstler und Gelehrte verkehrten. Kronprinz Christian Frederik galt im Gegensatz zu König Frederik VI. als kunstinteressiert und kosmopolitisch. Friederike Bruns Sohn Carl notierte 1815 in sein Tagebuch: „Die Soireen bei meiner Mutter sind oft wirklich charmant – sie stellen eine Art Abwechslung in der Langeweile und Geis-

tesarmut des gesellschaftlichen Lebens dieses armen Landes dar.“⁹ Die künstlerisch hochbegabte jüngste Tochter Ida verschaffte bis zu ihrer Heirat 1816 dem Salon mit ihrer Musikalität einen besonderen Glanz.¹⁰

Der dänische Landschafts- und Historienmaler Johann Ludwig Lund, der von Friederike Brun gefördert wurde und mit ihr freundschaftlich lebenslang verbunden war, lebte nach seiner Rückkehr aus Italien, 1810, den Winter über im Palais Brun, wo er in ihrem Haus eine kleine Kunstakademie unterhielt. Lund war weitgereist und kosmopolitisch orientiert, als Professor an der Kunstakademie Kopenhagen spielte er eine wesentliche Rolle im dänischen und europäischen Kunstleben.¹¹

Nach ihrer Rückkehr nach Kopenhagen wandte sich Friederike Brun ihrer literarischen und publizistischen Tätigkeit zu. Im Briefwechsel mit der befreundeten Germaine de Staël verteidigte sie bezüglich des dänisch-schwedischen Konflikts um Norwegen die völkerrechtlichen Postulate der nationalen Integrität und des Rechts auf Selbstbestimmung während Staëls Aufenthalt in Schweden 1812/13.¹²

5. Berlin im Aufbruch

Im Mai 1814 hatte Caroline von Humboldt Wien verlassen, Anfang November traf sie nach zwölf Jahren Abwesenheit in Berlin ein. In der preußischen Residenzstadt herrschte ein liberales Klima, das die Hauptstadt zu einem künstlerischen und wissenschaftlichen Zentrum in Europa machte. Innerhalb von drei Jahrzehnten verdoppelte sich die Bevölkerung. Neue Palais entstanden, Kirchen, Brücken und Prachtbauten wie das Schauspielhaus, das Alte Museum und die Friedrichswerder'sche Kirche. Karl Friedrich Schinkel prägte das Stadtbild mit seinen klassizistischen Bauten, in der Bildhauerei machte sich Christian Daniel Rauch¹³ einen Namen, in der Literatur entstanden Werke von bleibendem Wert. Das Theater- und Musikleben blühte, die Salons in adligen und bürgerlichen Häusern boten Frauen Gelegenheit, am politischen und kulturellen Leben

9 Zit. nach Viveca Servatius: Constanze Mozart. Eine Biographie. Aus dem Schwedischen von Krister Hanne. Wien [u. a.]: Böhlau 2018, S. 318.

10 Vgl. Louis Bobé: Ida Brun. Grevinde Bombelles. København: Bianco Lunos Bogtrykkeri 1932.

11 Siehe dazu: Das andere goldene Zeitalter. Johann Ludwig Lund. Über alle Grenzen. Den Hirschsprungske Samling, Ribe Kunstmuseum, Skovgaard Museet, Museum Behnhaus Drägerhaus 2020.

12 Karl Viktor von Bonstetten, Madame de Staël, Friederike Brun, geb. Münter. Zeitgebirge. Zwei Briefgespräche 1811-1813. Nach den Original-Manuskripten hg.; aus dem Französischen übersetzt, eingeleitet u. kommentiert von Doris u. Peter Walser-Wilhelm. Göttingen: Wallstein 2005.

13 Caroline von Humboldt und Christian Daniel Rauch. Ein Briefwechsel 1811-1828. Hg. u. kommentiert von Jutta von Simson. Berlin: Gebr. Mann 1999.

teilzunehmen. Caroline von Humboldt verkehrte in Kreisen von Beamten, Militärs, Künstlern, Intellektuellen und Angehörigen des Hofes. Sie kümmerte sich um die Umzüge innerhalb Berlins, die Hochzeitsvorbereitungen der Tochter, den Alltag, den Unterricht der Kinder,

Wilhelm von Humboldt wurde als Direktor der Sektion für Kultus und Unterricht im Ministerium des Innern mit der Erneuerung des Bildungswesens beauftragt, er machte innerhalb seiner kurzen Amtszeit von sechzehn Monaten unter Friedrich Wilhelm III. die Berliner Universität zur modernsten ihrer Zeit. Während des Wiener Kongresses, der im September 1814 begann, war Humboldt zur Neuordnung Europas neben dem Staatskanzler Karl August Fürst von Hardenberg der Verhandlungsführer Preußens. Joachim Graf von Bernstorff war zusammen mit seinem Bruder Christian Günther, zu dieser Zeit Geschäftsträger in Wien, beauftragt worden, Dänemark zu vertreten. Durch die auf dem Wiener Kongress vereinbarten territorialen Veränderungen entstand ein neues Europa. Norwegen wurde von Dänemark an Schweden abgetreten. Im September 1815 gründeten die Großmächte Russland, Österreich und Preußen in Paris die Heilige Allianz. Humboldt hatte im Juni Wien verlassen, war nach Berlin gereist und bald darauf zu Friedensverhandlungen in Paris nach dem endgültigen Sieg über Napoleon. Der preußische Staatskanzler Hardenberg, der Humboldt als Rivalen betrachtete, besetzte den Posten des preußischen Außenministers mit dem in dänischen Diensten stehenden Christian Günther zu Bernstorff. Humboldt ging im Oktober 1817 als preußischer Gesandter nach London, im November 1818 nahm er als Beobachter am Aachener Kongress teil.

Im März 1817 kehrten die Humboldts kurzzeitig nach Berlin zurück, bevor Caroline im April zu ihrem zweiten Italienaufenthalt in Begleitung ihre Töchter Caroline, Gabriele und Adelheid sowie Schwiegersohn August von Hedemann aufbrach. Die Liebe zu Rom und die Linderung ihrer rheumatischen Leiden zog sie erneut in den Süden. Ausführlich berichtet sie aus Venedig, Florenz Rom, Ischia und Neapel Friederike Brun von ihren Eindrücken und Begegnungen, von Festen und Ausflügen. Die Briefe von Friederike aus dieser Zeit sind nicht überliefert. Caroline beantwortet die Briefe der Freundin jedoch so eingehend, dass der Leser eine Vorstellung von dem Leben in Kopenhagen erhält. „Die Welt mit ihrem Treiben liegt so fern, kaum halt ein ferner Laut in diese Welt herüber.“ (Brief Nr. 67).

In Rom machte Caroline von Humboldt Bekanntschaft mit den „Lukasbrüdern“, einer Gruppe von jungen deutschsprachigen Künstlern, die sich zu einem antiakademischen Malerbund zusammengeschlossen hatten und bald unter dem Namen „Nazarener“ bekannt wurden. Caroline berichtet von den Künstlern, von deren Leistung sie überzeugt war. In Dänemark waren es die Maler Lund und Eckersberg, die inspiriert von dieser Kunstrichtung mit der Ausführung von Al-

tarbildern in Kirchen und Historienbilder für öffentliche Gebäude beauftragt wurden. „Ich bin gut mit allen sie mögen Neu oder Altkatholisch sein, oder Protestanten. Wenn sie nur gute Menschen u. gute Künstler sind.“ (Brief Nr. 63). Sie besuchte die Künstler in ihren Ateliers, viele von ihnen wurden von ihr mit Aufträgen – Kupferstichen, Zeichnungen, Gipsabdrücken und Marmorarbeiten – unterstützt, auch der Maler Lund und der Bildhauer Thorvaldsen.

Nachdem Humboldt 1819 für kurze Zeit zum Minister für ständische Angelegenheiten ernannt worden war, beantragte er seine Entlassung. Am 31. Dezember 1819 entließ ihn der preußische König aus dem Staatsdienst. In den folgenden Jahren lebten Humboldts gemeinsam auf Schloss Tegel, auf den Gütern Burgörner und Ottmachau, sie besuchten die Kinder und Enkel in Breslau, Herrstadt und London. Nach seiner Entlassung widmete sich Humboldt ganz seinen Interessen, so der vergleichenden Sprachforschung.

Der Umbau von Schloss Tegel, seit 1766 im Besitz der Familie Humboldt, nahm viel Zeit in Anspruch. Tegel wurde zu einem Treffpunkt für Wissenschaftler, Künstler, Politiker und Schriftsteller. Tegel, „das Gütchen hier ohnweit Berlin auf dem Weg nach Hamburg ist beinah nichts wie Gartenanlage“, beschreibt Caroline das Anwesen der Freundin. „Das Haus mussten wir einmal bauen oder darauf renonciren die Sommermonate dort zu seyn, [...] also richtete nun H[umboldt] es gleich so ein die paar Marmorsachen u. Gipse die wir in Rom gesammelt haben dort aufzustellen, denn den Fluch der Quartiere in modernen Städten nichts aufstellen zu können den werden Sie wohl in Copenhagen wie wir in Berlin kennen?“ (Brief Nr. 95).

6. Briefgespräche

Auf politischer Ebene spitzte sich die Krise nach dem Fünf Mächte-Kongress in Verona im Januar 1823 weltweit zu. Im März begann jenseits der Pyrenäen der Krieg. Beide Frauen tauschten sich über den griechischen Kampf um Unabhängigkeit (1821-1829) aus. Die Humboldts sammelten Spenden, um den Freiheitskampf zu unterstützen, der im Europa der Restauration hohen symbolischen Wert besaß. Friederike Brun veröffentlichte die *Lieder für Hellas* im Privatdruck von hundert Exemplaren, die zunächst als Vorabdruck im *Morgenblatt für gebildete Stände* (1821) erschienen.¹⁴ „Die Weltbühne bietet ein recht flau-es Kotzebuisches Drama [...] Wie still ist mein Leben gegen das Ihre!“ schreibt Friederike im Juni 1823 (Brief Nr. 102) und Caroline antwortet im März 1824:

14 *Lieder für Hellas von Friederike Brun*. [Als Anhang in:] Friederike Brun, geb. Münter: Wahrheit aus Morgenträumen und Idas ästhetische Entwicklung. Aarau: Sauerländer 1824, S. 271ff. – Vorabdrucke im *Morgenblatt für gebildete Stände* (Dezember 1821), Nr. 307ff.

„Wie hat die Welt sich verändert. [...] Wir leben in einer Zeit Großer Umwandlungen.“ (Brief Nr. 105).

Nachdem alle Töchter das Haus verlassen hatten, konstatiert Friederike Brun: „Hier lebe ich sehr stille – obwohl nicht einsam.“ (Brief Nr. 75). Obwohl sich an den Abenden im Kopenhagener Palais zahlreiche Freunde einfanden, zu denen Thorvaldsen und Lund, der Schriftsteller Jens Baggesen und Mitglieder des dänischen Königshauses gehörten, vermisste sie einen ausreichend intellektuellen Austausch. Im Gegensatz zum pulsierenden kulturell-gesellschaftlichen Leben der preußischen Residenzstadt – „In Berlin regt sich ein Kunstleben wie es noch nie war“ (Brief Nr. 70) – empfand sie die dänische Hauptstadt als eine „von jeder Kommunikation isolierte Insel“¹⁵.

Beide Frauen, oft auch die Töchter, wurden ständig von Krankheiten geplagt. Der vertrauliche und erstaunlich offene Austausch über Erkrankungen und Behandlungsmethoden fand sogar medizinhistorisches Interesse.¹⁶ Caroline von Humboldt, die unter heftigen Rheuma- und Gichtschmerzen litt, reiste immer wieder zu Kuraufenthalten in die böhmischen Bäder nach Marienbad und Karlsbad oder nach Bad Gastein. Auch Friederike Brun machte ihr Rheumaleiden zu schaffen, im August 1826 reiste sie zu einer letzten Kur nach Wiesbaden und Schlangenbad.

Im Dezember 1827 berichtet Caroline von Humboldt von der berühmten Vorlesungsreihe ihres Schwagers an der Berliner Universität: „der zweite Cours ist auch für Frauen – Wie wünscht ich Ihnen diesen Genuß!“ (Brief Nr. 118). Im Wintersemester 1827/28 hielt Alexander von Humboldt 61 Vorlesungen über „physikalische Erd- und Weltbeschreibung“, die so überfüllt waren und eine erstaunliche Resonanz fanden.¹⁷

Anfang April 1828 unternahm die Familie Humboldt eine Reise über Paris nach London, wo der Schwiegersohn Bülow zum preußischen Gesandten in London ernannt worden war. Den letzten Brief schrieb Caroline von Humboldt an Friederike Brun nach ihrer Rückkehr am 1. September 1828 in Gastein (Brief Nr. 120). Caroline war schwer erkrankt, ihr gesundheitlicher Zustand Weihnachten 1828 hoffnungslos. Caroline (Tochter) unterrichtete die ferne Freundin in Kopenhagen laufend darüber. Am 26. März 1829 starb Caroline von Humboldt im Alter von 63 Jahren. Die Tochter Caroline setzte den Briefwechsel mit der

15 Friederike Brun: Om Historiemaleren Ludvig Lund. Til min Veninde Baronesse Caroline von Humboldt. In: *Athene* 4 (april 1815), S. 301-316, S. 302.

16 Ute Künzer: *Medizinisches im Briefwechsel von Caroline von Humboldt und Friederike Brun*. Diss. Düsseldorf 1976.

17 Alexander von Humboldt, Henriette Kohlrausch: *Die Kosmos-Vorlesungen an der Berliner Sing-Akademie*. Hg. von Christian Kassung u. Christian Thomas. *Kosmos-Vorlesung: Insel* 2019.

mütterlichen Freundin fort. Am 25. März 1835 starb Friederike Brun im Alter von 69 Jahren in ihrem Haus in Kopenhagen. Der Sohn Carl berichtet über die letzten Monate in einem Brief an Caroline, die Tochter der Humboldts.

7. Zeitbild

Der vorliegende Briefwechsel ist auch ein aufschlussreiches Spiegelbild der Kultur-, Kunst- und Gesellschaftsszene der beiden Metropolen, des modernen, aufsteigenden Berlin und der bedingt durch ihre randständige geographische Position eher provinziellen dänischen Hauptstadt Kopenhagen.¹⁸ Zudem ist die Korrespondenz ein Zeitbild der Ära während der napoleonischen Okkupation, der Befreiungskriege und nach dem Wiener Kongress, das aus der Perspektive zweier kluger Frauen betrachtet wird, die bestens im literarischen Leben ihrer Zeit vernetzt waren. Sie waren nicht nur bestens informiert über die politischen, sozialen und kulturellen Entwicklungen, sondern waren auch involviert und besaßen dazu noch einen eigenständigen Blick darauf. Zudem verstanden sie sich als Vermittlerinnen europäischer Kulturen.

Der Briefwechsel Caroline von Humboldt und Friederike Brun gehört zu den kulturgeschichtlich bedeutenden Zeugnissen weiblicher Epistolographie. Er soll deshalb einer kritischen, modernen editionsphilologischen Ansprüchen gerechten Edition zugänglich sein. Die Neuedition erscheint voraussichtlich 2022 im Wehrhahn-Verlag Hannover. Sie wird begleitet von umfassenden Kommentaren zu den jeweiligen Textstellen als Fußnoten der einzelnen Briefe und einem umfassenden Nachwort, das die Briefe in ihre geschichtlichen, politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontexte einordnet.

18 Johann Joachim Winckelmann zog es 1760 vor, in Rom zu bleiben, da ihn die nordische Hauptstadt nicht reize, „weil sie ihn von der übrigen Welt abschneiden würde“. Zit. nach: Leopold Magon: Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien 1750-1850. Bd. 1. Dortmund: Ruhfus 1926, S. 214.

Wer ist F.?

„Fanny“, „die Fränkel“, Frau (von) Pobeheim: drei Namen, eine Person

VON PHILIP MATTSON

Versucht man, über eine Jugendbekannte und gelegentliche Korrespondentin Wilhelm von Humboldts, von der hier die Rede sein wird, Näheres zu erfahren, so finden sich in der Literatur derartig irreführende, unvollständige und bisweilen auch widersprüchliche Angaben, dass ein eigenständiger Aufsatz über sie angebracht erscheint, zumal da sie auch Korrespondentin von Dorothea Schlegel, Rahel Levin, Friedrich Gentz und Johann Heinrich Pestalozzi (u. a.) war. Hier wird nachgewiesen, dass folgende drei Namen, die die einschlägige Literatur mitunter verschiedenen Individuen zugewiesen hat, doch einer und derselben Person angehörten.

- 1) „Fanny“, eine gemeinsame Bekannte Humboldts und des schwedischen Diplomaten und Dichterlings Carl Gustaf v. Brinkman;
- 2) „die Fränkel“;
- 3) Frau (von) Pobeheim.

1. „Fanny“

In Billetts aus den Jahren 1790/91 erwähnt Humboldt dreimal eine „Fanny“,

- a) die zum Bekanntenkreis seiner Jugendfreundin Henriette Herz gehört¹;
- b) an die er aus Burgörner, einem Gut der Familie seiner Braut, Karoline v. Dach-
eröden, einen Brief schreiben will²;
- c) über die er resümiert: „Die gute Fanny ist nicht glücklich.“³

Aus der Art, wie diese Erwähnungen *en passant* geschehen, ist zu schließen, dass die Gemeinte dem Briefempfänger gut bekannt und unter diesem Namen erkennbar ist. Aber seltsamerweise verschwindet der Name danach für immer, ohne dass der Abwesenheit, Abreise oder gar des Todes der Trägerin Erwähnung geschieht.⁴ Hier wird der Frage nachgegangen, ob lediglich der Name

1 Wilhelm v. Humboldt an Brinkman, 9. VIII. 1790; *Wilhelm von Humboldt: Briefe*, hg. u. kommentiert von Philip Mattson. Bd. 1, Berlin 2014, S. 309 (im Folgenden: Briefe I 309).

2 An dens., 16. VIII. 1790; Briefe I 313.

3 An dens., 1. II. 1791; Briefe I 381.

4 Der bisherige Editor der Briefe Humboldts an Brinkman, Albert Leitzmann, merkt nur lakonisch an, er könne die Fanny „nicht sicher identifizieren“ und lässt sich auf Vermutungen gar nicht erst ein. Umso merkwürdiger ist es, dass er im Anhang zu dieser Edition Humboldts Briefe „an frau Fränkel“ hinzufügt (*Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann*. Hg. u. erläutert von Albert Leitzmann. Leipzig 1939, S. 194; Anhang: S. 238 ff.).

verschwunden ist, während seine Trägerin durchaus noch vorhanden war und zudem weiterhin dem jeweiligen Bekanntenkreis beider Korrespondenten angehörte.

Eine mögliche Erklärung ist, dass besagte „Fanny“ in Wirklichkeit eine Dame mit einem ganz anderen Vornamen war, die den Namen Fanny zeitweilig als Kose- oder Spitznamen verwendete. Es ist aber auch durchaus denkbar, dass diese Benennung eine Erfindung Brinkmans war, der derlei Umbenennungen liebte. Humboldts Briefe an ihn enthalten zum Teil verschlüsselte Benennungen, die in seiner sonstigen Korrespondenz nicht vorkommen – wie im gegenwärtigen Fall – und bei denen zu vermuten ist, dass sie Brinkmanschen Ursprungs waren. Bisweilen entziehen sie sich jeder Entschlüsselung.⁵ Wie dem auch sei, ob dieser Kosenamen eine eigene oder eine weitere der zahlreichen onomastischen Kapriolen Brinkmans war, es wird sich zeigen, dass nur Sophie Fränkel, geb. Meyer damit gemeint sein konnte, denn in Beleg c der Fanny-Erwähnungen (s. oben) fährt Humboldt fort: „Es spinnt sich etwas zwischen ihr [Fanny] u. Gentz an, den ich eingeführt habe ins Haus.“⁶ Und im nächsten Brief an „die Fränkel“ bekundet er seine Freude darüber, „zu Ihrer beider ersten Bekanntschaft beigetragen zu haben.“⁷

2. „Die Fränkel“

Als Humboldt „die Fränkel“ kennen lernte, war sie „an einen häßlichen alten reichen Juden verheirathet“, wie Varnhagen berichtet.⁸ Zu dieser Ehe, im Juni 1787 geschlossen, sind folgende Personalien überliefert: der Bräutigam hieß mit

5 Vgl. Briefe I 531, 549 f. u. ö. Als Ergänzung sei eine spätere Briefstelle zitiert. Auch hier ist der Empfänger Brinkman, dessen Erwartung, in einem Brief von Humboldt eine scherzhaft Anspielung auf Juden zu lesen (vgl. Briefe II 5), nicht enttäuscht wurde, denn dieser bemerkt bei der Erwähnung der Baronin v. Arnstein *en passant*: „die Arnsteiner – Fanny, was mag da für ein Judenname dahinter stecken?“ (an Brinkman, Wien, 25. VII. 1797; Leitzmann 1939 – vgl. Anm. 4 – S. 103). Über die bedeutende gesellschaftliche Rolle, die der Salon der aus Berlin stammenden Franziska (Fanny) Frfr. v. Arnstein, geb. Itzig, für Wien-Reisende spielte, vgl. Gentz an Brinkman, 11. VIII. 1802 (Friedrich Carl Wittichen [Hg.]: *Briefe von und an Gentz*, Bd. 2, München/Berlin 1909, S. 97).

6 Wie Anm. 3.

7 1. VIII. 1791 (Briefe II 13). Durch diese Aussage ist es möglich, den Brief, der die kleine Gruppe der von Leitzmann edierten Briefe Humboldts an ‚Frau Fränkel‘ einleitet, als jenen anzusehen, den Humboldt im obigen Beleg ‚b‘ an die „Fanny“ zu schreiben gedachte (undatiert, mit Datierungsansatz „2. Hälfte Aug. [?] 1790“; Briefe I 314 f.).

8 Eigenhändige Notiz in der Mappe der diese Person betreffenden Briefe und Dokumente in der sog. ‚Varnhagenschen Sammlung‘ (Kst. 142), die seinerzeit einen wesentlichen Teil der Handschriftenabteilung der Preuß. Staatsbibliothek bildete und sich heute in der Biblioteka Jagiellońska in Krakau befindet.

Vornamen Jechiel (Michael Joseph), mit zusätzlicher Angabe „Juwelenhändler“; die Braut ist Freude (Sophie) Meyer aus Strelitz, Tochter des ‚Hofagenten‘ Nathan Meyer daselbst.⁹ Über sie, ihr Naturell, ihre Persönlichkeit, erfahren wir vor allem durch Humboldt Näheres:

„Sie ist ein unendlich zartes, weiches und graziöses Wesen. Dabei besitzt sie so eine Art Stärke, nicht die Stärke, die uns auch in uns das Drückende weniger achten läßt, nein, mehr die Güte, dies Drückende nie anders blicken zu lassen. Schon lang merkt ich, daß sie mir gut wäre, aber seit einigen Wochen erschien sie mir so sonderbar. Es war mir, als hielt sie etwas in sich zurück, und wenn ich allein mit ihr war und ich sie bat, sich ihren Gefühlen freier zu überlassen, oder ihr sagte, daß ich ihr gut wäre, dann bat sie mich, zu schweigen, und weinte, und neulich, bei einem Spaziergange an einem schönen Abend bat sie mich so innig um Verzeihung, daß sie immer das Gespräch dahin brächte. Und doch bringe wirklich ich es dahin.“¹⁰

Auch Varnhagen betont in seiner Charakteristik ihre empfindsame Natur: „Die Frau war eine Anempfängerin, gutmüthig, lebhaft, leichtsinnig, ohne eigentlichen Geist, aber mit allem nöthigen Schimmer davon.“¹¹

Obwohl die Frage, ob die „Fanny“ in Humboldts Briefen an Brinkman diese feinfühligke Frau war, bereits bejaht werden konnte, enthalten die Quellen einige Erwähnungen, die den Schlus nahelegen, dass sie selbst diesen Kosenamen führte. Zwar war hierzu kein eindeutiger Beleg zu finden, aber auch keiner, der diese Möglichkeit ausschlosse.

In den frühesten Erwähnungen durch Humboldt (1790) heißt sie einfach „die Fränkel“¹². Um diese Zeit nennt sie Brendel Veit (die spätere Dorothea Schlegel) schlicht „die F.“¹³ und im Jahr danach „die Fränkel“¹⁴. In Humboldts Briefen an sie redet er sie nicht etwa mit dem Vornamen an, sondern schreibt: ‚teure [bzw.]

9 Vgl. Jacob Jacobson: *Jüdische Trauungen in Berlin 1759–1813*. Berlin 1968, S. 305. Die Lebensdaten für Fränkel werden mit 1746–1813 angegeben; solche für die Braut fehlen. Eine spätere Arbeit gibt sie mit 1767–1857 an: Birgit Anna Bosold: *Friederike Liman, Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen und Karl Gustav von Brinkmann sowie Aufzeichnungen von Rahel Levin Varnhagen und Karl August Varnhagen*. Eine historisch-kritische Edition mit Nachwort. Hamburg 1996, S. 282 (Diss. Hamburg 1996). – Leitzmann waren die Vornamen der Braut unbekannt; er nennt sie nur ‚Frau Fränkel‘ (vgl. Anm. 4).

10 An Karoline v. Dacheröden, 26. VI. 1790 (Briefe I 297).

11 Vgl. Anm. 8.

12 An Brinkman, Frühjahr 1790; an Karoline v. Dacheröden, 26. VI. 1790 (Briefe I 284 bzw. 295).

13 An Brinkman, 18. XI. 1790 (*Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. 23, hg. von Ernst Behler. Paderborn 1987, S. 8 [im Folgenden KrA XXIII 8]).

14 An dens., 25. XII. 1791 (ebd., S. 36).

liebe Freundin‘ oder ‚liebe Frau‘ (1790/92)¹⁵. 1792 heißt sie bei Humboldt ‚die F.‘¹⁶, bei Brinkman 1794 ‚die Fr.‘¹⁷ und 1793 bei Brendel Veit ‚die Fraenkel‘¹⁸. Weitere Belege bei Brinkman: Er schreibt an Rahel, er wolle ‚der Frkel‘ schreiben (1794), erwähnt 1794 ‚die Fr.‘ und 1795 einmal die ‚Fränkel‘¹⁹.

1793 gelingt es der ‚armen Fränkeln‘²⁰, wie Humboldt sie einmal genannt hatte, ihren tyrannischen Mann²¹ zu verlassen. Sie zieht zu ihrer Familie in Strelitz, und in dieser Zeit intensiviert sich ihre ‚ernste Liebschaft‘²² mit dem hessen-darmstädtischen Hauptmann (später Major) v. Cuhn. Und welche Namensform verwendet er für sie in seinen Briefen? Auch er, dem als Amant in dieser für die Geliebte so heiklen Situation erst recht höchste Diskretion geboten war, verwendete in dieser Zeit in Briefen an Dritte (hier: Rahel Levin) häufig die alles verhüllende Benennung ‚X‘²³. Wo nicht, findet sich gelegentlich die Abkürzung ‚F.‘, und zwar ohne Begleitung eines bestimmten Artikels, z. B. in Briefen aus Freienwalde, wo die Liebenden im Frühsommer 1793 endlich ohne Geheimnistuerei vertraulichen Umgang miteinander genießen konnten. Da erwähnt Cuhn ‚meine holdselige, angebetete F.‘ und meldet Fränkels Einwilligung in die Trennung der Ehe: man könne ‚die für die Ruhe ich möchte sagen für das Leben unsrer F. so wichtige Sache als beendet ansehen.‘²⁴ Soll man nun diese Abkürzung mit ‚Fränkel‘ auflösen? ‚Das Leben unsrer Fränkel‘, ‚meine angebetete Fränkel‘? Oder doch mit einem Vornamen, der mit F beginnt, etwa Fanny? (Man bedenke aber auch, dass sie ursprünglich Freude hieß.) Hierher gehört auch eine Stelle aus einem ungedruckten Brief Brinkmans aus dem Jahre 1794: Gentz sei ‚bei F. gewesen‘ (ohne Artikel – wobei über die Identität der genannten ‚F.‘ kein Zweifel bestehen kann).²⁵

15 Die Originalhandschriften der von Leitzmann edierten Briefe an sie befinden sich in der „Sammlung Autographa“ der ehem. Preuß. Staatsbibliothek, Kst. 87 (heutiger Standort: Krakau, BJ – vgl. Anm. 8). Ein weiterer Brief Humboldts an sie hat sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach/N. gefunden; Druck: Briefe I 302 ff.

16 An Brinkman, 7. XII. 1792 (Briefe II 109).

17 An Rahel Levin, 14. VII. 1794 (Smlg. Varnhagen – vgl. Anm. 8 – Kst. 38).

18 An Rahel, 4. VIII. 1793 (KrA XXIII 112).

19 Smlg. Varnhagen, Kst. 38. Eine weitere Variante steuert David Veit mit noch einem Spitznamen bei: ‚Was macht die gute *Stella* (die F---l)?‘ (an Rahel, 9. II. 1794; [Ludmilla Assing] (Hg.): *Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit*. Th. 1, Leipzig 1861, S. 156).

20 Humboldt an Brinkman, 9. XI. 1790 (Briefe I 346).

21 Vgl. Brendel Veit bereits 1791: ‚mit der fränkel bin ich jetzt recht sehr oft zusammen; sie ist ein liebenswürdiges fein fühlendes Geschöpf man muß Fränkel sein, um den Muth zu haben, dies liebe Weib zu mißhandeln.‘ (an Brinkman, 25. XII. 1791; KrA XXIII 36).

22 Varnhagens Charakteristik (vgl. Anm. 8).

23 Smlg. Varnhagen (vgl. Anm. 8), Kst. 50.

24 An Rahel, 19. bzw. 26. VI. 1793 (ebd.).

25 An dies., 14. VII. 1790 (ebd., Kst. 38).

Und wie unterschreibt „die Fränkel“ selbst ihre Briefe in dieser Zeit? Wenn überhaupt, dann stets mit „F.“, nie etwa mit „S.“ – für Sophie –, während sie den verabscheuten Gatten meist mit „Fr.“ abkürzt.²⁶ Wer will behaupten, dass sie mit dem abgekürzten Namen des verhassten Gatten unterschreibt – zumal in Briefen, die weitgehend der Frage gewidmet sind, wie eine Trennung von ihm zu erreichen ist – anstatt mit der Abkürzung ihres Vornamens oder, wie hier hypothetisiert wird, mit der eines Kosenamens? Andererseits: wer kann derlei beweisen? Ihr Nachname war nun einmal bis auf weiteres Fränkel, und es war damals durchaus üblich, Briefe mit dem Anfangsbuchstaben des Nachnamens zu unterschreiben: bei Wilhelm v. Humboldt kam das sogar in Briefen an seine Frau (oder Kinder) vor, und Karoline v. Humboldt unterschrieb Briefe an Empfänger, mit denen sie bereits bekannt war, meist mit „H.“ Cuhn redete seine Angebetete 1794 von Wien aus, wohin er zwischenzeitlich abkommandiert worden war, in Briefen, in denen ernsthafte Heiratspläne geschmiedet wurden, ungeniert mit dem ausgeschriebenen Namen „Sophie“ an, in einmaliger Offenheit, verglichen mit allen sonst hier herangezogenen Dokumenten, gleichsam als wollte er damit sagen, „Jetzt haben wir’s nicht mehr nötig, verschlüsselt miteinander zu reden.“²⁷ (1795, nach erfolgter Erkaltung der Leidenschaft, meldet er lapidar: „Die Fränkel [...] hat mir geschrieben“²⁸.)

Danach verliert sich jede weitere Spur von der „F.“ Es ist bekannt, dass sie 1796 die Scheidung von Fränkel endlich erreichte.²⁹ Aber damit verschwindet sie aus dem Umkreis der Berliner Freunde keineswegs. Es ist Gentz, von dem die nächste Erwähnung stammt: „Wissen Sie denn, daß die Fränkel in Paris ist?“³⁰ Das Besondere an dieser Mitteilung ist, dass zu diesem Zeitpunkt „die Fränkel“ nicht mehr so hieß, sondern

3. Pobeheim

Unter dem Stichwort „Pobeheim“ sind auch ihre („der Fränkel“) Briefe in Varnhagens Handschriftensammlung eingereiht.³¹ Man höre weiter in Varnhagens bereits erwähnter einleitender biographischer Skizze, die die Überschrift trägt:

26 Smlg. Varnhagen, Kst. 142 *passim*.

27 Smlg. Varnhagen, Kst. 50.

28 Ebd.

29 Vgl. Jacobson (vgl. Anm. 9), a.a.O.

30 An Brinkman, Februar 1798 (Wittichen [vgl. Anm. 5] II 197); vgl. auch ebd., I 208.

31 Das Stichwort in L. Sterns Katalog dieser Sammlung lautet: „Pobeheim, F. v., geb. Meyer, vorm. Fränkel (Strelitz).“ Er legte mithin die Paraphe „F.“ der ihm vorliegenden Briefe als Abkürzung eines Vornamens aus (*Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin geordnet und verzeichnet von Ludwig Stern*. Berlin, 1911, S. 598).

„Frau von Pobeheim geb. Meyer, Schwester der Frau Hinny Mendelssohn.“ Nach der bereits zitierten Stelle über die Ehe mit Fränkel heißt es dort weiter: „Sie verließ diesen Mann, ließ sich scheiden, und heirathete einen muntern, geistvollen Kaufmann aus Klagenfurt, Hrn Pobecheim, des Wohlklangs wegen nachher in Pobeheim verbessert, und nach Wiener Art mit ‚von‘ geziert. Sie ging mit ihm nach Paris, wo er nach einigen unglücklichen Unternehmungen starb“³². Die Identität der Trägerin des Namens Fränkel bzw. Pobeheim ist den Herausgebern der Kritischen Friedrich-Schlegel-Ausgabe – wie auch schon Leitzmann – entgangen.³³

Wann genau die Heirat stattfand, ist, wie so vieles hier Einschlägige, nicht bekannt, aber eine Briefstelle der Dorothea Schlegel, wo sie „die cidevant Fraenkel“ erwähnt³⁴, wird wohl so auszulegen sein, dass sie spätestens bis zum Datum des Briefes (Oktober 1799) erfolgt war. Dies ist gleichzeitig der späteste Beleg des Namens der ‚Fränkel‘ aus dem Umkreis der Berliner Freunde.

Aus Pobeheims Freundeskreis reiht sich hier eine weitere Wortmeldung ein. In Varnhagens Einleitungstext zur ‚Pobeheim‘ heißt es anschließend an das oben Zitierte: „Hr von Pobeheim war ein Freund [Franz Paul Frhr. v.] Herbert’s, Joh. Benj. Erhard’s.“³⁵ Aus Klagenfurt schrieb Herbert an Erhard: „Simon Pobeheim verheirathete sich mit einer Wittib, die einiges Vermögen hatte, das aber bei der letzten Hamburger Crida daraufgegangen seyn muß; er zog dann nach Paris, dort, scheint es aus seinen Briefen, hat er gute Patronanz gefunden, so daß ich nichts Klägliches von ihm vernahm.“³⁶ Aus mehreren Gründen wird hier offensichtlich, dass Herbert nur sehr ungenau und wohl hauptsächlich vom Hörensaa-

32 Smlg. Varnhagen (wie Anm. 8), Kst. 142. – Bosold (vgl. Anm. 9 – S. 150), druckt eine andere Fassung der hier zitierten Notiz ab (Smlg. Varnhagen, Kst. 203), die man aus drei Gründen für einen früheren Entwurf dazu halten muss: 1) sie ist mit Dez. 1835 datiert, wurde also in der Frühphase der Aufarbeitung des riesigen Briefnachlasses seiner 1833 verstorbenen Frau Rahel, im Rahmen der Zusammenstellung der „frühesten Jugendfreundinnen Rahels“, zu Papier gebracht; 2) sie enthält durchstrichene und ausgebesserte Stellen, während die hier zitierte Fassung (aus Kst. 142) eine Reinschrift ist; 3) die hier bevorzugte Fassung rundet Details aus und fügt weitere Fakten und Charakteristiken (z. B. oben, S. 329) hinzu. Zudem ergibt ein Vergleich der beiden Fassungen eine faktische Diskrepanz: nach der bei Bosold gedruckten Fassung starb Pobeheim in Amerika, während die in Reinschrift vorliegende seinen Sterbeort mit Paris angibt. – Dies wird hier in solcher Breite vorgetragen, weil die Forschung bis Dato die Amerika-Version übernommen hat. – Hinny Mendelssohn, geb. Hinny (Henriette) Meyer, Gattin von Joseph Mendelssohn (1770–1848), Sohn Moses Mendelssohns und damit Bruder Dorothea Schlegels.

33 Vgl. KrA XXIX 664.

34 An Fr. Schleiermacher, 11. X. 1799 (KrA XXV 13).

35 Smlg. Varnhagen, Kst. 142; dies wusste Varnhagen, weil auch Erhards Briefnachlass den Weg in seine riesige Autographensammlung gefunden hatte.

36 12. XII. 1801 (*K. A. Varnhagen von Ense: Ausgewählte Schriften*. Bd. 16, Leipzig 1874, S. 167).

gen informiert ist, denn die Frau des in Paris ansässigen Pobeheim war ja keine Witwe und hatte nie Vermögen in Hamburg gehabt. Aber die Meldung passt gut hierher: Herbert spricht Ende 1801 von längst vollzogenen Tatsachen.³⁷ An „Madame Pobecheim“ sind zwei Billetts aus Humboldts Paris-Aufenthalt (1797–1801) erhalten, eine Anzeige der Geburt seiner Tochter Adelheid (1800) und ein undatiertes Einladungsschreiben.³⁸ Weitere Belege ab diesem Zeitpunkt, mit einigen Beispielen der Schreibvarianten dieses Namens, sind:

- 1800 „die Pobichaim“³⁹
- 1802 „die Bobich:“⁴⁰
- 1805 „Frau v. Pobeheim“⁴¹
- 1810 „Frau v. Pobeheim“⁴²
- 1815 „die Pobeheim“⁴³
- 1816 „die Pobeheim“ bzw. „die liebe Pobeheim“⁴⁴

(Die zuletzt zitierten Worte Dorothea Schlegels sind Grußworte, welche ihre in Rom lebenden Söhne, Johannes und Philipp Veit, der dort weilenden Freundin bestellen sollten.)

Der zuletzt genannte Brief enthält eine Beschreibung der Abendgesellschaften im Salon der Pobeheim in der Rue de la Victoire, près de celle Montblanc, no.2⁴⁵: „Welch ein beneidenswerther Abendkreis bey der Pobeheim, welche lebhaft Theilnahme und Andenken erregt er mir! Künstler und hübsche liebens-

-
- 37 Das ‚Vermögen‘ der Frau Fränkel/Pobeheim rührte laut Varnhagen von der Largesse ihres Sohnes aus erster Ehe, des Bankiers Joseph Fränkel (1788?–1857), her (den man in Berlin den ‚dicken Fränkel‘ nannte), mit dem sie „in späteren Jahren in bestem Vernehmen [stand], und er sorgte dafür, daß sie in gewohnter Eleganz weiterleben konnte.“ (Smlg. Varnhagen, Kst. 142)
 - 38 Vgl. Verf.: *Verzeichnis des Briefwechsels Wilhelm von Humboldts*. Bd. 1, Heidelberg 1980, Nr. 618 bzw. 8644; dort wird die Angabe Sterns (vgl. Anm. 31) zum Namen der Fränkel/Pobeheim übernommen.
 - 39 Dorothea Schlegel (KrA XXV 112).
 - 40 Rahel (Smlg. Varnhagen, Kst. 237).
 - 41 Karoline v. Humboldt (A. Leitzmann [Hg.]: *Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen*. Weimar 1896, S. 30).
 - 42 Varnhagen (‚Denkwürdigkeiten des eignen Lebens‘, im Abschnitt „Aufenthalt in Paris. 1810“ (*Karl August Varnhagen von Ense: Werke in fünf Bänden*. Hg. von Konrad Feilchenfeldt. Bd. 2, Frankfurt/M. 1987, S. 149).
 - 43 Dorothea Schlegel (KrA XXIX 102).
 - 44 Dieselbe (ebd., S. 150). – Seltsamerweise findet sich bei Brinkman, der 1798–1800 an der schwedischen Gesandtschaft in Paris tätig war, in seinen zahlreichen Briefen von dort an Rahel keine einzige Erwähnung der Fränkel/Pobeheim (Smlg. Varnhagen, Kst. 38).
 - 45 Das Haus wird am Beginn der noch heute so benannten Rue de la Victoire gestanden haben, die sich gleich danach mit der Rue de Montblanc kreuzt (heute: Rue de la Chaussée d’Antin. Wer heute den Standort sucht, findet ihn, in südöstlicher Richtung gehend, unweit der Gare St. Lazare.

würdige Frauen, dafür lasse ich alle Excellenzen und Durchlauchten der ganzen diplomatischen Welt gern stehen.⁴⁴⁶

Weitere Lebenszeichen:

1817 hat die Schlegel „Pobeheim’s“ (wohl: Mutter und Töchter) in Schwalbach wiedergesehen⁴⁷, und im Juli 1817 meldet Therese Huber aus Stuttgart den Besuch von „Sophie von Pobeheim und Töchtern auf dem Weg nach Mailand“⁴⁸.

1818 fährt Dorothea Schlegel selbst „zur Pobeheim“ nach Florenz⁴⁹, wo sie auch, wie Friedrich Schlegel berichtet, eine Zeitlang in deren Villa (der Villa Morelli in Camerata bei Florenz) wohnt.⁵⁰ Um diese Zeit ist auch Henriette Herz bekannt, dass die „Bobichheim“ in Italien ist.⁵¹

1819 ist „die Pobe“ in Bern⁵² und

1821 in Stuttgart. Die Adresse des Briefes, den Rahel ihr dorthin schickt, lautet: „à Madame / Madame Bobichheim, née Meyer. / in / Stuttgart. Zu erfragen bey Madame Huber.“⁵³ Die Empfängerin antwortet: „Ich muß ein längst gegebenes Versprechen erfüllen und [...] nach Klagenfurth in Karnthen reisen, wo ich den Sommer über auf den Gütern von Pob: Verwandte leben werde [...]. Unwandelbar Ihre S. Pobeheim.“⁵⁴ Ein Brief von ihr aus Klagenfurt (Juli 1821) ist auch überliefert.⁵⁵

1824 schreibt sie an Immanuel Bekker aus Dresden

(Unterschrift: „S. Pobeheim“)⁵⁶ und

1825 aus Bonn an Sulpiz Boisserée⁵⁷.

46 Dorothea Schlegel an die Söhne Joseph und Philipp Veit, 21. XI. 1816 (KrA XXIX 269).

47 Desgl., 3. IX. 1817 (ebd., S. 350).

48 An die Tochter Therese Forster, 27. VII. 1817 (Petra Wulbusch [Hg.]: *Therese Huber. Briefe* Bd. 6.1, Berlin 2011, S. 382). Das Zitat ist einem Regestext der Herausgeberin entnommen.

49 Dorothea an Friedrich Schlegel, 13. V. 1818 (KrA XXIX 480).

50 Friedrich Schlegel an Rahel, 14. VI. 1818 (ebd., S. 497).

51 H. Herz an I. Bekker, 29. VII. 1818 (Max J. Putzel [Hg.]: *Letters to Immanuel Bekker from Henriette Herz, S. Pobeheim und Anna Borkel*. Bern 1972, S. 20).

52 Desgl., 7. VII. 1819 (ebd., S. 29).

53 21. II. 1821 (Smlg. Varnhagen, Kst. 142). Der Überbringer war der Amerikaner George Bancroft; Rahel bittet die Empfängerin, ihn bei Therese Huber einzuführen, die zu dieser Zeit als Redakteurin an Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände* tätig war.

54 Stuttgart, 24. IV. 1821 (ebd.).

55 A Sulpiz Boisserée, 16. VII. 1821 (ungedruckt im Hist. Archiv der Stadt Köln, Best. 10187 A 242 – dank frdl. Mitteilung von Frau Tanja Kayser daselbst).

56 Vgl. Putzel (Anm. 51), S. 80.

57 6. VI. 1825 (wie Anm. 55).

4. Herr Pobeheim

So weit Sophie Pobeheim, geschiedene Fränkel, geborene Meyer aus (Neu-) Strelitz. Über *Herrn* Pobeheim war bisher sehr wenig bekannt, wodurch es auch diesbezüglich zu Irrtümern und Verwechslungen gekommen ist. Man wusste nur, dass die geschiedene Sophie Fränkel ihn in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts heiratete und mit ihm nach Paris ging, wo er nicht näher bekannte Geschäftsbeziehungen unterhielt; zudem agierte er als Bankier, zu dessen Kunden auch Humboldt gehörte.⁵⁸ Das Deutsche Biographische Archiv kennt nur einen Mann dieses Namens, dessen Vornamen Joseph Sebastian lauten.⁵⁹ Dessen Lebensdaten, welche Wurzbach und mit ihm dem DBA unbekannt waren, waren durch Anfrage in Klagenfurt zu erfahren: 1753–1826.⁶⁰

Es wird sich aber zeigen, dass Joseph Sebastian Pobeheim nicht unser Mann ist. Zum einen weilte er in den fraglichen Jahren nur gelegentlich in Paris, während er hauptsächlich in Kärnten lebte, wo er u. a. Bergwerksunternehmer und Gewehrfabrikant war. Zum anderen gingen aus der Ehe der Sophie Pobeheim zwei Töchter hervor, wie im Folgenden gezeigt werden wird, während die sehr detaillierte Genealogie von Emmerich Zenegg nur eine Tochter Sebastians nennt: Theresa Josefa, geb. 1794⁶¹, also Jahre vor der Heirat der Sophie Fränkel mit Pobeheim. Auch hierüber liefert Varnhagen eine klärende Auskunft. In der mehrfach erwähnten biographischen Skizze heißt es weiter: „[...] sie [die Pobeheim, geb. Meyer] hatte zwei Töchter von ihm [Pobeheim], deren eine mit dem General von Dobeneck verheiratet ist.“⁶² Über diese Heirat ist zu erfahren, dass die 1800 in Paris geborene Maria⁶³ v. Pobeheim den späteren preußischen Generalleutnant Karl Christian Ferdinand Frhr. v. Dobeneck 1725 geheiratet hat. Als Brautmutter wird Friederike Sophie Meyer genannt und als Vater der „Gutsbesitzer“ Judas Thaddäus v. Pobeheim.⁶⁴

58 Im undatierten Billett (vgl. Verzeichnis – vgl. Anm. 38 – Nr. 8644) bittet Humboldt, Pobeheim möge ihm 2000 livres schicken (H: Frankfurt/M., Freies Dt. Hochstift, Sign. 2397).

59 Bernhard Fabian (Hg.): *Deutsches Biographisches Archiv* (Microfiche-Ausgabe). München (etc.) 1982 ff., (Quelle: Constant v. Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend die Lebensdaten der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben*. Th. 1–60, Wien 1856/91; hier: Th. 22, s. v.

60 Pers. Mitteilung von Archivdirektor Dr. Wilhelm Wadl, Kärntner Landesarchiv, Klagenfurt.

61 Ungedruckter Bestand im Kärntner LA: Zenegg, Genealog. Smlg., Sig 37/1 – Pobeheim (dank frdl. Mitteilung des Archivdirektors Wadl).

62 Wie Anm. 8.

63 Ihr voller Name wird an anderer Stelle mit Marie Antoinette Konstanze Oktavie v. Pobeheim (1800–1870) angegeben: so Wulbusch, Bd. 6.2 (vgl. Anm. 48), S. 1391.

64 *Genealogisches Handbuch des Adels*. Bd. 4 (Freiherrliche Häuser, Reihe A, Bd. 1), Glücksburg/Ostsee 1952, S. 91. – Der Vollständigkeit halber sei auch ein Gerücht erwähnt, das durch Dorothea Schlegel überliefert wird. 1816 fragt sie: „Ist es wahr daß ihre [der Pobeheim] jüngs-

Dass hier ganz neue Vornamen angeführt werden, mag zunächst befremden: die Mutter heißt nunmehr nicht einfach Sophie, sondern Friederike Sophie – noch ein F.! – und dazu an einer Stelle, deren Authentizität nicht in Frage gestellt werden kann. Und der Vater heißt weder Sebastian noch Simon. Diesen Angaben ist aber mehr Gewicht beizumessen als allen bisher genannten; werden doch die Adelsregister und Stammtafeln, auf die sich das genannte Nachschlagewerk beruft, aufs sorgfältigste geführt – und außerdem, wenn alle sonstige Dokumentation untergegangen wäre, wird die Braut schon gewusst haben, wie ihre Eltern mit Vornamen heißen. Dieser Eintrag liefert den endgültigen Beweis, dass „unser“ Pobeheim ein anderer gewesen sein muss, als jener Sebastian, der bisher als einziger nachschlagbarer Kandidat zu Gebote stand. Die schriftliche Mitteilung aus Klagenfurt enthielt ein spärliches, aber willkommenes zusätzliches Detail: Direktor Wadl schrieb, „Zenegg nennt einen Simon Thaddeus Pobeheim, Bankier in Paris. In welchem familiären Zusammenhang er zu den oben genannten steht oder sonstige Lebensdaten konnte nicht ermittelt werden.“⁶⁵ Hier wird trotz dieses vorsichtig formulierten Befundes, in dem lediglich das Fehlen eines Nachweises konstatiert wird, von der Annahme ausgegangen, dass Thaddäus Pobeheim mit Sebastian verwandt war (ein Bruder? ein Vetter?). Dies legt auch der Brief der Sophie aus Stuttgart nahe, in dem sie, wohl schon Witwe (?), zu den Verwandten Pobeheims in Kärnten reisen will⁶⁶, wozu die im obigen Regest des Briefes aus Stuttgart (April 1821) enthaltene Aussage, dass besagte „Verwandte, als Bergleute, mehr unter als über der Erde leben“⁶⁷, erhaltend hinzukommt.

Dass Thaddäus bei Zenegg den Vornamen Simon (statt Judas) führt, stellt zwar eine weitere unerwartete Wendung in diesem Puzzle dar, aber keine unbedingt irreführende. Auch Bosold sowie Wulbusch nennen den hier gegenständlichen („unseren“) Pobeheim Simon⁶⁸, und F. P. v. Herbert nennt ihn in dem zuvor zitierten Brief ebenso⁶⁹, während er bei Horlacher/Tröhler plötzlich H. P. Pobeheim heißt⁷⁰.

te Tochter an einen Irländer verheyrathet ist, oder wird?“ (KrA XXIX 272). – War dieser Ire etwa John Synge, der in einem Brief an Pestalozzi aus Dublin „Mme Pobechien“ grüßen lässt, von der er lange nichts gehört habe? (18. V. 1817; Rebekka Horlacher/Daniel Tröhler [Hg.]: *Sämtliche Briefe an Johann Heinrich Pestalozzi*. Bd. 5, Zürich/Berlin 2013, S. 37).

65 Vgl. Anm. 61.

66 Vgl. Anm. 54.

67 Vgl. ebd.

68 Bosold (vgl. Anm. 9), S. 282; Wulbusch (vgl. Anm. 48), Bd. 6.2, S. 1391.

69 Vgl. Anm. 36.

70 Horlacher/Tröhler (vgl. Anm. 64) III 404; IV 417.

Der Vorname Simon scheint nämlich zu den von der Familie bevorzugten gehört zu haben. Nannte Sebastian ja auch einen Sohn Simon (1788–1838), und ein Simon v. Pobeheim, der wohl nicht mit diesen oder mit Thaddäus identisch war, hat Proben der in Laibach gesprochenen kärntnerischen Mundart einem dialektologischen Sammelwerk beige-steuert.⁷¹ Kurzum, bei Thaddäus mag auf dem Taufschein der Vorname Judas gestanden haben; möglicherweise hat er, sich einer hier hypothetisch angenommenen Familientradition anschließend, mit Vorliebe den Namen Simon geführt.

Die andere der hier zu nennenden Töchter Pobeheims war die erstgeborene Sophie, über die aber weniger bekannt ist, vielleicht weil sie (vermutlich) unverheiratet blieb. Wulbusch setzt ihr Geburtsjahr mit „ca. 1797“ an⁷², ein recht kühner Ansatz, da ihre Mutter erst 1796 die Scheidung von Fränkel erreichte, und dann, wohl geraume Zeit nach der Scheidung (?), Pobeheim heiratete und mit ihm nach Paris zog. Unserem – dürftigen – Wissensstand würde der Ansatz ‚frühestens 1797‘ oder ‚um 1798‘ besser entsprechen. Dass aber diese Tochter die erstgeborene war, wird allerdings dadurch suggeriert, dass sie den Vornamen der Mutter erhielt. Den Nachweis ihres Verwandtschaftsgrads liefert eine Briefstelle der Caroline Fränkel, geb. v. Halle, Gattin des ‚dicken Fränkel‘, des Bankiers und Sohnes aus erster Ehe ‚unserer‘ Fränkel/Pobeheim. Dort nennt sie die Sophie v. Pobeheim (Tochter) „Schwägerin“⁷³, völlig zurecht, denn ihr Mann und die Adressatin waren Kinder derselben Mutter.

In den Pariser Jahren wollte Pobeheim natürlich auch für eine optimale Erziehung seiner Töchter sorgen und nahm den Aufenthalt eines alten Bekannten in der französischen Hauptstadt um die Jahreswende 1802/03 zum Anlass, diesen Wunsch einer Verwirklichung zuzuführen. Der Bekannte war Johann Heinrich Pestalozzi, den Pobeheim bereits 1795 kennen gelernt zu haben scheint.⁷⁴ Pobeheim wollte einen Pestalozzianer als Hofmeister seiner Töchter verpflichten, was auch zunächst gelang. Die Erläuterung Emanuel Dejungs sei hier *in extenso* zitiert: „Antoine Métraux (Mettrau, Mittrau) aus Freiburg war Pestalozzi schon bekannt, als er ihn 1803 durch Lezay-Marnésia an den Grafen [!]

71 Krainerische Mundart um Laybach, (aufgesetzt von Herrn Simon von Pobeheim, im Jahr 1809), in: Joh. Gottl. Radlof: *Mustersaal aller teutschen Mund-arten, enthaltend Gedichte, prosaische Aufsätze und kleine Lustspiele in den verschiedenen Mund-arten aufgesetzt; und mit kurzen Erläuterungen versehen*. Bd. 1, Bonn 1821, S. 75 ff. – oder ist dieser Simon der oben genannte Sohn Sebastians?

72 Wie Anm. 68.

73 Brief vom 23. IX. 1834 (Smlg. Varnhagen, Kst. 61).

74 Vgl. *Johann Heinrich Pestalozzi: Sämtliche Briefe*, hg. von Emanuel Dejung u. Hans Stottbacher, Zürich 1949, S. 322 bzw. 542. – Spiritus rector dieses Editionsprojekts, das im Folgenden mit ‚Pestalozzi-Briefe‘ abgekürzt wird, war E. Dejung.

Pobeheim (Bobechheim) in Paris als Lehrer empfahl.⁷⁵ Dieses Arrangement kam aber doch nicht zustande.⁷⁶ Statt dessen wurden beide Töchter zur Ausbildung in Pestalozzis Töchterinstitut in Yverdon untergebracht, und so setzt sich in der Pestalozzi-Korrespondenz die ‚Pobeheim-Spur‘ fort, wobei diese allerdings eher verwischt als erhellt wird.

Man versetze sich in die Lage Dejungs: Mit einem bisher unbekanntem Namen konfrontiert, über den wenig zu erfahren und dessen Bedeutung im Rahmen der gesteckten Editions Aufgabe noch unklar ist, hat wohl zunächst die Freude darüber, überhaupt etwas gefunden zu haben, mehr Gewicht als die Frage, ob das Gefundene zu den gegebenen Tatsachen und Verhältnissen passt. Welcher Brief-Editor kennt dieses Dilemma nicht? Dies vorausgeschickt, muss man allerdings feststellen, dass Dejung, nach einem regelrechten Tappen im Dunkeln, das durch die Pobeheim zugeschriebenen, im Wandel begriffenen Attribute usw. in den betreffenden Bänden seiner Edition dokumentiert ist, förmlich nach der Identifizierung des Ehepaars Pobeheim als Joseph Sebastian mit Gattin Maria Johanna, geb. Schusterschitz gehascht und sich daran geradezu festgebissen hat. Man erinnere sich, die wenigen Nachschlagewerke, die einen Mann dieses Namens überhaupt kennen, nennen nur diesen Pobeheim.

So wird Pobeheim aus uneinsichtigen Gründen zunächst im Frankfurterischen angesiedelt⁷⁷ und, wie oben bereits zitiert⁷⁸, sogar in den Grafenstand gehoben! Dieser Adelstitel wird auch im 1. Registerband beibehalten⁷⁹; später ist er ‚bloß‘ Baron⁸⁰. Erst im 7. Band wird das genannte Klagenfurter Ehepaar v. Pobeheim als Pestalozzis Korrespondenten genannt.⁸¹

Die Pobeheim-Töchter werden nun im Herbst 1811 in Pestalozzis Yverdoner Institut aufgenommen.⁸² Joseph Sebastian v. Pobeheim hatte aber, soweit bekannt, nur eine Tochter. Dejung löst diese Diskrepanz auf die denkbar einfachste Weise: der Ehe ‚seiner‘ Pobeheims „entsprangen neben Knaben zuerst nur die 1794 geborene Theresia Josepha, nachher wurde der Familie mindestens noch

75 Pestalozzi-Briefe VI 399; vgl. auch IV 570.

76 Ebd., VIII 373; es heißt dort, die Empfehlung sei nicht „ausgenutzt“ worden.

77 In Bd. 3 der Pestalozzi-Briefe wird gesagt, Familie Pobeheim sei „angeblich aus Frankfurt stammend“ (S. 542, ebenso IV 570). – In einem Aufsatz beruft sich Dejung hierüber auf den bekannten Pestalozzi-Forscher W. Seyffarth, ohne die betreffende Arbeit zu nennen: „Pestalozzi in Kärnten“, in: *Neues aus Alt-Villach (Museum der Stadt Villach)*. 2. Jb. 1965, S. 67.

78 Vgl. Anm. 75.

79 *Johann Heinrich Pestalozzi: Sämtliche Werke und Briefe. Kritische Ausgabe*. Registerband 1, verfaßt von Leonhard Friedrich und Sylvia Springer. Zürich 1994, S. 430.

80 Pestalozzi-Briefe VIII 373.

81 Pestalozzi-Briefe VII 500. Sogar ein Porträt von Maria v. Pobeheim wird wiedergegeben (VII 336/337; Ölgemälde im Stadtmuseum Villach).

82 Pestalozzi-Briefe VII 500.

ein Mädchen namens Sophie geschenkt.⁸³ Welch fatale *conclusio ex silentio!* Nicht nur, dass Zenegg von einer weiteren Tochter Sebastians keine Kenntnis hat, die ihm bekannte Theresa Josefa ist bereits 1799 gestorben⁸⁴: Als Sophie v. Pobeheim 1811 ihre Töchter nach Yverdon brachte, hatte Sebastian gar keine Tochter mehr.

Mit dem Unterbringen der halbwüchsigen Töchter (Sophie ist bei der Aufnahme in Yverdon etwa 13, Marie 11) beginnt eine geradezu innige Beziehung Pestalozzis zu Frau v. Pobeheim, an die er in den folgenden Jahren häufig schreibt und dabei sich ihr förmlich öffnet, indem er sie in Fragen der Anstaltsverwaltung zu Rate zieht und sich auch über Kontroversen mit pädagogischen Rivalen beklagt⁸⁵. Hier folgen einige Proben, welche die herzliche Zuneigung und Verehrung Pestalozzis für diese Frau dokumentieren:

- 1) „Wenn es möglich wäre, so wollte ich Dich [Rosette Kasthofer] und die Bobechheim umarmen, [...] so lieb syt ihr mir.“⁸⁶
- 2) 1815 schreibt er der Gattin, er sei betrübt gewesen, habe aber „bey der Bobechheim [...] Trost“ gefunden.⁸⁷
- 3) Zwei Monate später heißt es: „Ohne [...] die Bobechheim hette ich jez ein Leben wie ein Nachtheulet, von dem jeder Vogel wegfliegt, wenn er ihn ätzen hört.“⁸⁸

Dass diese Korrespondentin Pestalozzis namens „Bobechheim“ nicht die geborene Maria Schusterschitz aus Villach, sondern die Freude Meyer aus Strelitz ist, beweist endgültig sein Brief an sie vom 24. April 1816, der mit den Worten schließt: „Adieu, edle Freundinn! Empfehlen Sie mich Ihren Fräulein Töchtern und gönen Sie forthin Ihre mich so oft erquikkende und erhellende Freundschaft / Ihrem mit dankbarer Hochachtung ewig liebenden Freund / Pestalozzi“, und wie folgt adressiert ist: „Alla Signora Pobeheim, via Gregoriana No. 5 / Roma.“⁸⁹ Man erinnere sich: Dorothea Schlegel ließ 1816 ihre in Rom weilenden Söhne „die Pobeheim“ grüßen.⁹⁰ Die von Pestalozzi so verehrte „Bobechheim“ war die aus Strelitz stammende Sophie v. Pobeheim, geschiedene Fränkel, geborene Meyer.

83 Vgl. den in Anm. 77 genannten Aufsatz, S. 68.

84 Pers. Mitteilung des Direktors Dr. Wadl, LA Klagenfurt.

85 Pestalozzi-Briefe VII 327–337 *passim*.

86 An R. Kasthofer, Mitte Sept. 1811 (ebd., S. 326).

87 2. I. 1815 (ebd., IX 220).

88 An dieselbe, Anfang März 1815 (ebd., S. 326).

89 Pestalozzi-Briefe X 99 f.

90 Vgl. Anm. 44. Einer der Adressaten des Briefes ist Philipp Veit (1793–1872), Maler der romantischen Schule, der seit 1815 in Rom lebte.

Über ihren Mann schweigen ja die Quellen weitgehend. Vor allem ist nicht näher bekannt, welcher Art jene ‚unglücklichen Unternehmungen‘ waren, von denen Varnhagen spricht⁹¹, aber mit Hilfe der Ehekorrespondenz Wilhelm und Karoline von Humboldts kann ermittelt werden, wann Pobeheims finanzieller Absturz stattfand. Humboldt, der auch nach der Abreise aus Paris (1801) ‚Pobeheim u. Comp.‘ als seine dortige Bankverbindung angab⁹², schreibt 1804 an den Freund Gustav Graf v. Schlabrendorff: „Die Begebenheit mit den armen P. hat mich geschmerzt. Ich werde dabei, wie es scheint, kaum leiden, aber sie selbst thun mir leid, um so mehr, als ich beide für frei von eigener Schuld halte. Gewiss hat es nicht an Redlichkeit u. Fleiss gefehlt, ihm vielleicht an Umsicht u. Ueberblick. Wenigstens machte er immer den Eindruck auf mich, u. das war der Grund, warum ich, ob ich gleich einmal sehr geneigt dazu war, nicht näher mit ihm zusammen trat.“⁹³

Dass das diskret abgekürzte „P.“ nur für Pobeheim stehen konnte, beweist eine Stelle aus Humboldts Ehekorrespondenz, wo zwar nur von ‚der‘ Pobeheim die Rede ist, zu der aber die Herausgeberin, Anna v. Sydow, die ja die komplette Ehekorrespondenz vor sich hatte, als sie ihre siebenbändige Auswahl daraus kompilierte, folgendes anmerkt: „Pobeheim, Bankier in Paris, der dort Humboldts Geldgeschäfte verwaltete und durch seinen Bankrott ihm empfindliche Verluste zufügte.“⁹⁴ Dies hatte zur Folge, dass die in der thüringischen Heimat weilende, hochschwängere Karoline umgehend nach Paris abreiste.⁹⁵

Die soeben zitierte Anmerkung Anna von Sydows bietet eine günstige Gelegenheit, einen Exkurs über die einmalige Stellung dieser Frau in der Humboldt-schen Epistolographie einzuschalten. Denn, anders als die allermeisten Kommentare der diversen Editoren, sind die ihrigen aus Quellenmaterial gespeist, das sonst niemand – wenigstens nicht in diesem Umfang – gekannt hat: Sie ist der einzige Mensch – außer den beiden Korrespondenten – der den gesamten Ehebriefwechsel gelesen hat (um daraus die Auswahl für ihre Edition zu treffen), und sie wird es auch weiterhin bleiben, da diese Korrespondenz seit den letzten Kriegstagen verschollen ist und wohl nicht mehr existiert. Wenn sie also

91 Vgl. Anm. 32.

92 So in zwei Briefen, die in Abschrift überliefert sind: 1) an Schlabrendorff, 7. IX. 1802 (h: Thür. Landes- u. Univ.bibliothek, Nachlass A. Leitzmann, V, 1, Nr. 336); 2) an W. L. Smith, 11. IV. 1803 (h: Philadelphia, American Philosophical Society).

93 27. VI. 1804 (A. Leitzmann [Hg.]: *Briefe von Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi*. Halle 1892, S. 136 f.).

94 Anna v. Sydow (Hg.): *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*. Bd. 2, Berlin 1907, S. 156, Anm. zum Brief Karolines an den Gatten in Rom, 4. V. 1804.

95 Noch vor der Abreise schrieb sie an den Gatten: „Schreibe doch an ihn Pobeheim in einer Manier, daß ich autorisiert mich fühle, wegen unserer Gelder mit ihm zu sprechen.“ (16. V. 1804; ebd., S. 169).

– wie hier – eine ergänzende Anmerkung beisteuert, teilt sie Sachverhalte mit, die aus Stücken hervorgehen, die nicht in die zu edierende Auswahl Aufnahme fanden. Nur sie war in der Lage, solche Mitteilungen zu machen, die damit eine unschätzbare Erweiterung unserer Kenntnis des Zusammenlebens der beiden Briefpartner darstellen.

Nach dieser Krise verschwindet soweit ersichtlich der Name Pobeheim aus Humboldts Korrespondenz, und von hier an gibt es nur Vermutungen oder vage Andeutungen über sein weiteres Schicksal. Die einen – Varnhagen et al. – sagen, er sei danach in Paris gestorben, die anderen – Bosolt, Wulbusch –, dass er in Amerika starb. Wäre die zweite Variante zutreffend, hätte der bedrängte Bankier wohl bald nach dem Faillieren die Flucht vor den Gläubigern ergriffen. Die Erwähnungen in der Pestalozzi-Korrespondenz, die auf diesen Pobeheim bezogen werden können, reichen aber bis ins Jahr 1812 hinauf.⁹⁶ Dadurch wird Varnhagens Version plausibler, aber gesichert ist auch sie nicht. Man wird jedenfalls annehmen können, dass die finanziellen Zuwendungen des ‚dicken Fränkel‘, von denen Varnhagen spricht (um ihr die gewohnte Lebensführung weiterhin zu ermöglichen)⁹⁷, etwa Mitte 1804 eingesetzt haben, denn davor wären sie wohl nicht erforderlich gewesen.

5. Biographische Skizze

Aus dem hier zusammengetragenen Material lässt sich nun eine biographische Skizze entwerfen, die aber auch Nicht-Gesichertes enthält, das durch Kursivschrift kenntlich gemacht wird.

Freude Meyer wird 1767 als Tochter des Mecklenburg-Strelitzschen Hofagenten Nathan Meyer *in Strelitz* geboren und mit ca. 20 Jahren 1787 an den Berliner Juwelier Jechiel Fränkel verheiratet. Aus dieser Ehe ist ein Sohn, Joseph, hervorgegangen. Es ist nicht bekannt, wann sie ihre Vornamen in Friederike Sophie geändert hat. Auch ihr Gatte nannte sich, wohl um dieselbe Zeit, fortan Michael Joseph. Für das sanfte, einfühlsame Naturell seiner Frau zeigte der Gatte wenig Verständnis, wodurch die Ehe für sie zunehmend qualvoll wurde. Sie verließ ihn 1793, und die Ehe wurde 1796 geschieden. Zu ihrem Umgang in den frühen 1790er Jahren gehörten Rahel Levin, Wilhelm v. Humboldt, die spätere Dorothea Schlegel, Carl Gustaf v. Brinkman und Friedrich Gentz. In den ersten Jahren der ehelichen Trennung kam es zu einer leidenschaftlichen Beziehung zum hessen-darmstädtischen Hauptmann Ernst v. Cuhn, wobei sogar ernsthafte Heiratspläne gefasst, aber nicht verwirklicht wurden.

96 Pestalozzi schließt seinen Brief vom 2. XI. 1812 an „Mlle. Kasthofer in Vevey“ mit Grüßen an „Bobechheim“ (Pestalozzi-Briefe VIII 160). Es ist dies die letzte Erwähnung und der erste handfeste Beleg des persönlichen Kontakts seit Jahren.

97 Vgl. Anm. 37.

Nach der Scheidung heiratete Sophie Fränkel in *Berlin* einen wohlhabenden Geschäftsmann aus Kärnten, Judas Thaddäus von Pobeheim, *der mit Vorliebe in seiner Familie traditionellen Vornamen Simon führte*, und zog mit ihm nach Paris, wo er Geschäfte unbekannter Art betrieb. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter hervor, Sophie, geb. *um 1798*, und Marie, geb. 1800. In Paris, wo Pobeheim auch als Bankier wirkte, lebte das Paar auf großem Fuß, bis es aus nicht näher bekannten Gründen 1804 zum Bankrott des Gatten kam, *von dem er sich nicht mehr erholte. Er starb in Paris nach 1811.*

Die Töchter, die mittlerweile (1811 ff.) eine mehrjährige Erziehung in Pestalozzis Töchterinstitut in Yverdon genossen hatten, sind in den anschließenden Jahren als Reisebegleiterinnen der Mutter bezeugt, u. a. in Italien (Rom/Florenz 1816 ff.). Diese ausgedehnten Reisen, auch in Deutschland und nach Kärnten zu Pobeheims Verwandten, wurden durch finanzielle Zuwendungen des Sohnes aus erster Ehe, Joseph Fränkel, eines wohlhabenden Berliner Bankiers, ermöglicht. Die Tochter Marie heiratete 1825 den nachmaligen preußischen Generalleutnant Ferdinand Frhr. v. Dobeneck, während ihre Schwester Sophie *unverheiratet blieb*. Von den letzten Lebensjahren der Sophie v. Pobeheim, gesch. Fränkel, geb. Meyer, ist nichts bekannt. Sie starb *neunzigjährig 1857*.

6. Diskrepanzen in der Literatur

Von dieser biographischen Skizze – so lückenhaft sie ist – ausgehend, seien abschließend die Irrtümer, Unterlassungen und z. T. weiterhin bestehenden Diskrepanzen in der Literatur zusammengefasst.

Leitzmann ahnte wohl, dass Fanny ‚die Fränkel‘ war⁹⁸, wollte sich aber, in Ermangelung eines zwingenden Beweises, darüber nicht exponieren. Die Identität Fränkel–Pobeheim war ihm allem Anschein nach entgangen.

Die *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe* machte hier eine eigene Entwicklung durch. Im Band 23 (ed. Ernst Behler: Briefe bis Juli 1797) sind die Vornamen der Fränkel nicht bekannt, und die des Mannes werden mit denen des Sohnes verwechselt⁹⁹. Band 25 (ed. Hermann Pätsch: Briefe 1799–1802) gibt die Namen der Fränkel/Pobeheim korrekt wieder; ein Hinweis darauf, dass sie jene Fränkel von Bd. 23 sei, fehlt.¹⁰⁰ In Band 29 (ed. Jean-Jacques Anstett und Ursula Behler: Briefe 1814/18) heißt sie korrekt Pobeheim, geb. Meyer (ohne Hin-

98 Vgl. Anm. 4.

99 Vgl. die Stichwörter im Personenregister (KrA XXIII 539): „Fränkel, Joseph Maximilian“ bzw. „Fränkel (Ehefrau des Vorigen)“. Der Name Pobeheim kommt ja in den Briefen dieses Bandes nicht vor; desgl. fehlen die Namen Fränkel bzw. Pobeheim in Bd. 24.

100 Vgl. KrA XXV 717: „Fraenkel, Sophie, geb. Meyer, aus Strelitz, Bekannte D[orothea] V[eit]s“; vgl. hingegen ebd., S. 725: „Pobeheim (Pobechheim), Sophie, geb. Meyer“.

weis auf die erste Ehe). Außerdem wird sie zutreffend als Schwägerin des Bruders der Dorothea Schlegel, Joseph Mendelssohn, bezeichnet¹⁰¹.

Bei *Bosold* sind die Namen (Meyer, Fränkel, Pobeheim) korrekt. Hinzu kommen die Lebensdaten vor (und zwar nur hier¹⁰²), während die Kinder „nicht nachweisbar“ sind und Pobeheim in Amerika gestorben ist.

Bei *Wulbusch* sind die Namen ebenfalls korrekt. Zudem erfährt man jetzt die Geburtsjahre der Töchter (im Falle der älteren allerdings mit kühnem Datierungsansatz¹⁰³); auch hier stirbt Pobeheim in Amerika.

Bei *Horlacher/Tröhler* heißt sie mit ursprünglichem Vornamen Sara und jene Pobeheims werden mit „H. P.“ abgekürzt; die Scheidung wird mit „1796 oder 1798“ datiert. Über Pobeheim erfährt man nur, dass er Bankier in Paris war. Er heißt „Pobeheim“, sie „von Pobeheim“.¹⁰⁴ Auf die falschen Schlüsse Dejungs, über die oben ausführlich berichtet wurde und die deshalb in dieser Zusammenstellung nicht wiederholt werden müssen, wird verwiesen.¹⁰⁵

101 Vgl. KrA XXIX 930 (Register): „Pobeheim, geb. Meyer“; ebenso ebd., S. 664 des Kommentars.

102 *Bosold* (vgl. Anm. 9), S. 150. – Ist es Zufall oder doch Verwechslung, dass ihr Todesjahr mit dem des Sohnes (vgl. Anm. 37) identisch ist?

103 Vgl. Anm. 72.

104 Alle Angaben: III 404 (vgl. Anm. 64).

105 Wie vorige Anmerkung.

IV. Gedichte

Gedichte

VON HELGA COLBERT

Der Bucklige

Des Nachts späht durch ein schmutzig Kellerfenster
ein Jüngling, den der Lichtstrahl angelockt.
Er glaubt im Widerscheine drei Gespenster,
auf denen lauernd eine Katze hockt.
Ihr heißer Atem raucht im fahlen Raume
dieweil ihr Fell erglänzt wie schwarzer Lack.
Ein jämmerlicher Laut ertönt vom Baume
der Liebesschrei vom Straßen-Katzenpack!
Und dann durchdringt der Blick die düstre Kammer
es bietet sich ihm ein so traurig Bild:
vor einem Spiegel steht in seinem Jammer
ein Buckliger ganz nackt und lächelt mild;
betrachtet seinen Leib, den kranken, müden,
verzaubert dreht er sich zur Seite um:
auch mich, auch mich könnte doch jemand lieben,
wär' ich nur hinten nicht so furchtbar krumm!
Ein starres Lächeln faßt die welken Züge,
er rafft ein Leintuch, schlingt es Zoll für Zoll
um Schultern, Hüften - steigert diese Lüge
in der er schön, groß - einzig ein Apoll.
Der Blick wird klar, die Haltung straff im Biegen
nach links, nach rechts, die Arme greifen vor
verliert er die Balance und kommt zum Liegen
zuckt hilflos nunmehr, Blut träufelt vom Ohr.
Ein Stöhnen jetzt, dann Schluchzen laut und wilde
bäumt sich der zuckende Leib im Schmerz krumm,
die Katze springt - was führt sie wohl im Schilde?
Sie leckt das Blut dem Freunde um und um.
Kein Weinen hört man mehr, der Katze Schnurren
beruhigt, beglückt den wunden, kleinen Mann,
da schlägt es zwölf Uhr von zwei Kirchturmuhren,
der Jüngling stiehlt sich weg, so schnell er kann.

Abendstille

Du Leid, gegen das ich anfangs mich wehrte
wie kann ich nun in dein Antlitz schaun,
dein Purpurglanz der unversehrte
umflort mein Gemüt und du merkst es kaum.
Schmeichelnd, so schmeichelnd in das Sinken
beugt der Himmel verklärt sein Gesicht
und wie mit Gold getöntem Blinken,
wiegt sich das letzte, sterbende Licht.
Alle Gipfel schon müssen es fühlen
weit greift ihr Kuß in den Äther empor,
und mit ihrem weißen Marmor kühlen
sie schweigend den zitternden Sternenflor.
Ach, wieder neigt sich die Wolkenfülle
schon ahn' ich den Saum, der nicht mehr weit,
denn in der nahenden Abendstille
beugt sich mein Herz der Unendlichkeit.

Gottes Traurigkeit

Ich kenne deine Traurigkeit
du Gott,
des Ölbergs Klage
über tausend Jahre.
Dein Schrei malt sich in
jeder Landschaft fort
doch höre, meine Liebe
schluchzt mit dir.
Ich kenne deine Traurigkeit
du Gott,
sie liegt im Weltraum
wie in meinem Tage
mit deiner Schmach
versinkendem Akkord
prägt sich dein Bildnis
tief ins Blut der Zeit.

Begegnung

Ein Etwas, das in dir sich mir verbindet,
gelebte Augenblicke überwindet,
das da ist, ohne Worte, ohne Zeit,
ein Funken jener großen Ewigkeit,
der Träume birgt und dich hinüberträgt
über die Klippen, die das Leben schlägt.
Ein Atem, dessen Weisung man nicht kennt,
der sphinxhaft, unermüdbar in dir brennt,
der tausend Jahre, mehr schon in dem Raum
als Etwas, das man spürt verhüllt im Traum.

Der Wind

Was bleibt für die Toten?
Das ist der Wind!
Der Wind, der über
die Gräber streicht
der die Asche der
Toten verweht,
der tröstet
und leise Melodien singt;
er hört die Klage
der Mutter, der Gattin,
des Kindes!
Der Wind ist sanft
oder stürmi[s]ch;
er entlockt Dir ein Lächeln,
wenn Du weinen willst
und er tröstet Dich.
Es ist der Wind,
der die Toten
beklagt und bewacht
und ihnen die
Freiheit wiedergibt.
Die Freiheit
ihres Ursprungs.
Der Wind!

Autorenverzeichnis

Brenner, Peter J., Univ.-Prof. Dr.,
Sportanger 28, 86415 Mering, pj.brenner@imsw.de
Geb. 1953, Studium der Philosophie, Germanistik, Komparatistik und Erziehungswissenschaft; von 1991 bis 2009 Univ.-Prof. für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität zu Köln; von 2009 bis 2019 an der Technischen Universität München. Zahlreiche Publikationen zur Literatur und Kulturgeschichte sowie zur Bildungspolitik.

Burg, Udo, von der, Dr. phil., PD,
Massenezstr. 25, 44265 Dortmund, Tel. 0231 / 460116, u.vdb@hotmail.de
Arbeitsschwerpunkt: Humboldt-Forschung.

Colbert, Helga, Streitbergstr. 79, 81249 München
Geb. 19.03.1939 in Berlin, Schriftstellerin, Lyrikbände: „Der Mandelbaum“ (1969), „Der Leuchtturm“ (1975), „Stimme im Sein“ (2003); Religionsphilosophisches Essay: „Der Mensch und die Folgen seiner Existenz“ (1997); Beiträge in Zeitschriften und zahlreichen Anthologien.

Franck, Dorothea, Dr. phil., Ankerstrasse 8, CH 3006 Bern,
dfranck@bluewin.ch
Geb. 1948 in Schwäbisch Hall, PhD in Allgemeiner Sprachwissenschaft. Lehrte Poetik und Rhetorik an der Universiteit van Amsterdam. Sie untersucht Perspektiven „radikaler Subjektivität“ und die Übertragbarkeit poetischer Verfahren auf nichtsprachliche Gestaltung, u.a. in: *Architektonische Qualität*, Hanser München 2008 (zusammen mit Georg Franck).

Glück, Helmut, Prof. Dr. Dr. h.c.,
Universität Bamberg, Kapuzinerstr. 16, 96047 Bamberg, helmutglueck@gmx.de
Studium der Slavistik, Germanistik und Nordistik in Tübingen und Bochum. Promotion 1978 in Osnabrück, Habilitation 1984 in Hannover. Von 1985 bis 1988 Lektor in Kairo, von 1991 bis 2015 Professor für Deutsche Sprachwissenschaft und Deutsch als Fremdsprache in Bamberg. Forschungsaufenthalte in Québec, Casablanca, Tbilissi, Urbino, Olmütz, Aarhus, Aix-en-Provence und Helsinki. Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte des Deutschen als Fremdsprache, Schrift und Schriftlichkeit, linguistische Terminologie und die Grammatik des Deutschen.

Kaupp, Peter, Dr. phil., Am Forst 47, 64807 Dieburg, peterkaupp@t-online.de
Geb. 1936 in Barcelona, 1958-1964 Studium der Vergleichenden Kulturwissenschaft in Mainz (Dr. phil.), Redakteur im Brockhaus-Verlag (Wiesbaden), 1966 Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Mainz, 1981 Referent im Statistischen Bundesamt (Wiesbaden), zuletzt seit 1981 Professor an der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung in Dieburg, umfangreiche publizistische Tätigkeit, Arbeitsschwerpunkt: Studentengeschichte.

Mattson, P., Dr. phil., Germanistisches Seminar,
Universität Heidelberg, Hauptstr. 207, 69117 Heidelberg,
philip.mattson@gs.uni-heidelberg.de

Renner, Susanne S., Prof. em., Dr., Washington University, Department of Biology
1 Brookings Drive, Saint Louis, MO 63130, USA, srenner@wustl.edu
Evolutionsbiologie mit Schwerpunkt auf Pflanzenevolution, Pflanze/Tier-Interaktionen, Sexualsysteme, Biogeographie, Systematik und Geschichte der Systematik.

Rosenstrauch, Hazel, Dr., Eisenacher Strasse 49, 10823 Berlin,
hazel@rosenstrauch.com

Dr. Hazel Rosenstrauch hat mit einer Arbeit über die Reform des Buchhandels im 18. Jahrhundert bei Prof. Bausinger in Tübingen promoviert, gelehrt, geforscht, für Zeitungen, Zeitschriften und Verlage gearbeitet und mehrere Bücher zur Zeit um 1800 veröffentlicht. Für dieses Thema s. Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt, Andere Bibliothek 2009; Simon Veit, der missachtete Mann einer berühmten Frau, person verlag 2019. www.hazelrosenstrauch.de.

Schauenburg, Jochen, Dr. rer. pol., Dipl.-Ing. (TU), Goethestr. 3, 88677 Markdorf,
info@Schauenburg-Consulting.de

Seit 1965 berufliche Tätigkeiten als Entwicklungsingenieur, Marketing- und Vertriebsmanager und Unternehmensführer in der Luftfahrt- und Automobilzuliefererindustrie. Seit 25 Jahren Unternehmensberater mit den Schwerpunkten Unternehmensführung und Marketing. Seit 1990 Vorlesungen zu den Themen Marketing, Innovationsmanagement und Systemtechnik an verschiedenen deutschsprachigen Hochschulen.

Schmidt-Denter, Ulrich, Univ.-Prof. i.R., Dr. phil., Dipl.-Psych., Büsdorfer Str. 30,
50933 Köln, u.schmidt-denter@uni-koeln.de

Studium der Psychologie in Köln, Promotion und Habilitation an der Universität Düsseldorf, Vertretungsprofessuren an der Universität Bielefeld und der Ruhr-Universität Bochum, Lehrstuhl für Psychologie (mit dem Schwerpunkt Ent-

wicklungs- und Erziehungspsychologie) an der Universität zu Köln, (Mit-)Herausgeber mehrerer wissenschaftlicher Zeitschriften, Forschungsschwerpunkte: Soziale Entwicklung, Identitätsforschung, Familienpsychologie und Scheidungsforschung, Vorschulische Erziehung und Förderung, weitere Informationen: www.schmidt-denter.de.

Gräfin von Schwerin, Kerstin, Dr. phil., Eschstr. 6, 21762 Otterndorf,
v.schwerin@t-online.de

Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Leipzig und Hamburg, Literaturwissenschaftlerin, Mitherausgeberin der kommentierten Robert Walser-Ausgabe (Berner Ausgabe, Suhrkamp Verlag), Präsidentin der Robert Walser-Gesellschaft Bern, Arbeitsschwerpunkte: Deutschsprachige Literatur (18. bis 20. Jahrhundert), Publikationen zu Robert Walser, Johann Heinrich Voß, Friedrike Brun.

Siegfried, Wolfgang, Dr. med., Löslerstr. 43, 83471 Schönau am Königssee,
Wolfgang-Siegfried@t-online.de

Dr. Wolfgang Siegfried hat nach dem Medizinstudium in Siena, Erlangen und Galway von 1989 bis 1991 am NIH, Bethesda, USA im Bereich Mukoviszidose-Gentherapie mit rekombinanten Adenoviren geforscht. Nach weiterer Ausbildung als Internist und Pneumologe an der Universitätsklinik Erlangen-Nürnberg, sowie als Sportmediziner und ernährungsbeauftragter Arzt arbeitet er seit 1996 als ärztlicher Leiter am Rehasentrum Insula in Bischofswiesen bei Berchtesgaden.

Stöger, A., Dr. phil., Universität Leiden (Niederlande), Institut für Geschichte,
am.stoger@hum.leidenuniv.nl

Promotion an der Friedrich-Schiller-Universität Jena 2019 im Fach Geschichte der Naturwissenschaften, Medizin und Technik, Dissertation zu den epistemischen Tugenden im deutschen und britischen Galvanismuskurs, danach Postdoc an der Universität Leiden zu Dogmatismus in naturwissenschaftlichen Debatten des 19. und 20. Jahrhunderts, Forschungsschwerpunkte: Europäische Wissenskulturen seit dem 18. Jahrhundert, Geschichte naturwissenschaftlicher Fachzeitschriften sowie Experimentalwissenschaften um 1800.

Strauss, Dieter, Dr. phil., Hafensinsel 28, 63067 Offenbach, straussda4@yahoo.de
Nach dem Studium der Germanistik und Geschichte arbeitete Strauss vier Jahre als Assistent an der Universität Bonn und anschließend 33 Jahre für das Goethe-Institut in vier Kontinenten und sieben Ländern. Seine Schwerpunkte lagen in der Kulturarbeit wie in der Wiederholung der Langsdorffschen Brasilienexpedition. Er arbeitet heute als Vortragsreisender, freier Autor und Ausstellungsorganisator.

